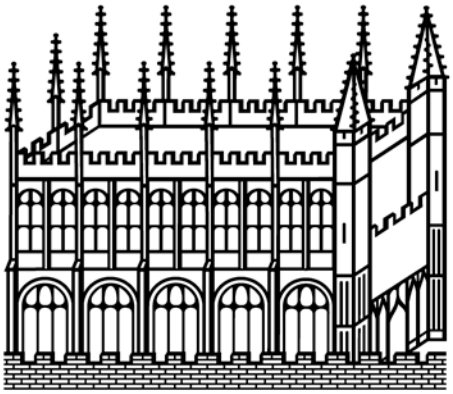


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

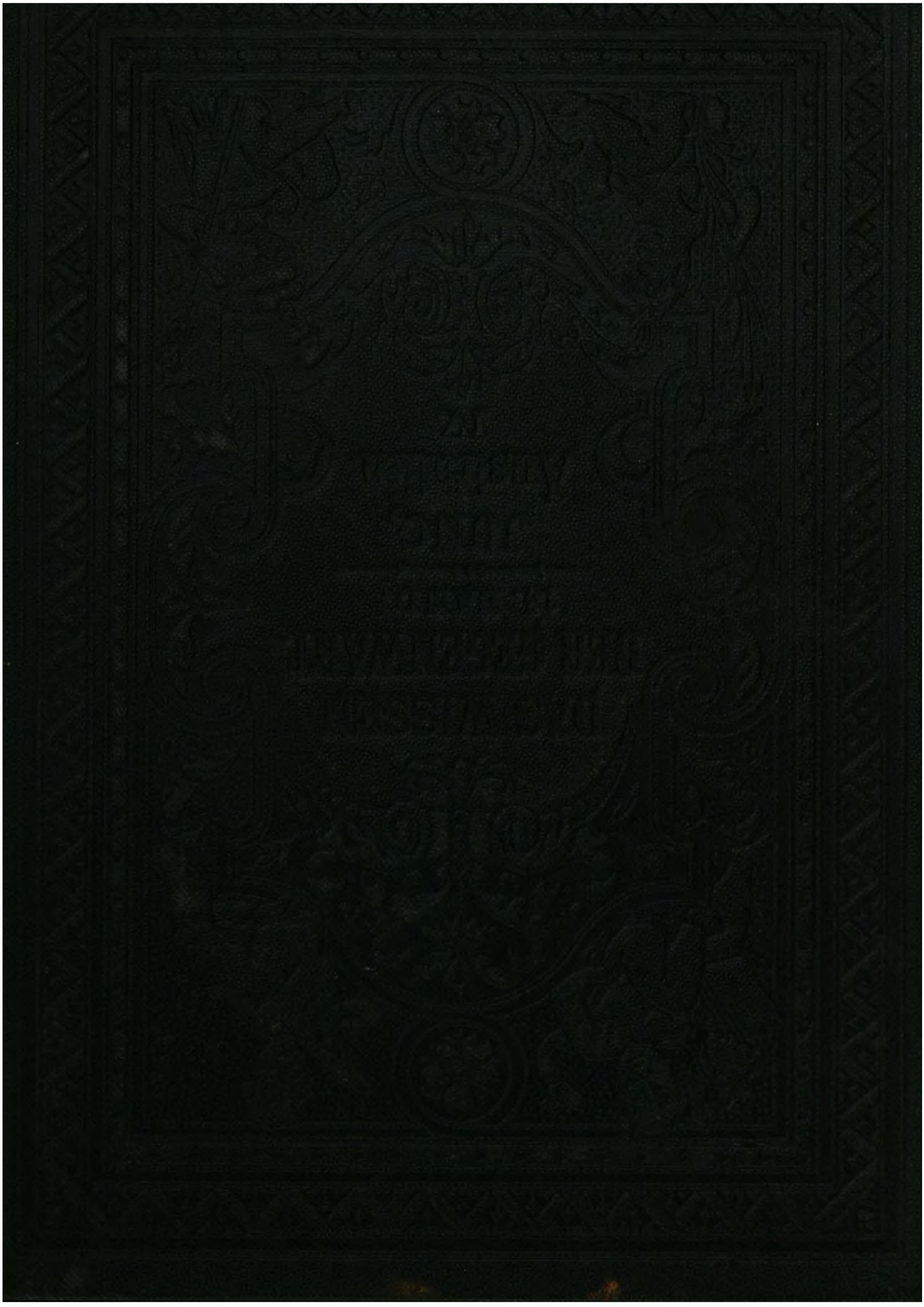
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Die Bände erscheinen in kurzen Zwischenräumen. — Elegante Ausstattung. — Schönes Papier u. grosser Druck. — Reich illustriert. — Druck u. Format aller Bände gleichmässig. — Jeder Band füllt 15—20 Bogen. — Solider Leinwand-Einband.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet gebunden nur 1 Mark = 60 Kr. = 1 Fr. 35 Cts.

Das von uns eingeleitete Sammelwerk:

„Das Wissen der Gegenwart"

durch dessen planmäßige Durchführung die Aufgabe gelöst werden soll, dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, wird hiermit der allgemeinen Teilnahme empfohlen. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, **von denen jeder einzelne ein Ganzes für sich**, zugleich aber einen Baustein zu einem Gesamtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens haben wir jene Zweiteilung, welche als herrschende unverkennbar durch die moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Einteilungsgrunde gemacht. Die **Naturwissenschaften** und die **historischen Wissenschaften**, die gleichsam wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares Land ansetzen und selbst widerstrebende Disziplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben, auch in unserem Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden großen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein abstrakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden wir keineswegs aus unserem Werke ausscheiden, aber nicht sowohl vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane deshalb der großen Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil der Hauptgesichtspunkt, von dem die [illegible] ausgeht, nämlich die territoriale Abgrenzung, e[illegible]

2067

Aus diesen Andeutungen, denen ein im Einvernehmen mit hervorragenden Fachgelehrten systematisch angelegter Plan zu Grunde liegt, dürfte sich zur Genüge ergeben, daß wir in der That eine wissenschaftliche Bibliothek anstreben, welche — die Teilnahme des gebildeten Publikums voraussetzt — die im Eingange dieser Ankündigung gekennzeichneten Aufgaben erfüllen, in allen Teilen frommen und nützen, in ihrer Gesamtheit aber einen geistigen Bau von dauerndem Werte bilden wird.

Die außerordentliche Wohlfeilheit dieser Einzelwerke bietet auch dem Minderbemittelten, der so oft vor den hohen Preisen wissenschaftlicher Werke zurückschreckt, die erwünschte Gelegenheit, sich auf einem bestimmten Gebiete gründliche und ausgiebige Belehrung zu sichern. So hoffen wir denn durch unsere Bibliothek ein Bildungsmittel zu schaffen, das in der großen, nie endenden Schule der Erwachsenen eine würdige Stellung einnimmt, das von den Wissenden gutgeheißen, von den Gebildeten und Bildungsbedürftigen gerne angenommen wird, und den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. I. 1618–1621: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung.
280 Seiten. Mit 3 Doppelvollbildern, 1 Vollbild u. 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.,** Allgemeine Witterungskunde.
266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622—1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs.
292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.,** Die Insekten nach ihrem Nutzen u. Schaden.
304 Seiten. Mit 70 Abbildungen, welche die Aufgabe erfüllen, die Unterhaltung und Belehrung zu unterstützen und zu erleichtern.

Bd. 5. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633—1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden.
240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbildern und 3 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien.
I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner.
280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 7. **Taschenberg, Dr. Otto,** Die Verwandlungen der Tiere.
272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil.)
312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. **Klaar, Alfred,** Geschichte des modernen Dramas in Umrissen.
320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. **Becker, Dr. E.,** Die Sonne und die Planeten.
308 Seiten. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. **Jung, Dr. E.,** Der Weltteil Australien. III. Abtlg.: I. Melanesien. (II. Teil.) II. Polynesien. (I. Teil.)
304 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 12. **Gerland, Dr. E.,** Licht und Wärme.
320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden in rascher Reihenfolge erscheinen:

Meyer von Waldeck, Dr. Fr., Rußland: Leben, Sitten und Gebräuche. (Mit Abbildungen).
Löwenberg, Geschichte der geographischen Forschun[g] und Entdeckungen am Pol und Äquator. (Mit Abbildungen und Kärt[chen].)
Guttmann, Dr., Geschichte der französischen Revolu[tion]. (Mit Abbildungen.)
Müller, Wilh., 1800—1815. (Mit vielen Abbildu[ngen].)
Ochsenius, C., Chili. Schilderung von Land und [Leuten] (Mit Abbildungen.)
— Bolivia und Peru. Schilderung von Land u. [Leute]. (Mit Abbildungen.)
Peters. Dr. C. F. W., Die Fixsterne. (Mit vielen Abbildungen.)
Behaghel, Dr. Otto, Die deutsche Sprache.
Bernstein, Prof. Dr. Julius, Naturkräfte. (Mit Abbildungen.)
K. v. Fritsch, Prof. Dr., Geschichte der Tierwelt. (Mit Abbildungen.)
Kirchhoff, Prof. Dr. A., Bilder aus der Völkerkunde. (Mit Abbildungen.)
Lehmann, P., Erde und Mond. (Mit Abbildungen.)
Proskauer, Dr. B., Beleuchtungsstoffe. (Mit Abbildungen.)
Rein, Prof. Dr., Marocco. (Mit Abbildungen.)
Sell, Prof. Dr., Das Wasser. (Mit Abbildungen.)
Soyka, Dr., Gesundheitslehre. (Mit Abbildungen.)
Toula, Prof. Dr. F., Die Erde als Weltkörper (Relief, ihr Inneres, ihre Entstehung ꝛc.). (Mit Abbildungen).
Valentiner, Prof. Dr. W., Kometen- und Meteoren-Buch. (Mit Abbildungen.)
Hartmann, Prof., Afrika. (Mit Abbildungen).
Studer, Prof., Allgemeine Tiergeographie. (Mit Abbildungen.)
Willkomm, Prof., Spanien und Portugal. (Mit vielen Abbildungen.)
Kretzschmar, Dr. H., Geschichte der Oper. (Mit Abbildungen.)
Fritsch, Prof. G., Südafrika. (Mit Abbildungen).
Egli, Prof. Dr. J. J., Die Schweiz. (Mit Abbildungen.)
Krümmel, Dr. Otto, Der Ozean und die Binnenmeere. (Mit Abbildungen.)
Jung, Prof., Bilder aus dem Leben der Römer während der Kaiserzeit. (Mit Abbildungen.)
v. Wurzbach, Dr. A., Geschichte der holländischen Malerei.
Semper, Dr. H., Geschichte der Plastik. (Mit Abbildungen.)
Folnesics, Geschichte der Keramik. (Mit Abbildungen.)
Gindely, Prof. A., Albrecht von Waldstein. (Eine Biographie.)
— Gustav Adolf, König von Schweden. (Eine Biographie.)
Fournier, Prof. A., Napoleon I. (Eine Biographie.)
Hopp, Dr. E. O., Geschichte der Vereinigten Staaten in 3 Abteilungen.
Redtenbacher, R., Geschichte der Architektur. I. Abtlg.: Altertum. II. Abtlg.: Mittelalter. III. Abtlg.: Renaissance. IV. Abtlg.: Neuzeit.
Taschenberg, Dr. Otto, Bilder aus dem Tierleben.
Jung, Dr. K. E., Deutsche Kolonien.
Hartmann, Prof. Dr. R., Madagaskar.
— Die Nilländer.
Keller-Leuzinger, F., Brasilien.
Bernstein, Prof. Dr. J., Naturkräfte.
Nüßlin, Prof., Das Tierleben unserer Seen und Flüsse.
Pinner, Prof. Dr., Die Gesetze der Natur-Erscheinungen.
Schultz, Prof. Dr. A., Einführung in die Kunstgeschichte.
Schütz, Friedr., Geschichte Österreichs von 1848—1870.
Detlefsen, Dr. E., Wie wächst die Pflanze?
Graber, Prof. Dr., Die mechanischen Werkzeuge u. Einrichtungen der Tiere.

Fortsetzung am Schluß des Buches.

810.11r20

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XIII Band:

Der Weltteil Australien

von

Dr. Karl Emil Jung.

IV Abteilung.

Leipzig: G. Freytag. 1883. Prag: F. Tempsky.



Markeſaniſcher Häuptling im vollen Kriegsſchmuck.

Der
Weltteil Australien

von

Dr. Karl Emil Jung,
ehemal. Inspektor der Schulen Südaustraliens.

IV Abteilung:

I. Polynesien. (II. Teil.)
II. Neuseeland. III. Mikronesien.

Mit 18 Vollbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig: G. Freytag. 1883. Prag: F. Tempsky.

RHODES HOUSE
OXFORD
LIBRARY

BODLEIAN LIBRARY
5
MAR
1928
OXFORD

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

I. Polyneſien. (II. Teil.)

Seite

Tahiti und Dependenzen.
1. Das Land und ſeine Produkte 3
2. Tahiti und Moorea 14
3. Die Tahitier 28
4. Die Geſchichte Tahitis 57
Die unabhängigen Inſeln unter dem Winde 66
Die Mangarewa- oder Gambierinſeln 74
Die Pitcairninſeln 78
Die Markeſas 81
Rapanui und Sala y Gomez 89
Die Viti-Inſeln.
1. Allgemeiner Charakter der Gruppe und ihre Produkte . . . 93
2. Die Hauptinſeln 106
3. Die Vitier 112
4. Viti unter engliſcher Herrſchaft 139
Rotumah 151

II. Neuſeeland.

1. Lage und Areal 156
2. Bodengeſtalt, Bewäſſerung und Klima 158
3. Pflanzen- und Tierleben 173
4. Die Maori 183
5. Die Koloniſten und ihre Beziehungen zu den Maori . . . 221
6. Städte 234

III. Mikroneſien.

Die mikroneſiſchen Inſeln und ihre Bewohner 238
Die Marianen 241
Die Karolinen 248
Die Palauinſeln 256
Die Marſhall- Inſeln 258
Die Gilbertinſeln 262

Abbildungen.

Titelbild: Markesanischer Häuptling im vollen Kriegsschmuck, nach einem Bild in Tour du Monde.

Figur

1. Das Haus des Königs Pomare. S. 19. n. Garnier, Océanie les iles des Pins.
2. Tahitische Männer aus dem Volke. S. 21. n. einem Bild in Tour du Monde.
3. Maitea. S. 25. n. Brassey, Voyage in the Sunbeam.
4. Die Insel Moorea. S. 27. n. einem Bild in Tour du Monde.
5. Junge Frauen von Tahiti. S. 29. n. Brassey, Voyage in the Sunbeam.
6. Die Königin Pomare. S. 31. n. einem Bild in L'Illustration.
7. Das Fest in Fataua. S. 33. n. Brassey, Voyage in the Sunbeam.
8. Pomare V. S. 63. n. einem Bild in L'Illustration.
9. Die Reede von Borabora. S. 67. n. einem Bild in Tour du Monde.
10. Mädchen von den Tuamotu. S. 73. n. einer Photographie aus dem Museum Godefroy.
11. Das Dorf Rikitea auf Mangarewa. S. 75. n. einem Bild in Tour du Monde.
12. Eingeborene der Gambierinseln. S. 77. n. einem Bild in Tour du Monde.
13. Inneres der Insel Pitcairn. S. 78. n. Univers Pittoresque.
14. Landungsplatz in der Bountybai. S. 79. n. Univers Pittoresque.
15. Männer von den Markesas. S. 84. n. einer Photographie a. d. Museum Godefroy
16. Ein Götzenbild der Markesaner. S. 86. n. einem Bild in Tour du Monde.
17. Ein Steinbild auf der Osterinsel. S. 91. n. einem Bild in Tour du Monde.
18. Heiße Quellen auf Ngau. S. 97. n. Gordon-Cumming, at home in Fidji.
19. Ovalau, Mbau und Ngau v. Viti Levu gesehen. S. 107 n. Gordon-Cumming, at home in Fidji.
20. Levuka. S. 111. n. Gordon-Cumming, at home in Fidji.
21. Männer von Viti. S. 113. n. Erskine, The Islands of the western Pacific.
22. Die Küche eines Häuptlings. S. 117. n. Gordon-Cumming, at home in Fidji.
23. Menschenfleischgabeln. S. 119. n. Andree.
24. Kannibalen, ihr Opfer tragend. S. 120. n. Cooper-, Stone hewer Coral-Islands.
25. Sohn des Exkönigs Thakombau. S. 129. n. einer Photographie a. d Mus. Godefroy.
26. Ein Meke-Meke vitischer Krieger. S. 133. n. einem Bild in Tour du Monde.
27. Thakombau. S. 140. n. einer Photographie a. d. Museum Godefroy.
28. Noatau. S. 152. n. Harpers Weekly.
29. Der Milford-Sund. S. 159. Illustrat. London News.
30. Tongariro und Ruapahu. S. 163. n. Hochstetter, Neuseeland.
31. Die heißen Quellen von Orakeikorako. S. 165. n. Hochstetter, Neuseeland.
32. Die heißen Quellen von Lake Hope. S. 167. n. Illustrat. London News.
33. Am Waikato. S. 169. n. Hochstetter, Neuseeland.
34. Mount Arrowsmith mit dem Ashburntongletscher. S. 170. n. Hochstetter, Neuseeland.
35. Eine Urwaldpartie in Neuseeland. S. 174. n. American Naturalist.
36. Die Methode für das Rollen der Baumstämme. S. 177. n. Harpers Weekly.
37. Vornehmer Maori. S. 186. n. American Naturalist.
38. Vornehme Maorifrau. S. 187. n.
39. Holzschnitzereien an der Thür eines Hauses. S. 188 n. Hochstetter, Neuseeland.
40. Vorrathshäuschen. S 189. n. Univers Pittoresque.
41. Maunga Woa, die Ritterburg des Maori. S. 190. n. Hochstetter, Neuseeland.
42. Maunga Woa (Mount Eden) mit seiner heutigen Umgebung. S. 191. n. Hochstetter Neuseeland.
43. Thor eines Pah. S. 193. n. American Naturalist.
44. Ein Kriegskanu. S. 194. n. Hochstetter, Neuseeland.
45. Ein Kannibale aus früherer Zeit. S. 197. n. Hochstetter, Neuseeland.
46. Allee von Kokospalmen. S. 240. n. einer Photographie v. G. Riemer, Reise der Hertha.
47. Tempelruinen auf Tinian. S. 245. n. Univers Pittoresque.
48. Dorf auf Ualan. S. 251. n. Univers Pittoresque.
49. Häuptling von Ponape. S. 252. n. Dammann. Anthrop. ethn. Album.
50. Gruppe v. Eingeborenen d. Insel Yap unter Kokospalmen. S. 253. n. einer Photographie.
51. Der Häuptling Naobon mit seinen beiden Frauen. S. 255. n. einer Photographie.

Polynesien.

II. Teil.

Tahiti und Dependenzen.

1. Das Land und seine Produkte.

Die Gruppe der Gesellschaftsinseln, zu welcher Tahiti und das ihm politisch zugehörige Moorea gerechnet wird, wurde vielleicht schon 1606 von Quiros gesehen — Tahiti ist wahrscheinlich das von ihm genannte Sagittaria — allein sie blieb Europa trotzdem vollkommen unbekannt und man hat daher den englischen Kapitän Wallis als den eigentlichen Entdecker anzusehen. Dieser erblickte zuerst am 18. Juni 1767 den hohen Gipfel Tahitis und entdeckte in der Folge noch die meisten der übrigen Teile der Gruppe. Im nächstfolgenden Jahre kam Bougainville hierher und gab der Insel den Namen Nouvelle Cythère und wieder ein Jahr später nahm Cook auf ihr längeren Aufenthalt, um den Durchgang der Venus zu beobachten. Dadurch erhielten wir eine ziemlich eingehende Kenntnis der Inselgruppe und ihrer Bewohner, welche bedeutend vervollständigt wurde durch Cooks zweiten Besuch im September 1773, wobei ihn die beiden Forsters begleiteten. Bligh kam 1789 hierher und 1797 Wilson, welcher die protestantischen Missionäre von London brachte, und in diesem Jahrhundert ist bis in die neueste Zeit der Archipel so häufig besucht und bereist worden, daß wir wohl keinen Teil Polynesiens besser kennen als gerade ihn. Es ist daher schon eine sehr reichhaltige Litteratur über die Inselgruppe vorhanden; das beste Bild von dem Lande und seinen Bewohnern hat uns der Missionär Ellis in einer wahrhaft klassischen Schilderung geliefert.

Die Gesellschaftsinseln erhielten diesen Namen von Cook nach der Königlichen Gesellschaft zu London, nicht etwa, wie man wohl behauptet hat, wegen ihres nahen Beieinanderliegens, und zwar benannte Cook so nur die westliche Abteilung; von dieser ist dann der Name auf die ganze Gruppe übergegangen. Diese Abteilung, Inseln unter dem Winde genannt, wird durch einen breiten Kanal von der Ostabteilung, den Inseln im Winde, getrennt. Die erste besteht aus zehn kleinen Inseln oder Gruppen von Inselchen, die zweite weit größere aus der Hauptinsel Tahiti, aus Moorea, der kleinen Lagunengruppe Tetuaroa und dem 435 Meter hohen Inselberge Matia oder Maitia.

Diese zweite Abteilung steht unter französischer Herrschaft und wird nebst den Markesas, der Mangarewagruppe, den Tuamotu und drei Tubuainseln von einem in Tahiti residierenden Gouverneur verwaltet.

Französische Besitzungen	Quadratkilometer	Quadratmeilen	Bewohner
Tahiti und Moorea	1179	21,40	11 172
Markesas	1274	23,14	5754
Tubuai, Vavitao, Rapa	209	3,80	793
Tuamotu-Archipel	1000	18,20	7300
Mangarewagruppe	17	0,30	
Clipperton-Insel	5,5	0,10	—
Französische Besitzungen:	3684,5	66,94	25 019

Da alle übrigen, Frankreich nicht zugehörigen Inseln, abgesehen von vier flachen Lagunen-inseln, in ihrem Bau einander ganz ähnlich sind, so paßt die Beschreibung der Hauptinsel auch auf alle anderen. Die Inseln, welche sich zwischen 148° und 155° westl. Länge und 16° bis 18° südl. Breite hinziehen, haben ein außerordentlich angenehmes und gesundes Klima. Trotz ihrer Nähe zum Äquator wird die Hitze durch die Einwirkungen der Seewinde, auch der Höhe der Berge niemals unerträglich. „Zu allen Zeiten", sagt Forster, „steigen Dünste aus dem Meer, hängen sich an die Berge und träufeln im Morgentau herab.

Zu allen Stunden des Tages kühlt der Seewind die Ebene und mildert die Gewalt der Sonnenstrahlen und des Nachts fährt die wohlthätige Landluft mit tautriefenden Schwingen von den Bergen hernieder.“ Die mittlere Temperatur ist 25° C, als Maximum hat man 31°, als Minimum 17° C beobachtet. Am regenreichsten ist die heißeste Zeit des Jahres: Dezember bis März, dann wechselt der Passat mit heftigen Nordwinden, welche sehr oft mit zerstörender Kraft auftreten, auch Gewitter stellen sich dann ein.

Erdbeben sind selten und eine Spur vulkanischer Thätigkeit ist nur in den wenigen, erloschenen Kratern zu finden. Doch ist das Gestein der Inseln überall vulkanisch: Trachyt, Dolerit, Basalt, Lava, welche die Piks bilden, deren schroffe Wände sich über 2000 Meter erheben. Von den hohen Gipfeln strahlen schluchtenartige Thäler, getrennt durch jäh aufstrebende, scharfkantige Gebirgswälle, nach allen Seiten zum schmalen Uferrande aus. Der Boden auf diesen Felsgraten besteht aus rotem Thon, entstanden aus der Auflösung der vulkanischen Gesteinsarten; die Thäler enthalten sehr häufig einen außerordentlich fruchtbaren, durch die Anhäufung vegetabilischer Stoffe entstandenen schwarzen Humusboden. In diesen Thälern aufwärts zu den Gipfeln der Berge zu gelangen, ist vollkommen unmöglich, denn sie endigen beständig bei hohen Felsenmauern, welche in hunderten von Metern zu den Spitzen des Centralgipfels aufsteigen. Rings um den schnell aufstrebenden Kern der Inseln liegt ein breites, dann und wann durch Vorsprünge der Berge unterbrochenes Flachland, welches außerordentlich fruchtbar ist und den allein bewohnten Teil der Insel bildet. Von den Bergen herab strömen aus den Schluchten zahlreiche, wasserreiche Bäche, welche zuerst als wilde Gebirgswässer das enge Thal füllen und tosend über Abhänge und Felsenblöcke stürzen, später als muntere Flüßchen sich zur stillen Lagune schlängeln, die das umsäumende Korallenriff von der schäumenden Brandung abschließt.

Thal und Gebirgshang bedeckt ſich unter dem Einfluß der reichlichen atmoſphäriſchen Niederſchläge überall mit dichtem Wald oder, wo ein Baum nicht mehr Wurzel ſchlagen kann, doch mit Geſträuch und Farnen. Die Flora Tahitis und der übrigen Geſellſchaftsinſeln iſt nicht ſo reich wie die der weſtlicheren Archipele Oceaniens, doch kennt man bereits über 800 Arten, auch giebt es hier verhältnismäßig wenig glänzende Blumen und offizinelle Pflanzen, was ſich aus der die Blattentwickelung vorzugsweiſe fördernden, großen Fruchtbarkeit des Bodens erklärt. Von den vorkommenden Pflanzenfamilien ſind am artenreichſten Farne, Leguminoſen, Algen und Mooſe, von Palmen giebt es jedoch nur zwei Arten: die Kokospalme und eine Areka. Der Grundcharakter iſt der indiſche, nur wenige Pflanzen zeigen Verwandtſchaft mit der neuſeeländiſchen Flora, während einige auf Südamerika hinweiſen.

An Nahrungspflanzen waren die Geſellſchaftsinſeln ſchon reichlich genug bedacht, ehe noch die Europäer fremde Fruchtbäume und Samen einführten. Außer der Kokospalme gab es hier den Piſang, von welchem man neben einer in den oberen Thälern wild wachſenden Spezies nicht weniger als 13 kultivierte Spielarten kannte, ferner die ſüßen Knollen der Batate, die Yamswurzel (Dioscorea alata), den Taro, die Tacca, den ſtattlichen Vi (Spondias dulcis), welcher mit der Erythrina corallodendrum die Eigentümlichkeit teilt, die Blätter in der heißen Jahreszeit abzuwerfen. Die im Mai reifenden Früchte waren dann im ſo großem Überfluß vorhanden, daß an eine Vertilgung nicht gedacht werden konnte. Die roſenfarbenen, etwa orangegroßen Früchte der ſcharlachrot blühenden, mit dichtem dunkelgrünen Laub bedeckten, hochſtrebenden Jambuſe (Eugenia malacensis) haben ein ſüßes, weißes Mark von der Dichtigkeit eines Apfels. Das gleichfalls dunkelgrüne Laub der Südſeekaſtanie (Inocarpus edulis) zieren duftende, gelbe Blüten und die reife, nierenförmige Frucht enthält einen Kern, welcher unſerer Kaſtanie gleicht. Die lilienartige Tipflanze (Dracaena terminalis) liefert in ihrer

braunen, an Form und Größe einem Holzklotz gleichenden, zuckerſüßen Wurzel eine angenehme Zugabe für den Nachtiſch. Zuckerrohr kaut man ſeines Saftes wegen. Aber nur in abgelegenen Schluchten an den Ufern der Bäche findet man noch die dunkelgrünen, knotigen Stämme des Piper methysticum, denn die Miſſionäre haben die Bereitung des Awa- oder Kawatrankes verboten und der Baum iſt größtenteils ausgerottet worden.

Nicht zum Genuß, vielmehr um Gefäße zur Aufbewahrung von Öl und anderen Flüſſigkeiten zu gewinnen, baut man den Flaſchenkürbis (Cucurbita layenaria) und den Kugelkürbis (Cucurbita pruriens). Aus dem Baſt des Brotbaumes, des großen und rauhen Feigenbaumes und des Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera) bereitet man Tapatuch, aus den palmartigen Blättern des Pandanus und Burao (Hibiscus tiliaceus) werden Matten geflochten. Mit der beſten Jute rivaliſieren die Faſern von Piripiri (Urena lobata) und Purumu (Malvacea sp.); für Hüte liefern treffliches Material Bambusa arundinacea, Tacca pinnatifida, für andere Zwecke eignen ſich Musa paradisiaca, Ficus prolixa, Pipturus velutinus, Asclepias gigantea, deren Fabrikate zum Teil von außerordentlicher Dauerhaftigkeit und Widerſtandsfähigkeit gegen Feuchtigkeit ſind. Von manchen dieſer Stoffe ſind ungeheure Mengen vorhanden, ſo könnten die Tuamotu allein von Blättern und Faſern des Pandanus jährlich 20 Millionen Tonnen liefern, Kokosfaſer iſt in enormen Quantitäten zu haben, ebenſo wie der Purumu, der ſich auf allen kultivierten Feldern als Unkraut breitmacht. Aus dem Bambusrohr (Arundo Bambus) fertigte man allerlei Schneidewerkzeuge, ſowie Angelruten, das eiſenharte Holz des Aito (Casuarina equisetifolia) verarbeitete man zu Waffen. Vortreffliches Arbeitsholz gewann man ferner vom Inocarpus, vom Brotbaum, deſſen Holz ſich vorzüglich zum Kahnbau eignet, vom Tamanu (Calophyllum inophyllum), deſſen rötliches Holz dem Mahagoni wenig nachſteht und deſſen Frucht einen gelblichen Farbſtoff enthält. Wertvolles Material für den

Kunſttiſchler liefert der Miro (Thespisia populnea). Vortreffliches Holz für Kähne giebt Spondias dulcis, der Ewibaum, ſowie Rhus tahitensis, reichlich vorhanden iſt das harte Holz von Phyllantus tahitensis und Pomaderris zizyphoïdes, von den Eingeborenen Mahame reſp. Toï genannt. Gutes Nutzholz enthält auch der ſtämmige, wohlbelaubte Hutubaum (Barringtonia speciosa) mit ſeinen großen, eirunden Blättern und weißen Blüten mit roſafarbenen Staubfäden, ein ſtattlicher Bewohner der Meeresküſte. Sowohl am Meere als an den Bergabhängen iſt der Kukui (Aleurites triloba) zu finden, leicht erkennbar unter der übrigen Pflanzenwelt an ſeinen breiten, gelappten, oben grauglänzenden, unten braunbehaarten Blättern. Den öligen Kern ſeiner ſteinharten Nüſſe gebraucht man auch hier zu Beleuchtungszwecken. Das früher reichliche Sandelholz (Santalum insulare) trifft man nur noch im Innern, in einer Höhe von 700 bis 1000 Meter an; ſein gelbes Holz dient zum Parfümieren des Kokosöls, ebenſo wie die Rinde von Alyxia stellata, einer Pflanze, die namentlich auf den Tuamotu außerordentlich häufig vorkommt, und von 13 anderen Gattungen wildwachſender Pflanzen. Gute Farbſtoffe gewinnt man, außer aus der Frucht des Tamanu, aus den Blumenſtielen des Mati (Ficus tinctoria), welche eine ſchöne rote Farbe geben, aus den Wurzeln und dem Holz des Nono (Morinda citrifolia), die Gelb liefern, ferner aus der Rinde von Peperomia rhomboïdea, aus den Blättern von Cordia subcordata u. a. Nicht wenige der Pflanzen ſind in der Heilkunde verwertbar, wie Wickstroemeria Forsteri, Hernandia peltata, Napata und Paketa; die beiden letzten wendet man vornehmlich bei offnen Wunden an. Gute Harze geben die Kokospalme, der Tamanu, Acacia nicotica und der Kukui; die Rinde des letztgenannten, vielſeitig nützlichen Baumes enthält guten Gerbſtoff. Die einzigen, bisher in nennenswerten Mengen ausgeführten Hölzer ſind Tamanu und Miro, welche in Deutſchland und England wachſende Abnahme finden.

Von Ölpflanzen iſt in erſter Linie die Kokospalme zu

nennen, welche namentlich auf den Tuamotu in außerordentlich großer Zahl vorhanden ist. Man zählt dort gegen 40 Millionen Bäume und kann jährlich drei Millionen Tonnen Kopra ausführen; der Preis an Ort und Stelle ist 25 Franks pro Kilogramm. Von der Kopra gewinnt man in Europa 75 Prozent, aus den Nüssen des Tamanu gegen 44, aus denen des Kukui 62 Proz. reines Öl, doch wird dieser Prozeß, der bei den Kukuinüssen leider noch vielen Schwierigkeiten begegnet, erst in Europa vollzogen.

Von Pilzen, welche für den Handel Wert haben, ist Excidia auricula judae von Wichtigkeit, in Mengen auf den Stämmen alter Tamanubäume zu finden und ein gesuchter Artikel in China, wohin er über San Francisko unter dem Namen Fungus geht. In Tahiti steht sein Preis per Tonne auf 1000, in San Francisko auf 3000 Franks.

Die betäubenden Eigenschaften mancher Pflanzen waren den Eingeborenen sehr wohl bekannt; sie benutzten dieselben, um Fische damit zu betäuben und dann leicht zu fangen. Sie warfen die gequetschten Früchte der Barringtonia speciosa ins Wasser, sie gebrauchten so den übelriechenden Zeiland (Daphne foetida), die giftige Kresse (Lepidium piscidium) und das Fleckenkraut (Tephrosia piscatoria).

Durch die Europäer ist eine ganze Anzahl von Pflanzen eingeführt worden, welche recht gut gedeihen, zum Teil zu gut, wie die zu Anfang dieses Jahrhunderts aus Amerika eingeführte Guave (Psidium pyriferum), ein Strauch mit himbeerähnlichen Früchten, die Geißel der Landbauer, welche die Vegetation der Ebene auf Tahiti großenteils unterdrückt hat. Dankbarer darf man sein für die Einführung der Ananas, der Citrone und Apfelsine, der peruanischen Chirimoya, des Kaffees, der Baumwolle, des Kakaos und der Vanille.

Die französischen Inseln Polynesiens liefern eine sehr weiße, feine, starke und reine Baumwolle, welche an Güte den Klassen 1 und 2 amerikanischer Baumwolle entspricht. Diese Kultur

hat eine große Zukunft. Man hat ausgedehnte Pflanzungen auf Tahiti, Moorea, Mangarewa, Rurutu angelegt; auch die Baumwolle von Rarotonga wird über Tahiti ausgeführt. Der Preis der verschiedenen Baumwollen in ungereinigtem Zustande stellt sich in Papeïti auf 50 bis 60 Centimes per Kilogramm. Der Kaffeebau ist von der Regierung eifrigst unterstützt worden und wird sowohl auf Tahiti als namentlich auf Moorea gepflegt. Auch die Kultur von Vanille beginnt für die französischen Besitzungen von Wichtigkeit zu werden, seitdem man gelernt hat, der Pflanze die äußerst sorgfältige Behandlung angedeihen zu lassen, welche sie verlangt, denn man muß sie nicht nur vor den Sonnenstrahlen schützen und sehr feucht halten, man muß auch die vor dem Eintritt völliger Reife gepflückten Schoten in feuchter Wärme zwischen Decken und Federbetten mit größter Vorsicht trocknen, um das Aufbrechen derselben und das Verflüchtigen des Duftes zu verhüten. Von wachsender Bedeutung ist der Anbau des Zuckerrohrs, für dessen Verarbeitung sich auf Tahiti vier Fabriken befinden. Australien würde einen vortrefflichen Markt abgeben. Außerdem destilliert man etwas Rum. Alkoholische Getränke stellt man aber in größerer Menge aus Orangen her; die Jahresproduktion von Rum und Tafia wird auf 100 000 Liter geschätzt. Auch aus dem Evi (Spondias cytherea) und aus Piper methysticum wird ein Branntwein gewonnen.

Die Tierwelt ist auf dem Lande sehr arm an Arten, in der See dagegen reich genug. Von Säugetieren fanden die ersten europäischen Seefahrer eine Ratte, ein Schwein mit zugespitzten Ohren, von dem jetzt nach vielfacher Mischung mit importierten Rassen keine Spur mehr zu erkennen ist, und ein in derselben Weise verschwundener Hund, welcher, allein von vegetabilischer Nahrung lebend, eine hochgeschätzte Speise war. Jetzt sind alle europäischen Haustiere eingeführt, die Pferde aus Südamerika, die Rinder aus Neusüdwales, einige der letzteren sind schon verwildert. Mit den Schafen hat man weniger Glück gehabt, die

Ziegen kommen aber beſſer fort. Gegen das Fleiſch der letzteren zeigen die Eingebornen immer noch einen unüberwindlichen Widerwillen, während ſie das anfängliche Vorurteil gegen Rindfleiſch und Kuhmilch längſt abgelegt haben. Weitaus am ſtärkſten iſt aber die Zucht von Schweinen, nach welchen übrigens die Inſulaner faſt alle größeren Haustiere benannt haben. Buaa toro, das Schwein mit dem langen Halſe, nennen ſie das Rind, buaa horofenua, das Schwein, welches ſchnell über die Erde läuft, heißt das Pferd, buaa niho, das Schwein mit den Zähnen auf dem Kopfe, wird die Ziege genannt.

Die Landvögel ſind zum Teil ſehr eigentümlich, doch giebt es nur 20 Arten derſelben. Das nützlichſte Geſchöpf iſt jedenfalls das Haushuhn, welches ſchon von Wallis geſehen wurde und das noch jetzt ohne beſondere Pflege ſehr gut gedeiht und zahlreich auf allen Inſelgruppen vorhanden iſt. Es bildet im Handelsverkehr mit den anlaufenden Schiffen einen eben ſo wichtigen Artikel wie das Schwein. Auch Truthühner und Enten ſind hier und dort eingeführt worden. Raubvögel gab und giebt es gar nicht. Einige Vögel, die früher nicht ſelten waren, ſcheinen jetzt nicht mehr vorzukommen, wie der rote Honigfreſſer (Melithreptes coccineus), ein grüner langſchwänziger Papagei und eine blaue Taube. Die große, in Neukaledonien häufige Kronentaube (Serresius galeatus) iſt hier weniger ſchön gefärbt, namentlich iſt die purpurne Haube ſehr blaß. Von Papageien finden ſich Coryphilus taitianus und dryas, letzterer auf den Markeſas zu Hauſe. Zahlreich bewohnen die Evini, kleinere Papageien von Sperlingsgröße, blau mit weißer Bruſt und rotem Schnabel und Füßen, die hohen Kokospalmen und ſaugen den ſüßen Saft aus ihren Blüten.

Waſſervögel ſind weniger ſelten. An den Küſten leben Möven, ſchiefergraue Tölpel, rußige Sturmvögel (Procellaria fuliginosa), gefleckte Eisvögel (Alcedo rudis) und taubengroße, leichtgezähmte Seeſchwalben (Sterna stolida). Auf den Außenriffen ſtellt der blaue Reiher (Ardea caerulea) ſeiner Beute nach, auf

den Felſen der Küſte niſtet der Fregattenvogel, deſſen lange, ſchwarze Schwanzfedern früher die Gewänder der Häuptlinge ſchmückten. Noch wertvoller ſind die weißen Schwanzfedern des Tropikvogels (Phaëton aethereus) und die ſcharlachroten des noch zierlicheren Phaëton phoenicurus, welche nur von Häuptlingen getragen werden durften. Man pflegte den Vogel beim Brüten zu überraſchen, ihm die Federn auszuziehen und ihn dann wieder fliegen zu laſſen, um ihn ſpäter abermals berauben zu können. Die kleinen Inſeln Tetuaroa, Tubuai und andere wurden als Privatdomänen der königlichen Häuptlinge von Tahiti angeſehen.

Von Amphibien kennt man nur einige Arten Eidechſen; ein großer, gelbgefleckter Gecko läuft an den Wänden der Hütten herum und reinigt die Dächer von Inſekten, Schlangen kommen gar nicht vor ein Skorpion, iſt durchaus harmloſer Natur. Dafür ſind aber Fliegen, Moskitos und die durch europäiſche Schiffe eingeführten Schaben in ungeheuren Mengen vorhanden. Dieſe Quälgeiſter ſind Tag und Nacht thätig. Mit Moskitos ſind nicht allein die feuchten Dickichte erfüllt, ſie kommen nachts auch in die Häuſer und dringen durch die kleinſten Öffnungen der gegen ſie gezogenen Vorhänge ein, während hunderte drei Zoll langer Schaben über den Boden die Wände hinauf und an den Bettpfoſten hinaufkrabbeln, von dort ſich auf das Bett niederfallen laſſen und ſo in wirkſamer Weiſe dem Gepeinigten den erſehnten Schlaf rauben.

An Seetieren ſind die Gewäſſer der Inſelgruppen außerordentlich reich. Schon Banks kannte 150 verſchiedene Arten. Es giebt mehrere Haie, welche meiſtens der braunen oder weißen Art (Squalus carcharias) angehören und von den Inſulanern gern gegeſſen werden, namentlich die Leber gilt als ein Leckerbiſſen. Merkwürdige Fiſche ſind der Teufelsrochen, deſſen rauhe Haut als Feile dient, eine blutrote, ſchwarzgeſtreifte Skorpäne (Scorpaena antennata), die mehr einem Seeigel gleicht, drei Arten von Chätodon, Chalcedon Imperator, Zeus ciliaris u. a. Schildkröten kommen namentlich an die Ufer der niedrigen In-

ſeln und in die Lagunen. Man trifft ſowohl die Karettſchildkröte (Testudo imbricata) als Chelonia Midas. Es ließen ſich etwa 10 000 Kilogramm Schildkrötenſchale im Jahr gewinnen. Unter den zahlreichen Cruſtaceen iſt eine Hyas merkwürdig, welche, um von ihrer Beute nicht geſehen zu werden, ſich unter Korallenſand und Schlamm verbirgt, während die auf langen Stielen ſitzenden Augen darüber emporragen. Eine Krabbenart (Calappa tuberculata) weiß ihre Füße ſo gut unter dem breiten Schilde zu verbergen, daß der Sammler ſie leicht für einen merkwürdigen Stein anſieht. Große Einſiedlerkrebſe ziehen ſich in die Gehäuſe einer Kreiſelmuſchel (Turbo setosus) zurück, eine kleine, ſchwarze Landkrabbe (Gelasimus Duperreyi) bohrt überall am Küſtenſaum kreisrunde Löcher tief in den Boden, andere Individuen derſelben Gattung werden weiter im Innern gefährliche Plagen der Zuckerpflanzungen. Auf den Riffen findet man bei Niedrigwaſſer Muſcheln von ganz beſonderer Pracht, meiſtens aus den Geſchlechtern Cypraea, Purpura, Mitra, Cerithium u. a., aber auch bei uns einheimiſchen, wie Cardium, Mya, Chama und Turbo angehörig. Von Turbo, ſehr häufig bei Tahiti, gehen auf deutſche Rechnung große Mengen nach Hamburg, Berlin und Wien, wo ſie zu einem feinen Staube gemahlen werden, welcher bei der Kompoſition von Stucco ſowie zur Herſtellung von allerhand Gegenſtänden in imitiertem Perlmutter verwendet wird. Manche von dieſen Muſcheln werden von den Eingebornen gegeſſen. Von beſonderer Wichtigkeit ſind aber nur die Perlmuſcheln (Meleagrina margaritifera).

Wichtige Fiſchereien exiſtieren jetzt auf Tuamotu und den Gambierinſeln. Leider ſind infolge mangelnder Verordnungen und der Habgier der Perlfiſcher viele Bänke völlig erſchöpft worden, namentlich ſolche von geringer Tiefe in wohlgeſchützten Lagunen, glücklicherweiſe ſind die in größeren Tiefen befindlichen von dieſem Raubſyſtem noch verſchont geblieben und ermöglichen bei nun erlaſſenen Beſtimmungen abermalige Anſiedelungen von Perlmuſcheln auf den zerſtörten Fiſchereigründen. Einige bei

den Tuamotu gemachte Verſuche künſtlicher Züchtung ſind mit guten Erfolgen belohnt worden und werden vermutlich bei den Eingebornen Nachahmung finden. Das Perlmutter der Tuamotu iſt ſchwarz mit Ausnahme des bei Marutea gefundenen, einer den Gambierinſeln zunächſt gelegenen Inſel der Gruppe. Dieſe ſchwarze Sorte, welche 1873 an Ort und Stelle für 30 bis 60 Centimes das Kilogramm verkauft wurde, gilt jetzt wenigſtens 1 Frank 25 Centimes. Die in den hieſiegen Muſcheln gefundenen Perlen ſind weit ſchöner als die von Ceylon, die ſchönſten findet man in der Regel in den 4 — 5 Jahre oder darüber alten Muſcheln. Die an Perlen reichſten Inſeln der Tuamotu ſind: Arutea, Kaukura, Fakarava, Aratika und Toau. Eine 1876 bei der letztgenannten Inſel gefiſchte Muſchel enthielt nicht weniger als 115 Perlen. An den Gambierinſeln ſind die vorzüglichſten Fiſchereigründe die von Tokaai, von Te Aria, von Tokaerero und von Te Arai. Man ſchätzt den Ertrag der Perlenfiſcherei beider Archipele auf 2 Millionen Kilogramm Perlmutter und 5 — 600 000 Franks Wert von ſchwarzen und weißen Perlen. Faſt alle Perlen werden nach Petersburg, Amſterdam, Hamburg und London verſandt, von wo ſie nach Paris gehen.

2. Tahiti und Moorea.

Die Inſel Tahiti, von Cook Otaheite genannt, das Centrum der franzöſiſchen Beſitzungen im öſtlichen Oceanien, beſteht aus zwei nahezu kreisrunden Teilen: dem nordweſtlichen Porinui oder Tahiti-nui (Groß-Tahiti) und dem ſüdöſtlichen Taïarapu oder Tahiti-iti (Klein-Tahiti), beide mit einander verbunden durch den 2200 Meter breiten Iſthmus von Taravao, der ſich bei dem gleichnamigen Fort zu ſeiner größten Höhe von 14 Meter über den Meeresſpiegel erhebt.

Ein nur ſchmaler Saum ebenen Landes hebt ſich aus den ſteilen, von mächtigen Riffen eingefaßten Lagunen zu einem plötzlich aufſteigenden, wild zerriſſenen Gebirgsland. Das erfüllt den weitaus größten Teil der beiden Inſelhälften. Eine längſt

erstorbene vulkanische Thätigkeit hat hier die Erdschichten zu ansehnlichen Höhen aufgeschichtet; auf Tahiti-nui erreicht der Aorai 2064, der Orohena 2236, auf Tahiti-iti der Niu 1324 Meter.

Aorai und Orohena bilden mit einer Anzahl niedrigerer Piks das Diadem, eine wunderbar schöne, der Umwallung eines alten Kraters nicht unähnliche Bergformation. Strahlenförmig gehen von diesem Bergkranze nach allen Richtungen Grate aus, die, aus der Form kleiner Hochebenen sich allmählich verengernd und zuspitzend, endlich zur Küstenebene abstürzen. Dazwischen kleine Schmalthäler, von munteren Gebirgsbächen durchrauscht, welche, der steilen Felswand enger Schluchten entsprungen, in schäumenden Wasserfällen durch die üppige Vegetation zur Lagune eilen.

Den schönsten dieser Katarakte finden wir nicht weit von der Hauptstadt Papeïti. Der Weg führt zuerst durch Zuckerrohrplantagen, später sich zu schmalem Pfade verengend zwischen Palmen, Orangen und Guaven, welche purpurfarbige Passionsblumen und andere Schlingpflanzen zu einer undurchdringlichen Wand verstricken, an einen herrlichen Aussichtspunkt. „Man stelle sich den Staubbach der Schweiz in vergrößertem Maßstabe vor, denke sich dazu einen Hintergrund von Bergen in reichstem Pflanzenschmuck, sowie eine Fülle von Palmen und breitblättrigen Bananen und ein dichtes Netzwerk von Schlingpflanzen und Farrenkräutern, so wird man sich ungefähr einen Begriff von der wunderbaren Schönheit des Wasserfalles von Faataua machen können.“ Hoch oben auf dem Kamm des Hügels schmiegen sich süßduftende Rosen um die verfallenden Wälle des letzten Bollwerkes der Tahitier, welches nach tapferem Kampf seiner Verteidiger durch Verrat in die Hände der Franzosen fiel. Dieser 430 Meter über dem Meere liegende Punkt, der die ganze Insel beherrscht, ist jetzt von französischen Truppen besetzt.

Die nördlichste Spitze der Insel ist Point Venus, so benannt von Cook, der 1769 hier den Durchgang des Planeten durch die Sonnenscheibe beobachtete. Der Weg von Papeïti dahin führt durch entzückend schöne Gruppen von Kokospalmen

und Brotfruchtbäumen, zwiſchen denen hier und dort Citronen-, Apfelſinen-, Bananen- und Guajavabäume ſtehen; baumartige Oleander und prachtvolle, rotblühende Eibiſch erhöhen die Reize der Landſchaft. Point Venus beſitzt einen Leuchtturm, deſſen Blinkfeuer 14 Seemeilen weit ſichtbar iſt, in der Nähe ſteht, von einem rohen Zaun geſchützt, der Tamarindenbaum, welchen Cook an der Stelle pflanzte, wo er ſeine berühmten Arbeiten vollendete.

Längs des Strandes von Tahiti-nui zieht ſich über eine niedere Kette bis zur Landenge Taravao die einzige gute Straße der Inſel. Zu ihrem Baue wurden Sträflinge verwendet und auch jetzt noch beſteht die allgemeine Strafe für Trunkenheit darin, daß der Schuldige einen Teil des ſeiner Wohnung zunächſt gelegenen Weges kehren oder nötigenfalls ausbeſſern muß.

Für die Verpflegung der Reiſenden auf dieſer Landſtraße iſt vortrefflich geſorgt. Das Hôtel de l'Isthme bietet zwar nur eine ſehr beſchränkte Zahl von Zimmern, welche einfache Lattenwände trennen und deren Fenſter keine Scheiben ſchließen, aber die Speiſekarte des von zwei ehemaligen franzöſiſchen Matroſen geleiteten Etabliſſements dürfte einen Epikuräer befriedigen.

Der Boden von Tahiti, ſteinig und hart auf dem Gipfel der Berge, iſt auf den zwiſchenliegenden Plateaus oft aus mageren Thonmaſſen gebildet; in den Thälern aber und am Meeresſtrande beſteht er aus einer ſtarken Humusdecke, welche jede Bedingung für tropiſche Kulturen bietet. Dieſer, das Meer beſäumende Landſtreifen iſt flach, zuweilen ſehr ſchmal, zuweilen aber auch drei Kilometer breit. In dieſem Strandgürtel wohnen faſt alle Inſulaner, jetzt meiſt zu kleinen Dörfern vereint, die freilich, da ſie aus niedrigen, luftigen Hütten beſtehen, inmitten der üppigen Vegetation faſt völlig verſchwinden.

Rings um die Inſel zieht ſich ein Riff, das nur an wenigen Stellen Schiffen den Zugang erlaubt, das aber dadurch, daß es ſich öfters mit dem Küſtenriff verbindet, den eigentlichen Charakter eines Barrierriffs verliert. So wird die Fahrt zwiſchen den

einzelnen Plätzen an der Küste unterbrochen. Der allein bedeutende Hafen ist Papeïti an der Nordwestseite der Insel, sonst kommen noch, namentlich als Verschiffungshäfen für Orangen, Pueu, Papeuriri, Vairao, Taravao (Port Phaeton) und Papeari in Betracht.

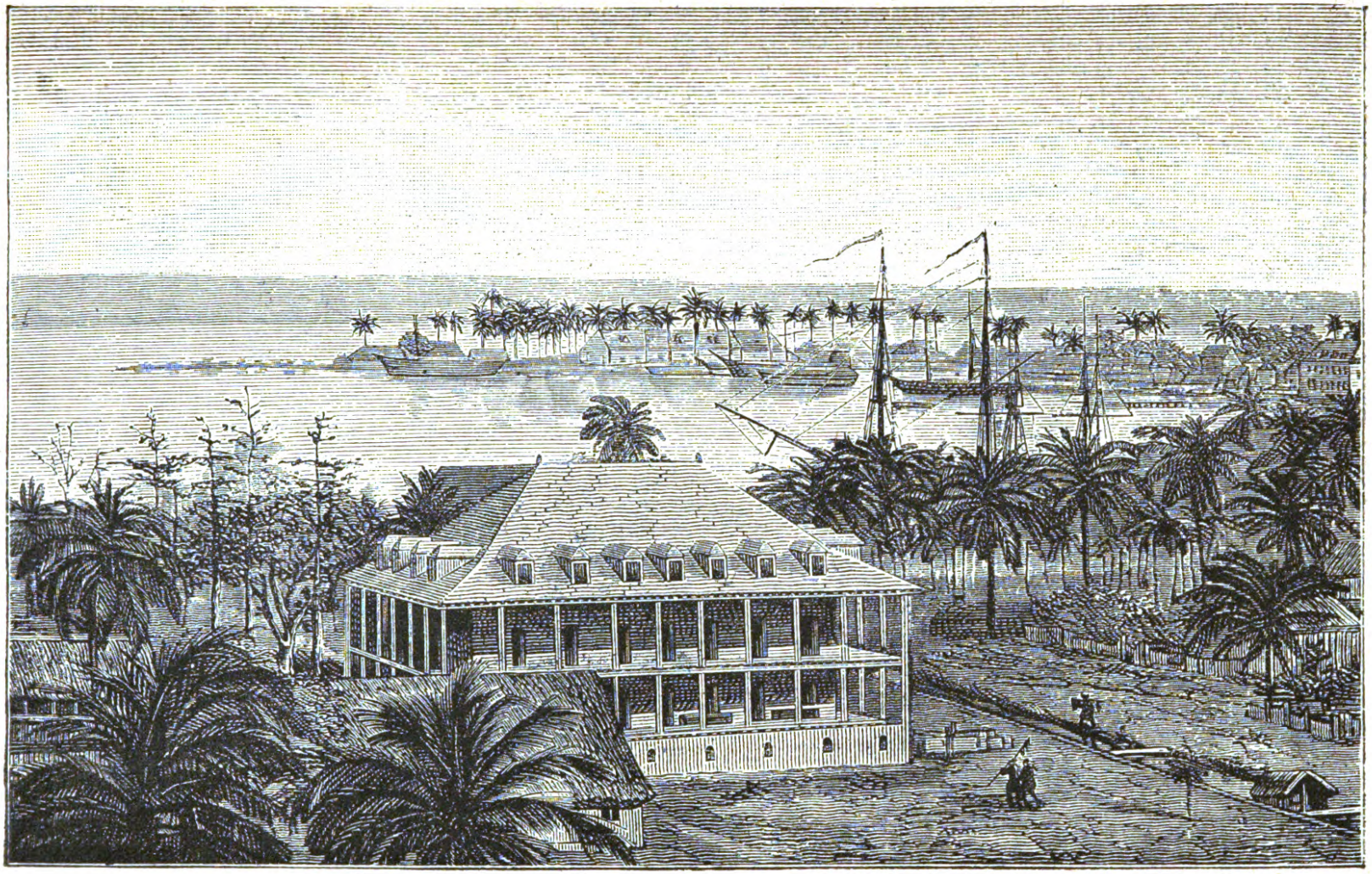
Papeïti, d. i. Wassersack, die Hauptstadt des ehemaligen tahitischen Staates und Residenz des Königs Pomare wie des Gouverneurs der französischen ostoceanischen Besitzungen, eines deutschen, englischen, nordamerikanischen und chilenischen Konsuls, ist das große Entrepot des Archipels der Gesellschaftsinseln, der Tuamotu, Tubuai und der Cook-Inseln. Hier laufen alle Handelsverbindungen zusammen. Dennoch ist Papeïti nach europäischen Begriffen nur ein großes Dorf, aber ein solches, das eine üppige Tropennatur mit allen ihr zu Gebote stehenden Reizen ausgestattet hat. Für den von der See Kommenden ist der Anblick ein wahrhaft überwältigender. Man meint, ein Feenland zu betreten. „Herrliche Magnolien, gelber und scharlachroter Hibiscus spiegeln sich in dem klaren Wasser; sammetartiger Rasen erstreckt sich bis zur Bucht; an beiden Seiten der hellen Landstraße liegen, fast versteckt in der Blumenfülle der niedlichen Gärten, Reihen kleiner hölzerner Häuschen. Männer und Frauen sind mit den buntfarbigsten Gewändern bekleidet und mit Blumen geschmückt, auf dem Grase lagern wahre Berge von Früchten, bestimmt als Ladung für die am Hafen ankernden Schiffe, und im Hintergrund der entzückend schönen Landschaft erheben sich anmutige, mit reichem Pflanzenwuchs bedeckte Hügelreihen."

Die Stadt ist vollkommen regelmäßig ausgelegt. Die parallel laufenden und einander rechtwinklig schneidenden Straßen führen ungemein hochtönende Benennungen, wie Rue de Rivoli, Rue de Paris u. a. Große Alleen von Brotfrucht- und Apfelsinenbäumen und Palmen verdecken etwaige Mängel, wölben sich zu einem dichten Laubdach und mit erfrischendem Hauch wehen die Seewinde durch diese luftigen Tunnels. Am Strande entlang parallel mit dem Napoleonskai, seinen Werften und

Warenlagern ziehen ſich die Wohnungen der Kaufleute, das Hoſpital, der Juſtizpalaſt. Ein weitläuftiges Gebäude mitten im Hafen enthält die Bäckerei und Magazine für die franzöſiſche Beſatzung. An einer großen Esplanade, die zum Exerzierplatz dient, liegt die einfache, aber doch ſchöne, von prächtigen Gartenanlagen umgebene Wohnung des franzöſiſchen Gouverneurs, vor deſſen weitem Balkon ein Springbrunnen ſein kühlendes Waſſer in die Luft ſendet. Gerade gegenüber, nur durch eine Hecke getrennt, das Haus des Königs, in demſelben einfachen Stil erbaut und von breiter Veranda umgeben, auf welche die hohen Glasthüren der Zimmer öffnen. Im Ort befinden ſich zwei gute Wirtshäuſer, mehrere Cafés und Grogſhanties, Läden aller Art, die meiſten aus Holz gebaut und mit Palmblättern gedeckt. In der Rue de Pologne, dem chineſiſchen Viertel, mit chineſiſchen Theehäuſern und Buden, iſt Bambus das alleinige Konſtruktionsmaterial; die Hütten der Eingeborenen gleichen mit ihren luftigen Wänden aus Eibiſch- und Bambusſtäben, welche ein paar Zoll von einander in die Erde geſteckt ſind, rieſigen Vogelkäfigen. Für den Bau einer katholiſchen Kathedrale, deren Vollendung der ungünſtige Baugrund lange Zeit hinderte, hat die franzöſiſche Regierung viele Tauſende ausgegeben. Das proteſtantiſche Gotteshaus iſt beſcheidener. Beide werden ſtets gut beſucht, namentlich das letztere. Oft ſitzen die von nah und fern gekommenen Zuhörer andächtig vor den geöffneten Thüren und Fenſtern, auf den Straßen wie auf dem Raſenplatz draußen, den ein prachtvoller Hibiscus beſchattet, und lauſchen aufmerkſam der Predigt, welche manche der älteren Männer und Frauen, die ſich Aufzeichnungen machen, nachher mit einem gewiſſen Selbſtgefühl wiederholen. Bei der Verteilung des Abendmahles vertritt Brotfrucht die Stelle des Brotes und Kokosnußmilch jetzt die Stelle des Weines, da man die Erfahrung machte, daß ſchon die erſten zwei oder drei Kommunikanten den Becher bis zur Neige leerten.

Der Sonntag bringt alle Bewohner der benachbarten

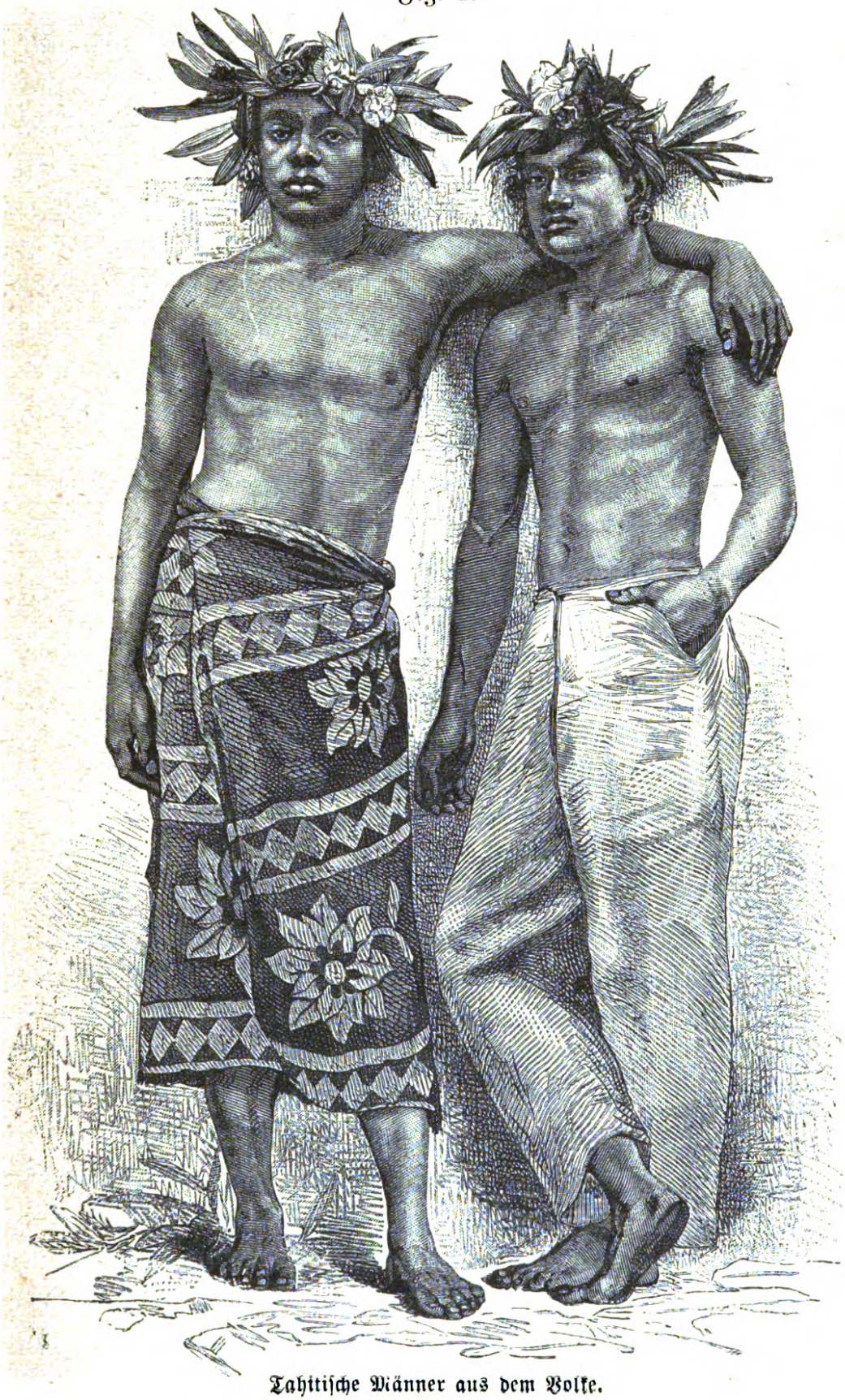
Fig. 1.



Das Haus des Königs Pomare.

Dörfer zu Pferde oder in Booten nach der Stadt, denn morgens in aller Frühe ist Markttag. Viele kommen auch schon am Abend vorher und schlagen mit Matten und Decken ihr Lager in den beiden großen Markthallen auf, welche in der Stadt errichtet sind. An quer gespannten Stricken hängen Massen von Apfelsinen, Bananen und vielfarbigen Gemüsen. Einige tragen ihre Waren an Bambusstäben über den Schultern, zuweilen recht kleine Vorräte. Hier bringen Frauen in grünen Blätterkörbchen eine Forelle, ein paar Garnelen, einen Krebs oder Hummer, ein bis zwei Eier, dort gehen Männer umher und bieten ein paar Mangofrüchte oder kleine Fische aus, welche von den Enden der dicken Tragrohre herabbaumeln. Um die Hallen herum ziehen sich schattige Pisangbäume mit zarten, hellgrünen Blättern, Hecken von Jasmin und scharlachrotem Hibiscus, Apfelsinen- und Mangobäume, deren orangefarbene und purpurne Früchte zum Pflücken aufzufordern scheinen, und auch hier haben Verkäufer ihren Stand genommen und handeln mit Fischen, Früchten und Blumen, denn die letzteren sind immer begehrt. Alles trägt im Hut, im Haar, um Hals und Brust duftige Blumengewinde, so daß die ganze Gesellschaft in ihrer phantastischen Tracht mehr den Eindruck einer lustigen Maskerade macht, als den einer Gesellschaft von Landleuten, die sich zum Markt begeben. Gewänder aus gedrucktem Baumwollzeug: kirschrot mit weißen, dunkelblau mit weißen oder gelben Streifen, rot mit gelben Punkten und blau mit gelben Kreuzen, die in zwanglosen Falten von der Schulter bis zu den Füßen hinabwallen, das üppige schwarze Haar mit prächtigen Blumen und gazeartiger, silberglänzender Reva-reva oder einem kleinen, bekränzten Matrosenhut bedeckt, das ist die kleidsame Tracht der Frauen. Auch die Männer lieben es, um Hut oder Haar Kränze zu legen oder rote und gelbe seidene Tücher um den Kopf zu schlingen, und ihre vielfarbigen Hemden und die kurzen, bunten Beinkleider stimmen sehr wohl zu den vielfachen Tönen des lebhaften, ansprechenden Bildes.

Fig. 2.



Tahitische Männer aus dem Volke.

Auf dem Königinplatz versammelt sich gelegentlich an stillen, kühlen Abenden, wenn die Kapelle eines im Hafen ankernden Kriegsschiffes dort musiziert, eine bunte Menge: französische Land- und Marineoffiziere, Civilbeamte, Kaufleute und Eingeborene, Frauen und Mädchen von der dunkelbraunen Tahitierin bis zur Engländerin oder Französin. Kleine Gesellschaften sitzen heiter scherzend auf mitgebrachten Matten umher, den Klängen der Musik lauschend, lachend, plaudernd, bis das Konzert ein Ende nimmt und Matten, Bündel und Kinder aufgenommen werden und die Menge sich nach ihren Wohnungen zerstreut.

Östlich von der eigentlichen Stadt bei der Spitze Farauti ist eine Werfte errichtet worden, auf welcher Schiffe von 500 Tonnen ausgebessert werden können. Dort hat auch die französische Regierung ein Arsenal angelegt, wenn man einige Schuppen, eine Schmiede ꝛc. so nennen darf.

Der Hafen von Papeïti ist Freihafen; hier ankommende Schiffe haben nur für das Anlegen an den Werften und für Lotsengebühren bestimmte, mäßige Summen zu zahlen. Eine Anordnung, nach welcher innerhalb der Protektoratsgrenzen nur solche Schiffe Handel treiben sollten, welche ganz oder teilweise französisches Eigentum wären und von französischen Kapitänen geführt würden, hat den gewünschten Erfolg gehabt, die früher hier fast ausschließlich verkehrenden fremden Fahrzeuge mehr und mehr zu verdrängen. Es liefen 1881 in die genannten Häfen der Insel und in Papetoai auf Moorea ein: 206 Handelsschiffe von 21 608 Tonnen, davon waren 108 französisch. Aber der Handel ist völlig in den Händen englischer, deutscher und amerikanischer Großkaufleute; die Franzosen befassen sich nur mit Kleinhandel. Die Ausfuhr besteht vornehmlich in Perlmutter, Kopra, Orangen und Guano. Ein Ausfuhrzoll besteht nicht; das auf den Tuamotu und den benachbarten Gruppen gewonnene Perlmutter, welches zur Verschiffung nach Papeïti gebracht wird, hat aber hier einen Zoll von 40 Franks per Tonne zu zahlen. Auch sind bestimmte Gebühren für Lagerung und Verladung zu

entrichten. Mit Einfuhrzöllen von 12 Prozent vom deklarierten Werte ſind alle Waren belegt mit Ausnahme von lebendem Vieh, Maſchinen, Schulbüchern und Bedürfniſſen der Regierung, welche frei ſind, und von Spirituoſen, welche einen Zuſchlagszoll von 75 Centimes pro Liter zahlen. Aus Papeïti wurden 1881 exportiert: Perlmutterſchalen für 691 200 Mark, Baumwolle für 950 000 Mark, Kopra für 441 600 Mark, ferner Citronenſaft, Apfelſinen, Fungus, Vanille, Baumwollenſaat u. a., im Ganzen für 2 192 340 M. Die Orangen gehen nach San Francisko, 1881 wurden 1 360 000 Stück im Werte von 27 200 Mark dorthin verſchifft, wo ſie zum 8—12fachen Werte des Einkaufspreiſes abgeſetzt werden können. Die Tahitier wickeln die noch nicht ganz reifen Früchte in Pandanusblätter und packen dieſelben zu 500 bis 1000 Stück in Kiſtchen, welche aus den abgeſchälten Zweigen des Purau (Hibiscus tiliaceus) angefertigt ſind. Früher wurde auch viel Walrat von hier ausgeführt, denn Papeïti war eine gern beſuchte Station der Walfänger des Südlichen Oceans; allerlei Zollplackereien haben dieſen Verkehr aber faſt gänzlich von hier vertrieben. Bei der Einfuhr ſpielen Baumwollzeuge (Indiennes) die Hauptrolle, ſodann Mehl und Zwieback, Konſerven aller Art, beſonders Fleiſchkonſerven. Von Auſtralien und Neuſeeland werden gepökeltes und in Büchſen eingemachtes Hammel- und Rindfleiſch, von den Südſeeinſeln Schweinefleiſch eingeführt, von Amerika eingemachte Früchte und Gemüſe. Aus Valparaiſo kommt auch Heu für die Pferde, da das auf der Inſel gewonnene durchaus nicht nahrhaft iſt.

Mit Deutſchland iſt der Handel ſehr lebhaft, denn das Haus Godeffroy etablierte hier ſchon früh ein Geſchäft und ein Godeffroy iſt auch heut deutſcher Konſul. Da aber die franzöſiſche Geſetzgebung fremde Reeder bedeutend beeinträchtigte, ſo errichtete die Société Commerciale de l'Océanie — unter dieſem Titel wurden die Geſchäfte des Hauſes hier geführt — eine Zweiganſtalt in Raiatea. Von dort und Papeïti wurden 1881 durch die Geſellſchaft ausgeführt nach Hamburg, anderen euro-

päiſchen Häfen und nach San Francisko für 1 611 000 Mark Waren. Dagegen betrug die Einfuhr 900 000 Mark.

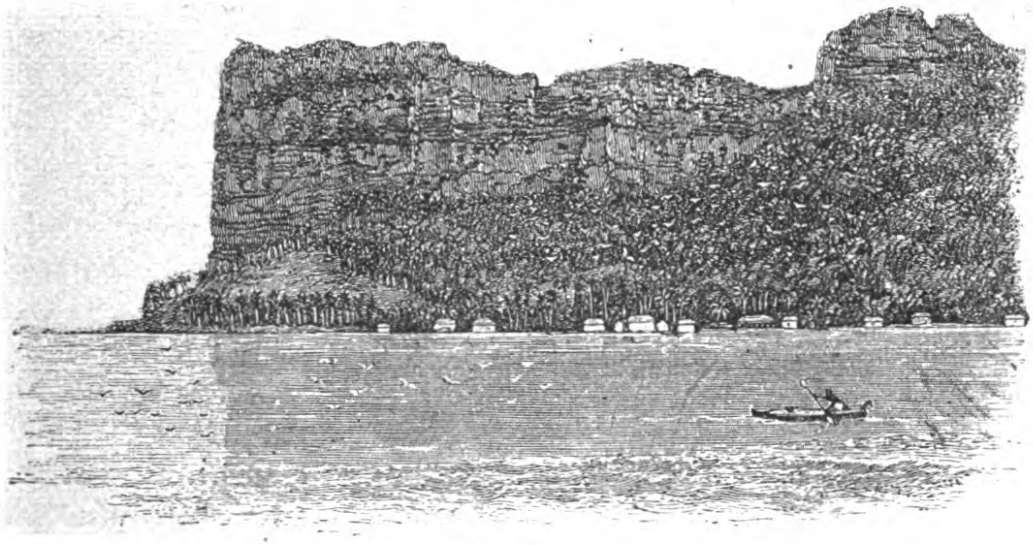
Papeïti und ſomit der ganze zugehörige franzöſiſche Beſitz ſteht in vierfacher Verbindung mit der übrigen Welt. Einmal durch die Schiffe der franzöſiſchen Marine, welche um die Erde ſegeln und Tahiti zweimal im Jahre berühren, dann durch die Segelſchiffe des Hauſes Tandonnet in Bordeaux, welche nach einem mit der Regierung vereinbarten Kontrakt ſechs Reiſen im Jahre machen und Tahiti berühren müſſen, durch die Société commerciale de l'Océanie und endlich durch eine monatliche Schiffsverbindung mit San Francisko, die durch drei Segler vermittelt wird. Die letzte Linie iſt durch einen Franzoſen in San Francisco mit franzöſiſchem Kapital errichtet worden, führt aber die amerikaniſche Flagge. Sie erhält für Beförderung der Poſt eine Subvention von 70 000 Francs. Auf der Reiſe von San Francisco wird der Hafen von Taiohaë in den Markeſas angelaufen; die Rückreiſe geſchieht direkt. Die Fracht von Frankreich nach Tahiti direkt beträgt zwiſchen 80 bis 100 Franks per Tonne.

Die Bevölkerung Papeïtis mag 3000 Einwohner zählen, worunter ſich etwa 4—500 Franzoſen befinden, außerdem einige Engländer, Deutſche, Nordamerikaner, eine größere Anzahl Chineſen. Die letzteren ſind übrigens hier keineswegs gern geſehen. Für die Baumwoll- und Zuckerpflanzungen und die drei auf Tahiti errichteten Zuckerfabriken ſind Kingsmill-Inſulaner eingeführt worden, deren nach Landesſitte gebaute, eigentümliche Hütten ſofort ihre Anweſenheit auf den Pflanzungen verraten. Nach der Zählung von 1879 lebten auf Tahiti 9745 Perſonen, davon 6820 Tahitier, 982 Oceanier, 830 Franzoſen, 600 Chineſen, 263 Engländer, 144 Amerikaner und 40 Deutſche.

Das Geld der Inſel beſtand früher in Kupfermünzen, welche die Miſſionäre im Nennwert von 3000 Pf. Sterling in England hatten prägen laſſen. Ihr Gepräge zeigte auf der einen Seite ein Schiff, auf der anderen die Worte: Copper preferable to paper d. i. Kupfer beſſer als Papier. Sie hatten den Wert

von einem halben Penny. Als die Franzoſen ins Land kamen, konfiszierten ſie dieſe Münzen ſämtlich und ließen ſie ins Meer werfen, die etwaigen Verbreiter derſelben wurden zugleich mit hohen Strafen bedroht. Und da die Eingeborenen wenig Gefallen an den Frankſtücken zeigten, ſo wurde ein Zwangskurs eingeführt. Man rechnete früher nach Piaſtern oder Dollars und es liefen ſpaniſche, mexikaniſche, mittel- und ſüdamerikaniſche, auch nordamerikaniſche und oſtindiſche Silbermünzen um, und einige von dieſen werden auch jetzt noch von den Eingeborenen genommen, die Rechnung wird bei den franzöſiſchen Behörden

Fig. 3.



Maitea.

aber immer nach Franks geführt und iſt daher auch ſonſt allgemeiner geworden. Die Tahitier nennen das Frankſtück Toata, das halbe Frankſtück Rena.

Die Maße und Gewichte ſind die franzöſiſchen, doch ſind die engliſchen, welche früher allein maßgebend waren, teilweiſe noch immer im Gebrauch, ſo rechnet man die Tonne zu 2000 Pfd. engl. Avoirdupoids.

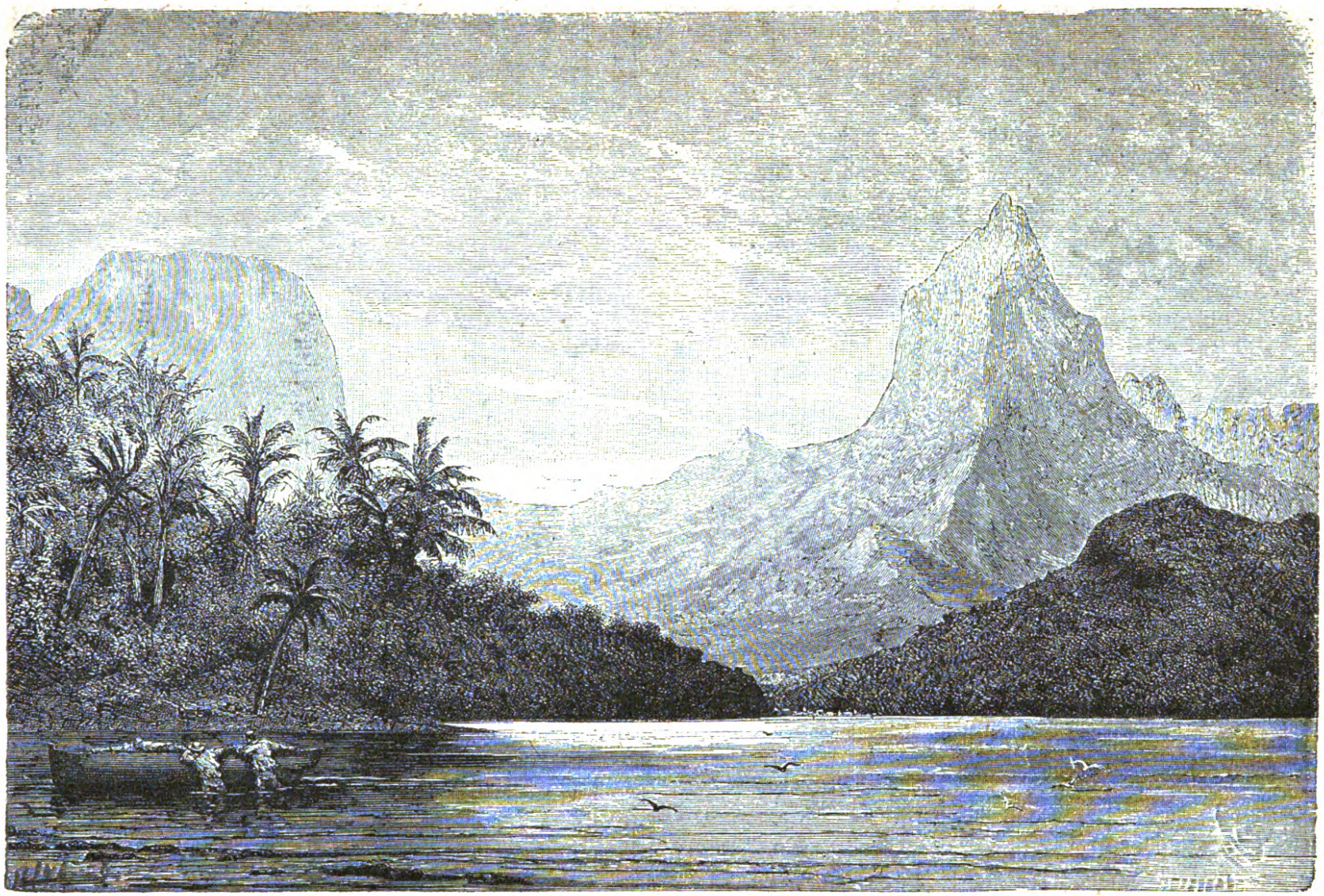
Eine Bank exiſtiert nicht; die franzöſiſche Regierungsbehörde verkauft ihre Wechſel auf Paris, 20 oder 30 Tage nach Sicht

zahlbar, mit durchschnittlich 3 Prozent Prämie. Sonst zieht man Wechsel gegen Versendung von Produkten auf London 3 Monate nach Sicht und auf San Franzisko 15 und 30 Tage nach Sicht.

Östlich von Taïarapu liegt die kleine, nur 3 Quadratkilometer große Insel Matia oder Maitea, ein einziger Berg von 435 Meter Höhe mit abgestumpftem Gipfel, mit einem Riff am Ostende, aber ohne irgendwelchen Ankerplatz. Die Hütten der Einwohner ziehen sich am schmalen Strande entlang, den Kokospalmen, Bananen und andere tropische Gewächse bedecken. Die üppige Vegetation reicht weit an den zerfallenden Felsenmauern hinauf und selbst auf der hohen Platte der Insel haben große Bäume ihre Wurzeln geschlagen. Die Einwohner, echte Tahitier, sind freundlich, gastfrei und gute Handelsleute. Als der „Sunbeam“ hier anlegte, um einige Provisionen und Kuriositäten zu kaufen, zeigten sie ein gutes Verständnis für den Wert verschiedener Geldsorten. Brasilianische Münzen wurden unbedingt zurückgewiesen, dagegen nahmen sie sehr bereitwillig chilenische Dollars oder solche von den Vereinigten Staaten; der Häuptling aber, welcher die Reisenden freundlich, doch mit großem Ernst und viel Würde empfing, weigerte sich, irgend eine Gegengabe für die von ihm gemachten Geschenke anzunehmen.

Etwa 18 Kilometer westwärts von Tahiti liegt Moorea, früher Eimeo genannt, eine nahezu dreieckige, mit der Spitze nach Süden weisende Insel, an anmutiger und romantischer Schönheit Tahiti vielleicht noch überragend. Zackige, groteske Bergmassen, verwitterten Burgruinen und Obelisken vergleichbar, erfüllen das Innere und erreichen ihren Gipfelpunkt in dem 1212 Meter hohen Tohinea, durch dessen obersten Teil, einige hundert Fuß von der Spitze, ein Tunnel getrieben erscheint. Der Sage nach soll der Gott Oro im Zorne gegen den kleinen Gott von Moorea seinen Speer von Tahiti aus geschleudert und durch den Berg getrieben haben. Fruchtbare, reichbewässerte Thäler durchschneiden überall das Gebirge; in ihnen ziehen sich

Fig. 4.



Die Insel Moorea.

muntere Bäche entlang zur See, welche hier mehr als bei Tahiti, beſonders an der Nordküſte, tief hineintritt. Dort liegt an dem ſchönen Hafen Opunohu, wegen der häufigen Moskitos auch Baie des moustiques genannt, das große Dorf Papetoai, in welchem ſich der Verkehr der Inſel konzentriert. Der fjordartige Hafen iſt etwa 5 Kilometer lang, an beiden Seiten von ſenkrechten, bisweilen 600 Meter hohen Felswänden eingeſchloſſen, im Hintergrunde dehnt ſich eine weite Fläche des reichſten Alluvialbodens aus, welche allmählich zu einem rings von nackten, ſeltſam geſtalteten Felſen eingefaßten Amphitheater aufſteigt. Dem Hafen gerade gegenüber erhebt ſich ein rieſiger Felſenturm, deſſen ſcharfe Spitze hoch in die Wolken ragt. Moorea mißt 132 Quadratkilometer oder 13 237 Hektaren und zählte 1879 1427 Bewohner, davon 1203 Tahitier, 113 andere Polyneſier, 77 Chineſen und 34 Europäer.

3. Die Tahitier.

Man hat die Bewohner Tahitis immer als die ſchönſten Menſchen in der Südſee geſchildert, und in der That verdienen ſie dieſes Lob wohl auch noch heute, wenngleich man ſich durch die überſchwänglichen Berichte mancher, namentlich franzöſiſcher Reiſender, nicht verleiten laſſen darf, hier ein Geſchlecht zu erwarten, das alle anderen Völker der Erde überträfe. Namentlich wurden die Frauen als außerordentlich lieblich geſchildert; wir wiſſen aber wohl, daß, wie bei allen Naturvölkern, das weibliche Geſchlecht auch hier hinter dem männlichen zurückſteht. Aber ſelbſt wenn wir alle berechtigten Abzüge machen, haben wir dennoch auf dieſen glücklichen Inſeln eine Menſchenraſſe vor uns, deren hoher und ſtarker, dabei ebenmäßiger und ſchön geformter Gliederbau unſere volle Bewunderung herausfordern muß. Dies gilt von allen Inſulanern, wenngleich die Vornehmen ſich ganz beſonders auszeichnen. Männer von Adel waren meiſt zwei Meter groß, die Frauen dabei nicht viel kleiner. Die höheren Stände unterſchieden ſich von den niederen immer durch eine

Fig. 5.



Junge Frauen von Tahiti.

hellere Hautfarbe, eine natürliche Folge reichlicherer Bekleidung und bequemeren Lebens. So ſchwankte die Farbe der Bevölkerung zwiſchen einem hellen Gelbbraun und Dunkelbraun, der Farbe der ärmeren Klaſſen, der eigentlichen Arbeiter, und dennoch liebte man dieſe dunkle Farbe und ſah in ihr einen Vorzug, ein Zeichen von Kraft. „Wie dunkel der Mann iſt,“ hörte der Miſſionär Ellis die Tahitier oftmals bewundernd ausrufen, „der hat ſtarke Knochen!“

Von der eigentlichen Farbe der Haut war aber in früherer Zeit oft wenig genug zu ſehen. Mit dem achten oder zehnten Jahre begann man nämlich den ganzen Körper mit Ausnahme des Geſichts zu tattuieren und namentlich den Rücken mit den ausgeſuchteſten Figuren zu ſchmücken. Mit dem dreißigſten Jahre war die Operation vollendet, welche um ſo reicher ausfiel, je höheren Rang der Betreffende einnahm. Die Zeichnungen überzogen den ganzen Körper wie mit einem enganſchließenden Gewande; ſie konnten dieſen Eindruck um ſo mehr machen, als bei der großen Maſſe des Volkes die Bekleidung eine ſehr dürftige war. Die Männer trugen faſt immer nur den Maro, die vornehmeren eine Art Poncho, ein Stück Zeug mit einem Schlitz in der Mitte, durch welchen ſie den Kopf ſteckten. Dieſe „Tiputa“ gehörte auch zur Tracht der Frauen, welche noch öfter den bunten und glänzend geſchmückten Ahubuu anlegten, welcher den rechten Arm freiließ. Ihr eigentliches und unentbehrliches Kleidungsſtück war aber das Pareu, ein langes, mehrfach um die Mitte des Körpers geſchlungenes Stück Zeug, deſſen Ende man über die Schulter warf oder über dem Arme trug. Jetzt kleiden ſich die Frauen allgemein in die von den Miſſionären eingeführten langen, wallenden Gewänder, den Kopf bedecken ſie mit ſelbſtgefertigten Strohhüten oder noch lieber mit Kränzen von wohlriechenden Blättern und Blumen. „Einen recht maleriſchen Anblick,“ ſagt der Reiſende Roughi, welcher Tahiti 1869 beſuchte, „gewähren ihre ſchwarzſeidenen und leichten, bunten Kleider, wenn ſie am Namenstage des Kaiſers in Scharen hinausziehen, die

ihnen von der Regierung bereiteten Luſtbarkeiten zu genießen.“ Die höheren Klaſſen zwängen ihre Glieder nur ungern in die ihnen läſtige europäiſche Kleidung. Die frühere Königin Pomare

Fig. 6.



Die Königin Pomare.

trug bei feſtlichen Gelegenheiten ein prunkendes Sammetkleid und ein juwelenbeſetztes Diadem. Als Ida Pfeiffer auf ihrer großen Reiſe 1846—48 auch Tahiti beſuchte, wurde ſie zu einem großen

Balle geladen. Unter den zahlreichen Gästen: Franzosen und Eingeborenen war auch die Königin erschienen, eine große, beleibte Dame in einer Blouse von himmelblauem Atlas, um welche kostbare schwarze Blonden in doppelten Reihen genäht waren. In den Ohren trug sie große Blüten des einheimischen Jasmins, in den schwarzen Haaren einen Blumenkranz, in der Hand hielt sie höchst zierlich ein feines, schön gesticktes und mit breiten Spitzen besetztes Taschentuch. Ihre Füße hatte sie zu ihrem augenscheinlichen Unbehagen in Strümpfe und Schuhe gezwängt. Dies war von einem „kanariengelben König", der seinen Komfort mehr studierte als europäische Moden, wohlweislich unterlassen worden; er spazierte in bloßen Füßen umher. Ein paar weiße Beinkleider und ein Rock von schwefelgelbem Kattun zierten seine erhabene Person. Es wurde getanzt, aber die Königin beteiligte sich an diesem Vergnügen nicht, sie zog es vielmehr vor, in einem Nebenzimmer einige Cigarren zu rauchen. Bei Tische sagte ihr das Dessert so zu, daß sie einen zweiten Teller forderte, um denselben zu füllen und mit nach Hause zu nehmen. Einige Herren und Damen, welche vermutlich mit den üblen Wirkungen eines allzu starken Genusses von Champagner nicht bekannt waren, mußte man durch gelinden Zwang davon abhalten, der Flasche gar zu übermäßig zuzusprechen. Im allgemeinen verlief aber das Fest recht anständig und jener kanariengelbe König bemühte sich als Tischnachbar der Frau Pfeiffer im Verein mit dem König-Gemahl, der geehrten Reisenden soviel Aufmerksamkeiten wie möglich zu erweisen.

Allmählich haben sich europäische Sitten mehr und mehr eingebürgert und jene kleinen Verstöße gegen die Etikette werden seltener. Als der „Challenger" auf seiner Weltfahrt hier anlegte, wurden die Offiziere bei einem im Palaste gehaltenen Lever der Königin in gehöriger Form vorgestellt, worauf ein an Bord des Schiffes gegebener Ball von Ihrer Majestät besucht wurde. An einer kleinen Fahrt außerhalb der Riffe nahmen Moa, die Königin von Raiatea, Maru, die Kronprinzessin von Tahiti, die

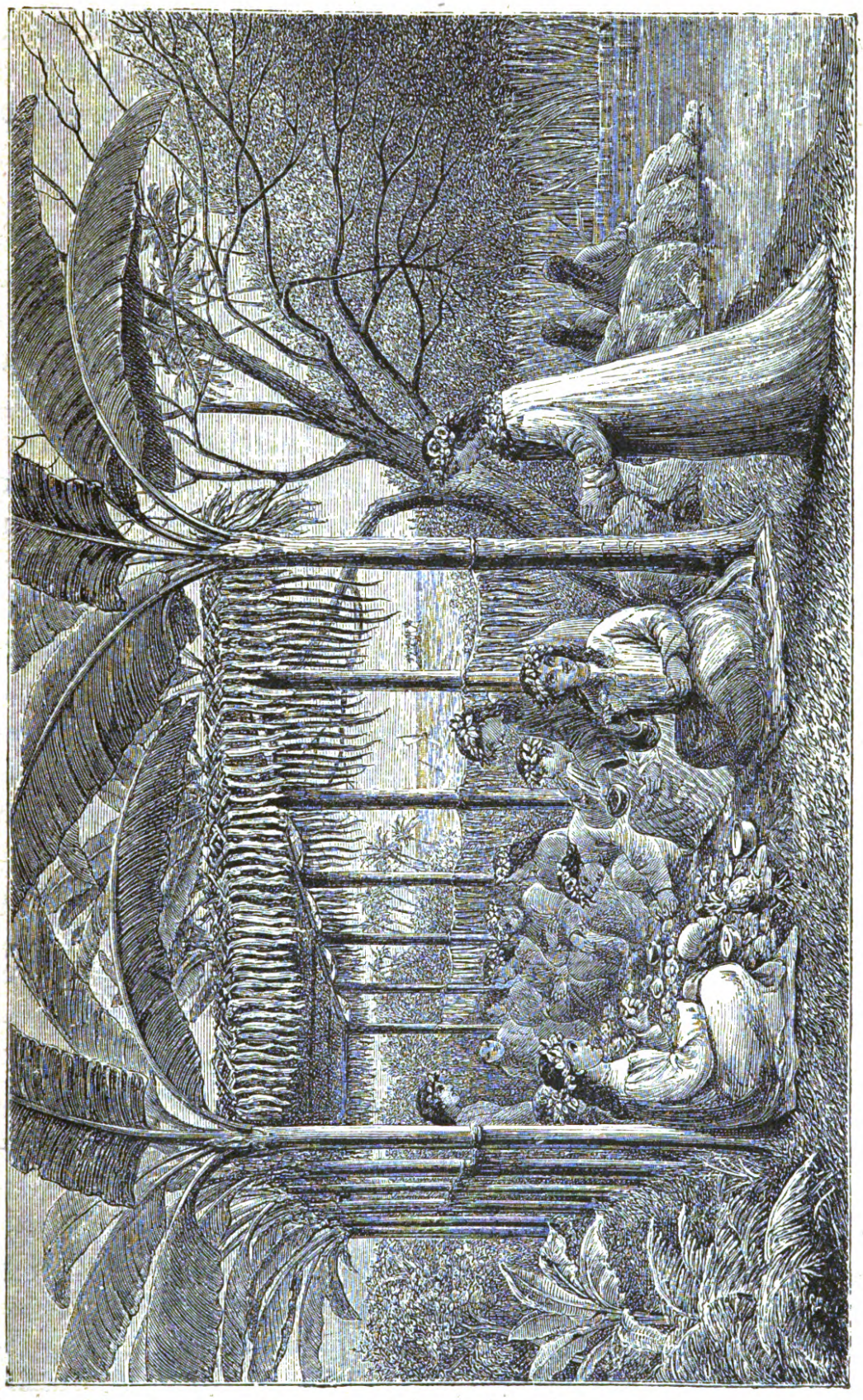


Fig. 7. Das Fest in Fatana.

Fürſtin von Moorea, jetzt Frau Brander, teil, unter den Herren war der König von Raiatea die vornehmſte Perſönlichkeit.

Bei der genannten Frau Brander fand Mrs. Braſſey die liebenswürdigſte Aufnahme. Zu dem Abſchiedsfeſte, das ſie auf ihrem Landgute Fataua unweit Papeïti gab, waren ſämtliche zur Zeit in Tahiti anweſenden Glieder der königlichen Familie, darunter der Thronerbe nebſt Bruder und Schweſter, eingeladen worden. Alle erſchienen in Landestracht und mit Blumengewinden um Kopf und Nacken geſchmückt. Am Ufer eines über Felſen dahinrauſchenden Baches hatte man in einem Bananenwäldchen eine Speiſehalle errichtet. Zwei Reihen ſchlanker Stämme waren durch Bambusſtäbe mit einander verbunden und über dieſe grüne Matten aus Kokosblättern gebreitet worden. Rings um dieſes grüne Dach, über welches von beiden Seiten die Bananenblätter ſich neigten, und auch zwiſchen den grünen Pfeilern waren Gewinde aus den braunen und gelben Blättern des Theve angebracht und der Boden der Halle war mit den ſchönſten, ſchwarz und weiß geränderten Matten belegt. Breite grüne Blätter vertraten die Stelle des Tiſchtuches und die aus zuſammengenähten Blättern gebildeten Schüſſeln und Körbe enthielten alle möglichen Arten hier heimiſcher Leckerbiſſen: Auſtern, Hummern, darunter die köſtlichen Wurrali, Bachkrebſe, geſchmorte junge Hühner, gekochte Spanferkel, Piſang, Brotfrucht, Melonen, Bananen, Apfelſinen und Stachelbeeren. Vor jedem Gaſt ſtand eine halbe Kokosnußſchale mit friſchem Waſſer, eine andere mit Kokosnußſchnittchen, eine dritte Schale mit friſchem Waſſer und eine vierte mit Milch, zwei Bambusſtäbchen, ein Körbchen mit Poi, eine halbe Brotfrucht und ein Päckchen grüner Blätter, welche man nach jedem Gericht wechſelte. Das Salzwaſſer goß man über die Kokosſchnittchen und tauchte dann die Speiſen hinein, die leere Salzwaſſerſchale wurde mit friſchem Waſſer gefüllt zur Reinigung von Lippen und Fingern, denn Meſſer und Gabel braucht man in Tahiti auch jetzt noch nicht. Nach der Mahlzeit rauchten auch die meiſten Damen einige Cigarretten.

Denn den Tabak liebt man hier eben ſo ſehr wie alle anderen Genußmittel. Allerdings hat das Trinken der Kawa, hier Awa genannt, durch den Einfluß der Miſſionäre aufgehört. Dafür fing man aber ſofort an, Branntwein aus den Wurzeln der Cordyline australis und aus Zuckerrohr zu bereiten, ſpäter auch aus Brotfrucht, Ananas und beſonders aus dem Saft der Apfelſinen. Zwar erließ die franzöſiſche Regierung ein ſcharfes Verbot gegen die Deſtillation auf den Inſeln, doch geſchah dies mehr aus Rückſicht gegen die importierenden Kaufleute als aus Fürſorge für das Wohl des Volkes. So ſchützt das Verbot die Tahitier keineswegs vor dem Laſter der Trunkenheit, das leider im Volke allzu verbreitet iſt.

Die Wohnungen der Tahitier waren ſtets ſehr einfach, meiſt von ovaler oder elliptiſcher Form und einzelne, in welchen zuweilen mehrere Familien zuſammen wohnten, von bedeutendem Umfang. Das große Dach aus Pandanusblättern reichte tief hinunter und der Raum zwiſchen den Pfoſten war entweder mit Bambusſtäben oder Matten verſchloſſen, blieb auch ſehr häufig ganz offen. Das Innere war öfters durch Bambuswände in mehrere Zimmer geteilt, jedenfalls war ſo ein Raum abgegrenzt, in welchem ſich die Schweine aufhielten. Das Mobiliar war ein ſehr einfaches. Obſchon man meiſt mit gekreuzten Beinen auf Matten ſaß, hatte man doch faſt in jeder Hütte ein oder mehrere Iri oder Nohoroa, Stühle, die der Form nach den bekannten Kopfkiſſen glichen, aus dem harten Holz des Tamanu gefertigt, oben in der Mitte halbmondförmig ausgehöhlt, und ſorgfältig poliert. Je nach dem Range des Beſuchers bot man ihm einen größeren oder kleineren Iri an. Aus dem Tamanu fertigte man auch die niedrigen Schüſſeln mit vier Füßen, welche zur Bereitung des Popoi dienten. Manche derſelben waren bis $2^1/_2$ Meter lang und $^1/_3$ Meter tief und konnten ebenſowohl Tröge genannt werden. Die Stelle des Mörſers vertrat der Papahia, ein runder, vierfüßiger Block von hartem Holz, auf deſſen polierter Oberfläche Früchte und Wurzeln mit dem Penu, einer Art Keule

aus ſchwarzem Baſalt, zerſtoßen wurden. In der Mitte des Hauſes ſtand das Fata, ein Stamm mit gabelartig abgeſchnittenen Zweigen zum Aufhängen verſchiedener, recht hübſch geflochtener Körbe für die Speiſen, Flaſchen und Schalen aus Bambusrohr und Kokosnüſſen, Lampen von Kokosſchalen mit baumwollenen Dochten u. dgl. Unten in einiger Entfernung vom Boden war um den Stamm ein runder Teller gelegt, deſſen untere, konkave Seite Ratten und Mäuſe am Emporklimmen hinderten. Zum Schlafen waren Matten auf den Boden gebreitet, andere, die Ahu Taoöto, dienten zur Bedeckung, der Kopf ruhte auf dem hölzernen Tuaurua, einem niedrigen, oben ausgeſchweiften Schemel mit vier Füßen, der oft kunſtvoll geſchnitzt war. Jetzt bedient man ſich aber vielfach europäiſcher Gegenſtände. Das Haus des Häuptlings von Papeïti und Schwagers der Königin Pomare IV. enthielt bei Mrs. Braſſeys Beſuch zwei Bettſtellen, vier auf dem Boden ausgebreitete Matratzen, zwei oder drei Koffer und einen Tiſch mit Schreibzeug ſowie einige Bücher darauf. Das fette Schwein und die elf Ferkel, welche er der Dame zur Verfügung ſtellte, wohnten mit dem hohen Würdenträger nicht unter demſelben Dache, ſie hatten ein beſonderes Quartier für ſich.

Alle Reiſenden rühmen die große Sauberkeit, welche das Innere der Wohnungen wie die darin enthaltenen Geräte auszeichnete. Wuſchen ſich doch auch die Tahitier regelmäßig vor und nach jeder Mahlzeit Hände und Geſicht und badeten täglich dreimal in den Flüſſen oder Lagunen. Leider hat die ſie berührende Civiliſation dieſe Gewohnheit zum großen Teil beſeitigt und Reinlichkeit iſt nicht mehr wie früher eine ihrer hervorſtechenden Tugenden. Mit dieſem Anflug von Civiliſation ſind auch viele ihrer früheren Fertigkeiten verſchwunden.

Eine derſelben war die Anfertigung von Matten, Körben und Tapatuch. Ihre ſtets mit der Hand und zwar aus den Blättern des Pandanus, der Rinde des Paritium, der Urena lobata, Urtica argentea, Kokosblättern, Gras und Rohr geflochtenen Matten übertrafen alles, was Europa darin leiſten

konnte. Die Verfertigung von Tapa lag hier, wie überall, den Weibern ob. Man gebrauchte dazu den Baſt verſchiedener Pflanzen. Der Papiermaulbeerbaum lieferte die feinſten Stoffe, der Brotfruchtbaum das gröbere, von den unteren Klaſſen getragene Tuch, Ficus indica einen zwar ebenfalls groben, aber wertvollen Stoff, denn er ſaugte das Waſſer nicht auf wie die andere Tapa und zerriß daher nicht ſo leicht. Um die ſehr weichen Stoffe gegen Näſſe weniger empfindlich zu machen, beſtrich man dieſelben mit einem gummiähnlichen Safte aus der Pfeilwurzel oder Aleurites triloba. Auch aus dem Kokosbaſt verfertigte man ſehr haltbare braune Stoffe, weniger dauerhaftes Material gewann man von Paritium tiliaceum. Das Zeug wurde gelb mit der Wurzel von Morinda citrifolia, den Blättern und der Frucht des Calophyllum, den Stielen der Thespesia populnea, den Blättern des Amomum obuhi und mit Kurkuma, braun mit der Rinde des Aleurites und der Kaſuarina gefärbt. Zur Herſtellung eines glänzenden Rot goß man den milchweißen Saft der Frucht von Ficus prolixa über die Blätter von Cordia sebestina. Die Muſter ſtellte man mit Blättern von Farnen, Hibiscusblumen und Bambusſtücken her.

Auch die alten Boote bauen ſie heut nicht mehr. Früher beſaßen ſie ſolche, welche eine Länge von 36 Meter hatten; gewöhnlich gingen ſie aber nicht über zwanzig Meter hinaus. Das waren die großen Kriegskanus, deren Vorder- und Hinterteil weit emporragten, das letztere namentlich zuweilen zu einer Höhe von drei Meter. Zwei dieſer Boote wurden durch Hölzer verbunden, über die man eine Platform legte, auf welcher häufig eine Hütte ſtand. Vorder- und Hinterteil waren reich geſchnitzt und mit Figuren verziert und von den Maſten wehten lange Wimpel, ſo daß eine ſolche in See ſtechende Flotte mit ihren Kriegern in farbigen Mänteln einen höchſt maleriſchen Anblick darbot. Man hatte aber auch einfache Boote mit Auslegern; Segel ſowohl wie Ruder dienten zur Fortbewegung. Die einheimiſchen Fahrzeuge ſind indes ſchon längſt durch europäiſche

erſetzt; die Tahitier haben es ſogar ſchon gelernt, kleine Seeſchiffe zu bauen und beſitzen ſchon eine ganze Anzahl derſelben, die zwar keinen bedeutenden Tonnengehalt haben, ſich aber vortrefflich zu Fahrten nach den Nachbargruppen eignen. Ihre Schiffahrtskunde war ſchon zu Cooks Zeit ſehr achtenswert. Wechſel des Windes konnten ſie weit beſſer vorherſagen als Europäer und ohne Kompaß verſtanden ſie es vortrefflich, nach der Sonne, bei Nacht nach den Sternen zu ſteuern. Und die Zeit des Auf- und Untergangs der einzelnen Geſtirne zu den verſchiedenen Jahreszeiten kannten ſie ſehr genau.

Vortreffliche und faſt leidenſchaftliche Fiſcher ſind ſie noch heute. Allabendlich kann man die Bucht bei Papeïti durch die Fackeln der in ihren Booten fiſchenden Eingeborenen erleuchtet ſehen. In jedem der kleinen Fahrzeuge befinden ſich mindeſtens drei Männer; einer lenkt das Boot, der zweite ſchwingt eine mit harziger Maſſe getränkte Fackel, ſo daß der Schein weit über die Lagune fällt, und der dritte hält den am Ende des Schaftes in eine Anzahl von Spitzen auslaufenden Speer zum Wurf bereit. Sie handhaben dieſe Waffe mit großer Gewandtheit und die Fiſche werden entweder aufgeſpießt oder zwiſchen den Zinken eingeklemmt. Man braucht aber auch Netze und Haken aus Holz, Muſcheln oder Knochen. Ferner verſtanden ſie es, die Fiſche zu betäuben, indem ſie die Frucht von Barringtonia speciosa, die Blätter von Tephrosia piscatoria, von Daphne foetidum und Lepidium piscidium ins Waſſer warfen. Im ſeichten Waſſer bauten ſie Wehre, in welche die Flut die Fiſche hineinführte, und in ſolchen Wehren bewahrten ſie auch Fiſche und Schildkröten für längere Zeit auf.

Sonſt zeigten ſie ſich wenig thätig. Auf den Landbau verwandten ſie wenig Sorgfalt, da ihnen ja ſo viele Früchte wild zuwuchſen. Früher bauten ſie beſonders Brotfrucht, außerdem die gewöhnlichen Nahrungspflanzen Polyneſiens. Die eingeführten Pflanzen wie Tabak, Baumwolle, Kaffee, Vanille, Ananas,

Orangen werden meist von Fremden gezogen, die Tahitier haben sich weniger an der Kultur derselben beteiligt.

Das jetzige Leben der Tahitier giebt uns kaum einen Begriff von dem, was es war, als die ersten Europäer das Land betraten und, sich hier niederlassend, durch ihr Beispiel und die Lehren der christlichen Religion eine völlige Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse herbeiführten. So hat sich die Stellung der Frau, welche eine höchst niedrige und ihrem Manne gegenüber eine uns ganz unverständliche war, vollkommen geändert. Die Sitten der Tahitier waren dem Familienleben völlig zuwider; nie sah man bei ihnen den Vater und die Mutter, umgeben von den Kindern, gemeinschaftlich das Mahl einnehmen. Ein Gesetz verlangte nicht nur, daß die Frau nicht von denselben Speisen mit dem Manne esse, sondern sogar, daß sie ihre Nahrung nicht auf demselben Herde bereite; und das Verbot galt für das ganze Geschlecht von der Geburt bis zum Tode. Die Männer betrachtete man als ra oder geheiligt, während die Frauen als roa, für eine geringere Klasse galten. Den ersteren war es erlaubt, das Fleisch der Schweine und Hühner zu essen, sowie die Fische, Kokosnüsse und verschiedenen Früchte, welche man den Göttern darzubringen pflegte; aber den Weibern war dies bei Todesstrafe verboten. Dieselbe Strafe würde die Weiber getroffen haben, welche es gewagt hätten, sich der Körbe zu bedienen, in denen man die Vorräte für die Männer aufbewahrte, oder welche im Innern der Häuser, wo die Männer zu speisen pflegten, ihre Mahlzeit verzehrt hätten. Zu einer entwürdigenden Niedrigkeit verdammt, mußten sie in abgelegenen, eigens zu diesem Zweck erbauten Hütten die armselige Nahrung, welche man ihnen bewilligte, einnehmen. Niemals durften sie ein Marä betreten und jede Teilnahme an einer gottesdienstlichen Handlung war ihnen aufs strengste untersagt.

Vielweiberei war, namentlich bei den Vornehmen, die Regel, so zwar, daß nur die vornehmste Frau den Rang der Ehefrau hatte, welcher die übrigen gegenüberstanden wie Dienerinnen einer

Herrin. Besondere Ceremonien waren bei den Ehen zwischen Personen geringeren Standes nicht Sitte, ein Geschenk für den Vater, um dessen Einwilligung zu erlangen, war allein nötig. Die Vornehmen aber wurden durch den Priester im Marä der Familie zusammengegeben, wobei derselbe an die Brautleute die Frage stellte: wollt ihr einander treu bleiben? und Gebete für das Wohl des Paares aussprach. Dann stellte sich dieses auf ein Stück Zeug, ein anderes Tuch wurde über beide geworfen und zuweilen ein drittes zu ihren Füßen gelegt, auf welchem man das Blut der weiblichen Verwandten auffing, die sich zu Ehren dieser Gelegenheit mit Haifischzähnen verwundeten. Damit war die Ehe in aller Form geschlossen; das gebrauchte Zeug war aber heilig und wurde Eigentum des Königs oder der Arreoy.

Die Gesellschaft der Arreoy war nicht auf Tahiti beschränkt, vielmehr finden wir die Institution auch zu Rarotonga, zu Nukuhiva und auf Hawaii. Auf Tahiti war sie aber am meisten ausgebildet. Nach der Sage gab es Arreoy so lange wie Menschen. Ihre Entstehung wird so erzählt. Oro der Sohn Taaroas, des höchsten Gottes, wünschte sich mit einer Tochter von Taata, dem ersten Menschen, zu vermählen und schickte daher seine beiden Brüder, Orotetefa und Urutetefa, aus, ihm eine Gattin zu suchen. Im Grunde eines Thales von Borabora begegneten sie nach langem Suchen der schönen Vairumati und gleich bei ihrem Anblick riefen sie: „Diese soll unsers Bruders Gattin sein.“ Darauf stieg Oro in jenes Thal nieder auf dem Regenbogen, den er von seiner erhabenen Wohnung auf die Berge Boraboras schlug, und vermählte sich mit jenem schönen Weibe. Da er nun häufig vom Himmel abwesend war, suchten ihn seine Brüder und kamen, den Regenbogen hinabsteigend, zu der irdischen Wohnung, in welcher er mit seiner Gattin weilte. Da sie sich nicht ohne Geschenke zeigen wollten, verwandelte sich der eine in ein Schwein und in einen Kranz von roten Federn, der andere aber brachte diese Gaben dem Oro. Dieser erklärte seine Brüder (der Verwandelte nahm seine frühere Gestalt, unbeschadet der Geschenke,

wieder an), um ſie zu belohnen, zu Göttern und Arreoy. Zur Erinnerung daran legte man bei Feſtlichkeiten ein Schwein und einen Kranz auf den Altar des Tempels. Die beiden Brüder, welche nun Gründer der Geſellſchaft waren, heirateten nicht; Eheloſigkeit machten ſie aber ihren Anhängern nicht zur Pflicht, wohl aber geboten ſie ihnen, alle Kinder, welche etwa aus ihren Ehen entſprießen würden, bei der Geburt zu töten. Von dieſem Geſetze war nur eine Anzahl von Männern und Frauen ausgenommen, welche keine regelrechten Mitglieder der Geſellſchaft, ſondern nur mit der Bedienung derſelben beauftragt waren. Die eigentlichen Arreoy teilten ſich in ſieben Klaſſen, welche ſich durch die Tattuierung ihres Körpers und die Zeichnungen auf demſelben unterſchieden. Die höchſte Klaſſe nannte ſich Awa-Parai oder das bemalte Bein, weil alle ihre Mitglieder das Bein geſchwärzt hatten; dieſe betrachtete man als höhere, über dem Menſchen ſtehende Weſen, obſchon die meiſten Ungeheuer an Bosheit waren. Denn es war ihnen, da die Häuptlinge die Einrichtung, zu der ſie ſelbſt gehörten, ſehr hoch hielten, ſo ziemlich alles erlaubt. Mit der Zeit wurden die Arreoy zu umherziehenden Schauſpielerbanden, welche von Inſel zu Inſel, von Bezirk zu Bezirk zogen, um Pantomimen und Tänze aufzuführen, die größten Ausſchweifungen zu begehen und ſich auf Koſten des armen Volkes von den Häuptlingen bewirten zu laſſen. Dieſe Vorſtellungen dauerten oft Nächte lang und wurden, da ſie ſehr anſtrengend waren, namentlich von der unterſten Klaſſe beſorgt. Wohin ſie kamen, flößten ſie den größten Schrecken ein, denn niemand war ſeines Eigentums mehr ſicher; einem Arreoy das Verlangte zu verweigern, wagte keiner aus dem niederen Volke, denn er wußte, daß ihm Verbannung oder der Tod durch dieſen mächtigen Geheimbund drohte. Es iſt erklärlich, daß unter ſolchen Umſtänden ſich bei mehr als einem der Wunſch regte, der Vorteile und Genüſſe dieſes Bundes als Mitglied teilhaftig zu werden. Wollte ſich jemand als Kandidat zur Aufnahme melden, ſo erſchien er bei einer der öffentlichen Vorſtellungen in einem Gürtel von gel-

den Tiblättern, mit ſcharlachrot gefärbtem Geſicht, das Haar geſalbt und mit Blumen geſchmückt, und ſtürzte ſich, Wahnſinn heuchelnd, unter die Tänzer und Spieler. Aber nicht immer wurde ein ſolcher auch aufgenommen, und fand eine Aufnahme ſtatt, ſo geſchah ſie oft erſt nach langen, den vornehmen Mitgliedern geleiſteten Dienſten. Aus dem unterſten Grade in einen höheren zu gelangen, war aber außerordentlich ſchwer.

Die Zahl der Arreoy muß eine ſehr große geweſen ſein, ſah doch Cook von Huahine 70 große Boote abfahren, welche dieſes liederliche Geſindel trugen. Nur ein ſo verſchwenderiſch von der Natur bedachtes Land wie Tahiti und ſeine Nachbarinſeln konnte die Erpreſſungen einer ſo zahlreichen Schmarotzerbande ertragen. Starb ein Arreoy, ſo erwartete ihn im Jenſeits eine Art mohammedaniſches Paradies; mit Mitteln reich verſehen, vermochte er die Dienſte des Prieſters des Romatane zu erkaufen, welcher die Schlüſſel des Rohutu-Noanoa, des tahitiſchen Wohnplatzes der Seligen, bewahrte. Dies Paradies lag auf der Inſel Raiatea bei dem Gebirge von Temehani-Unauna, aber in höheren Regionen, weshalb es für die Augen der Sterblichen unſichtbar war.

Die Sitte des Kindermordes, welcher für die Arreoy Geſetz war, finden wir aber auch bei der ganzen Bevölkerung, und zwar ſcheint ſie bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgerottet zu ſein. Bei Ankunft der Miſſionäre war ſie allgemein Regel. Der Miſſionär Nott verſichert, nicht eine einzige Mutter kennen gelernt zu haben, welche nicht mehrere Kinder umgebracht hätte. Ellis erzählt, daß er Eltern geſehen habe, welche nach ihrem eigenen Geſtändnis oder dem einſtimmigen Zeugnis ihrer Nachbarn und Freunde zehn und mehr Kinder erwürgt hätten. Und zwar geſchah dies in verſchiedener, oft ſehr grauſamer Weiſe; die unſchuldigen Opfer wurden ſogar je nach der Todesart, welche ſie erlitten, mit beſonderen Namen belegt. Daß man hier ein Verbrechen, ja nur ein Unrecht begehe, dachte niemand, man ſprach davon ganz ohne Scheu und behauptete, daß der Kinder-

mord eine Notwendigkeit sei, da sonst die Insel ihre Bevölkerung nicht ernähren könne, bei der außerordentlichen und gar nicht entwickelten Fruchtbarkeit Tahitis eine durchaus falsche Behauptung. Vor allem wurden die Mädchen geopfert, so daß zur Zeit der Ankunft der ersten Missionäre kaum eine Frau auf fünf Männer kam. Jetzt ist das richtige Verhältnis der Geschlechter doch annähernd wieder hergestellt.

Die ermordeten Kinder scharrte man in einer Grube unter dem Buschwerk nahe der Wohnung ohne weiteres ein. Die Begräbnisse aber von Leuten, welche im späteren Alter starben, waren besonders feierlich. Natürlich bedachte man die Vornehmen mit den reichsten Ehren. Ihre Leichen wurden in roher Weise einbalsamiert und in weißes Zeug gewickelt auf ein Gerüst gelegt, das in einem für dieselbe bestimmten Marä errichtet war. So blieb die Leiche liegen, bis der Schädel sich von ihr trennte, dann begrub man das Skelett im Marä in sitzender Stellung, den Schädel aber nahm die Familie und bewahrte ihn in ihrer Wohnung. Die Trauer um den Gestorbenen offenbarte man in wüstem Geschrei, Zerraufen der Haare und blutigen Selbstverletzungen.

Die vornehmen Toten wurden nun zu Göttern, wie man ihnen ja schon zu Lebzeiten nahezu göttliche Ehre erwiesen hatte. Dies waren die Oramatua, welche man sonderbarerweise als böse Geister fürchtete und durch Opfer zu beschwichtigen suchte. Sie gehörten zu den Tii, der zweiten Götterklasse.

Der oberste Gott war Taaroa (auf anderen polynesischen Inseln Tangalaa, Kanaloa), der Schöpfer aller Dinge. So heißt es in einem der heiligen Lieder:

Es weilet Er, Taaroa ist sein Name,
In des Raumes unendlicher Leere,
Keine Erde noch, kein Himmel noch,
Keine See war da, keine Menschen.
Von oben herab Taaroa ruft,
In Neugestaltungen wandelnd,
Taaroa, Er, als Wurzelgrund,

Als Unterbau der Felſen,
Taaroa als der Meeresſand,
Taaroa in weiteſter Breitung.
Taaroa bricht hervor als Licht,
Taaroa waltet im Innern,
Taaroa im Umkreis;
Taaroa hienieden.
Taaroa die Weisheit.

Nach dem Erwachen der Gemütsbewegungen, nach Ausſchüttung der Leidenſchaften, dem Aufſpringen von Hoffnung, Freude, Überfluß, Zufriedenheit wird die Vermählung Taaroas mit Ohinatua tai gefeiert, der Außengöttin, die Wolken, den Regen u. a. zeugend, dann mit Ohinatua outai, der Innengöttin, die Keime der Bewegung, dann mit Tuania, der Luft, den Regenbogen und Meteore, endlich mit Tuararo, dem Erdinnern, das Centralfeuer hervorbringend.

Nach dieſem oberſten aller Götter, oftmals aber ſogar weit mehr als dieſer geehrt und gefürchtet, kam Oro, der Kriegsgott der Tahitier und der beſondere Schutzgeiſt von Tahiti und Moorea. Dann Hiro, der Gott der Diebe, aber auch der Gott der Seeleute. Einſt wurde er in der Tiefe des Oceans von den dort weilenden Ungeheuern eingeſchläfert, während der Gott der Winde einen furchtbaren Sturm verurſachte, um ein Schiff zu zertrümmern, in welchem ſich einige Freunde Hiros befanden. Doch auf ihr Flehen eilte ein freundlicher Geiſt zu dem Schlafenden, erweckte ihn und ſogleich ſtieg Hiro empor, um den ſchwächeren Sturmgott zu verſcheuchen. Auch der Gott Maui, ſo bekannt in anderen Teilen Polyneſiens, empfing auf Tahiti Verehrung.

Für die oberen Götter hatte man Bilder, rohe Blöcke oder grobgeſchnitzte Figuren, mit Zeug oder Kokosbaſt umwickelt und mit roten Federn geſchmückt, auch Stücke von eckigen Baſaltſäulen. Allein dieſe Gegenſtände ſollten keineswegs Darſtellungen der Götter ſein, auch wurden ſie nur als zeitweilige Aufenthaltsorte derſelben angeſehen und nur in dieſem Falle verehrt. Doch

ſuchten ſich die Götter auch eine Anzahl von Tieren und Bäumen als Wohnung aus.

Die Tempel oder Marä, deren Ruinen noch überall zu finden ſind, waren wunderbar großartige Bauten. Sie müſſen uns umſomehr in Erſtaunen verſetzen, da wir wiſſen, daß die Werkzeuge der Tahitier die einfachſten und unvollkommenſten waren. Man hatte Familien-, Diſtrikts- und nationale Marä, die letzteren weitaus die bedeutendſten. Der Plan war bei allen derſelbe. Auf einem viereckigen Platze, den vorn ein niedriger Zaun und rechts und links Steinmauern einfaßten, ſtand, die vierte Seite abſchließend, ein hoher, pyramidenartiger Bau und auf deſſen abgeflachtem, oberen Teile die Altäre und Götzenbilder. Die Pyramide des Tempels in Atahuru war an der Baſis 90 Meter lang und 31 Meter breit. Sie ſtieg in zehn Stufen über 16 Meter hoch; jede Stufe beſtand aus großen, viereckig behauenen Korallenblöcken. Die innere Füllung des durchaus maſſiven Gebäudes bedeckten Steine der verſchiedenſten Art, alle ohne Mörtel zuſammengefügt. Auf der oberen 66 Meter langen und 4 Meter breiten Fläche waren die Opferaltäre errichtet, große Tafeln auf künſtlich geſchnitzten Pfeilern, hier fanden Cook und Banks einen aus Holz geſchnitzten Vogel und einen ſteinernen Fiſch. Den mit flachen Steinen gepflaſterten Vorplatz beſchatteten hohe, alte Bäume, deren dichte Laubkronen dem Orte einen feierlichen Ernſt verliehen. In dem Rauſchen der Kaſtanien vermochten die Prieſter auch die Stimme des Gottes zu vernehmen.

Innerhalb der Umfaſſungsmauern, aber auch außerhalb derſelben befanden ſich die Häuſer der Prieſter. Dieſe ſprachen die vorgeſchriebenen Gebete, ſie vollzogen auch die Opfer. Die am höchſten geſchätzten Opfer, welche nur die oberſten Götter in den nationalen Marä empfangen durften, waren die von Menſchen. Man brachte ſie bei allen wichtigen Ereigniſſen, bei der Krankheit oder dem Tode des Königs, wie bei großen Volksfeſten, zu Kriegszeiten und bei Erbauung der Tempel, wo jeder Pfoſten

durch eine Leiche geschlagen wurde. Zu dergleichen Opfern wählte man Kriegsgefangene oder Menschen aus den niederen Ständen, solche vielleicht, die sich dem König oder den Priestern mißliebig gemacht hatten. Sie wurden getötet, in einen großen Korb von Kokosblättern gelegt und in den Tempel vor das Götzenbild gebracht. Der Oberpriester nahm das Auge, das Köstlichste am menschlichen Körper, und überreichte es dem Könige, welcher es zum Munde führte, als wolle er es verschlingen, es aber sogleich einem wartenden Priester übergab. Eine Erinnerung an die früher auch in Tahiti bestehende Anthropophagie.

Diese war zur Zeit der Entdeckung schon ganz erloschen. Daß sie aber früher allgemeiner war, können wir aus einem, uns durch Cook überlieferten Märchen schließen. Einst lebten, so heißt es, in den Bergen von Tahiti zwei Menschenfresser, von denen man nicht wußte, woher sie kamen. Da sie großen Schaden thaten, verbanden sich zwei Brüder, um sie zu töten. Sie luden daher die beiden ein und setzten ihnen Klöße von Brotfruchtteig vor, in welchem glühende Steine verborgen waren. Der erste Menschenfresser starb sogleich; der zweite, welchen das Zischen in dem Halse seines Gefährten argwöhnisch machte, weigerte sich zuerst, zu essen, ließ sich aber doch überreden und starb gleichfalls. Nun zerschnitten die Brüder die Leichname und begruben dieselben. Einer der Menschenfresser hatte eine Frau mit zwei ungeheuren Zähnen; diese aß aber kein Menschenfleisch und wurde nach dem Tode ihres Mannes unter die Götter versetzt.

Die staatlichen Einrichtungen der Tahitier erschienen schon Cook im Zustande des Verfalls. Das größere Reich, welches seinen Mittelpunkt in Raiatea hatte, und sich nach Westen zu über die Herveyinseln, nach Osten über die Tuamotu erstreckte, hatte sich aufgelöst und der Herrscher von Tahiti gebot nur noch über die östliche Gruppe der Gesellschaftsinseln und einige der zunächst gelegenen Inseln des Tuamotuarchipels.

Das Volk zerfiel in drei Klassen: in die Arii, zu welchen die königliche Familie und der hohe Adel gehörte, in die Raatira,

die Landbesitzer, und in die Manahua, das gemeine Volk. Diese letzteren waren die Vasallen der übrigen, von denen sie Land zu Lehen empfingen, für die sie auch Dienste leisteten. Die Raatira gehörten zu einer ganz anderen Klasse von Menschen als die vorigen, denn sie standen schon mit den Göttern in Zusammenhang und sie konnten, wie die höchste Klasse, das Tabu ausüben. Sie waren freie Eigentümer ihres Bodens, den sie nicht etwa, wie die Tonganer ähnlichen Standes, als Lehen vom König erhielten. Daher besaßen sie große Macht im Staate. Sie waren sich dessen auch wohl bewußt, und wenn in öffentlichen Versammlungen ihre Redner den Staat mit einem Schiffe und den König mit dem Mast desselben verglichen, so sprachen sie von ihrem Stande als den Tauen, welche den Mast hielten. Zu diesen Raatira gehörten auch die meisten der Priester. Die oberste Klasse, die Arii, zerfiel wieder in einige Unterabteilungen, zu deren vornehmster die Häuptlinge der einzelnen Distrikte und endlich der König selber, der Arii rahi, der große Fürst, gehörten. Die Würde des Königs, wie der vornehmsten Großen, war erblich und sie ging sofort auf den Thronfolger über, sobald ein solcher geboren war. Herolde wurden ins Land geschickt, um den Namen des neuen Königs auszurufen, erfolgte kein Widerspruch, so war derselbe damit anerkannt. Der Vater aber führte die Regierungsgewalt fort, bis der Sohn das achtzehnte oder zwanzigste Jahr erreicht hatte, doch konnte in Ermangelung eines männlichen Herrschers eine Frau Regentin sein. Das Abzeichen königlicher Hoheit war der Maro Ura, der heilige Gürtel, dessen feiner, weißer Stoff mit roten, den Götterbildern entlehnten Federn durchwebt war. Ein Menschenopfer mußte gebracht werden, wenn der Gürtel begonnen wurde, ein zweites, wenn er vollendet war, und ein drittes wurde den Göttern am Morgen des Huldigungstages geweiht. Durch diesen Gürtel, dem man bei jeder Thronbesteigung ein Stück hinzufügte, wurde der König den Göttern selber gleich gestellt.

Darum haftete ihm auch die Kraft des Tabu mehr an

als irgend einem anderen Menſchen. Nie durfte er ſeinen Fuß in ein Haus, auf ein Grundſtück eines anderen ſetzen, es wäre ſonſt für ſeinen Beſitzer verloren geweſen. Daher wurde er auf den Schultern ſeiner Diener von Platz zu Platz getragen und in jedem Diſtrikte beſaß er beſondere Häuſer und Beſitzungen. Überall wurde ihm göttliche Ehre erwieſen, in ſeiner Gegenwart, ſelbſt vor ſeinem Hauſe mußte ein jeder den Oberkörper entblößen.

Die Macht des Königs war eine unbeſchränkte, wenn er ſeitens der Häuptlinge keinen Widerſpruch fand; Geſetze, welche ihn, wie jene, banden, exiſtierten gar nicht. Allerdings hatte ſich hinſichtlich der in Lebensmitteln, Zeugen u. a. zu entrichtenden Abgaben ein gewiſſes Herkommen gebildet; dies ſchloß aber die größten Willkürlichkeiten und Erpreſſungen keineswegs aus. Erſt auf Veranlaſſung der Miſſionäre ſind auf den verſchiedenen Inſeln des Archipels Geſetzbücher eingeführt worden: ſo auf Tahiti 1819 eins, das 1824 und 1826 erweitert wurde; Huahine erhielt das ſeinige 1824, Raiatea und Borabora ähnliche in den Jahren 1820 und 1826.

Dank dieſer Geſetzgebung und den dadurch ſicherer befeſtigten Rechtsverhältniſſen wurden die früher allzu häufigen Kriege — der Miſſionär Nott erlebte in 15 Jahren nicht weniger als zehn — ſeltener. Denn faſt nie wurden ſie zwiſchen den einzelnen Staaten geführt; ſie waren meiſt innerer Natur und daher um ſo grauſamer und blutiger. Und wieder, ſchon ehe man zum Kampfe hinauszog, mußten Menſchenopfer fallen: eins bei der Vorberathung, eins bei der Kriegserklärung und eins, wenn alles bereit war. Die Krieger erſchienen in Helmen von Flechtwerk, welche mit Federn bedeckt waren, einem Bruſtſchild von Federn und Muſcheln und oft noch mit der Tiputa. Die gewöhnlichen Krieger hüllten ſich der Sicherheit wegen in Turbane, Matten und Tiputas oft in einer Weiſe, die ſie im Kampfe ganz unbehilflich machte. Die meiſten Schlachten focht man früher zur See aus. Die Flotte rückte in drei Reihen heran, von denen

eine jede zu einer langen Kette zuſammengebunden war; ſolche Schlachten waren in der Regel ſehr blutig. Aber auch die Kämpfe zu Lande wurden mit völliger Nichtachtung von Menſchenleben geführt. Standen ſich zwei Heere gegenüber, ſo traten die Führer hervor und forderten die Feinde mit ruhmredigen und geringſchätzigen Worten zum Kampfe heraus. Fiel einer, ſo entſpann ſich ein Kampf um die Leiche, der ſich bald zur allgemeinen Schlacht entwickelte. Durch die Reihen der Kämpfenden eilten unabläſſig die Rauti, die Schlachtredner, in ihrem Gürtel aus Drakänenblätter, einen ebenſolchen Büſchel in der Hand haltend. „Rollet über ſie hin wie die Wogen!“ riefen ſie, „brecht auf ſie ein brüllend und ſchäumend wie die Brandung auf das Riff! Zeigt eure Kraft, eure Wut, die Wut des gefräßigen, wilden Hundes, bis ihre Reihen gebrochen ſind und ſie fliehen wie das Meer zur Zeit der Ebbe!“ Um den erſten Gefallenen entſpann ſich wilder Kampf; gelang es, ſich ſeiner lebend zu bemächtigen, ſo wurde er auf ſpitzigen Speeren zum Tempel des Oro getragen, aus ſeinen Zuckungen weisſagte der nebenhergehende Prieſter den Erfolg des Kampfes. Den grauenvollſten Schmuck legte ſich ein tahitiſcher Krieger an, indem er die Leiche eines beſiegten Feindes platt ſchlug, in der Mitte durchbohrte und ſie gleich einer Tiputa über den Kopf ſtreifte. Mit dieſer „Menſchentiputa“ eilte der Sieger dann wieder, ein Schrecken ſeiner Feinde, in die Schlacht. Aber die Wut der Sieger erſchöpfte ſich nicht an den Kämpfenden. Greiſe, Weiber und Kinder wurden in den Dörfern niedergemacht, die Hütten in Brand geſteckt, die Fruchtbäume umgehauen. Die Erſchlagenen überließ man am Geſtade der See den wilden Hunden und Raubvögeln zur Beute, nur die unteren Kinnladen und einige Knochen nahm man als Siegestrophäen hinweg oder um Werkzeuge aus ihnen zu bereiten.

Dieſe abſichtlich abgeſchwächten Schilderungen ihrer wilden und grauſamen Kriegführung, der ſcheußlichen Orgien der Arreoy, ihrer allgemeinen Sittenloſigkeit und Trägheit werden beweiſen, wie ſehr der jüngere Forſter und mit ihm andere irrten, wenn

ſie die häuslichen Tugenden und großartigen, edlen Eigenſchaften der Tahitier in ſo glänzender Weiſe ſchilderten. Viele ihrer ſchlimmen Eigenſchaften ſind freilich jetzt verſchwunden, aber doch iſt gar manche geblieben und trotz der langen Berührung mit den Europäern haben die Tahitier weit weniger Fortſchritte gemacht, als man erwarten dürfte. Und doch zeigten ſie von Anbeginn eine große Neigung, ſich anzuſchließen. Schon 1768, als Bougainville nach Tahiti kam, wünſchte einer der Bewohner, Aotouru, die Reiſe mitzumachen, ein Wunſch, der ihm gern gewährt wurde. Er blieb 11 Monate in Paris und wurde dann über Isle de France zurückgeſchickt. Tupia, ein hoher Prieſter, ſegelte mit Cook über Neuſeeland und Neuholland nach Batavia, wo er ſtarb. Auf ſeiner zweiten Reiſe nahm Cook den Omai, einen Eingeborenen Raiateas, nach London, wo dieſer vom Hofe und der Ariſtokratie Englands mit Freundlichkeiten überſchüttet wurde, ſich die Manieren der engliſchen Geſellſchaft aneignete und ſogar ein tüchtiger Schachſpieler wurde. Omai kehrte vier Jahre ſpäter in ſeine Heimat zurück, wo ihm Cook ein Haus erbauen ließ, in welchem er ſeine zahlreichen mitgebrachten Geſchenke: einen Harniſch, Gewehre und Piſtolen, Pulver und Kugeln, Feuerwerk, eine Elektriſiermaſchine, eine Drehorgel u. a. aufſtellte. Sehr bald ſtreifte er aber den in Europa angenommenen Firnis ab und nahm die alten Gewohnheiten ſeiner Landsleute wieder an.

Wie damals, ſo iſt es noch heute die dem ganzen Volke, wie es ſcheint, unausrottbar und hoffnungslos anhaftende Trägheit, welche alle geiſtigen Fortſchritte in Frage ſtellt. Und doch ſind die Tahitier unzweifelhaft hoch begabt. Davon zeugen ihre religiöſen, hiſtoriſchen und lyriſchen Geſänge. Wir haben einige Proben durch den Miſſionär Ellis und den Kaufmann Mörenhout überkommen. Eine ſolche von der Erſchaffung der Welt haben wir oben gegeben, eine andere von der Mondgöttin Hina teilt uns Mörenhout mit.

Sprach Hina zu Fatu (Erde):
Laß wieder auferstehen die Menschen.
Sprach die Erde:
Ich werde sie nicht wieder erwecken.
Wird sterben die Erde,
Sterben die Pflanzen, sterben die Menschen.
Sterben die Sonne,
Sterben die Erde, eine andere werden,
Enden, um nie zu erstehen.
Spricht Hina: Das genügt,
Mach wie du willst; ich, ich werde
Erstehen lassen den Mond.
Blieb Hina; es stirbt,
Was Erde war; der Mensch muß sterben.

Ferner jene schon erwähnten Schlachtgesänge, durch welche die Rauti die Kämpfenden zu begeistern verstanden, oft die Inspiration des Augenblicks, wie gehört, so vergessen, und auch wieder sorgfältig bewahrt und von Generation zu Generation vererbt. Einige von diesen waren von großer Kraft und Schönheit. So lautete nach Ellis das Ende eines Schlachtgesanges:

O Gott des Landes, o Gott des Meeres,
Laß die Kriegerschar fest sein und treu!
Nur der Schlechte flieht.
Stehen müssen wir wie der Korallenfels,
Anrücken furchtbar wie der Seeigel!
Der fette und kurzatmige Kerl, unser Gegner!
Wir werden erobern die Schluchten.
Seid wie der große wilde Hund, weicht nicht vor Streichen!
Unser Stand im Kampf sei wie der Haufe der Vögel,
Der auf dem Meere schläft mitten im Sturm!
Stimmt an den Schlachtgesang!
Seid mutig, seid wachsam und fest!
Laßt den Toten unter den Toten!
Dringt vor gegen die geschlossenen Speere des verwegenen Feindes!

Gesänge dieser Art wurden bei vorkommenden Gelegenheiten improvisiert, größere Lieder, besonders solche epischen Inhalts, pflanzten sich im Munde des Volkes fort und wurden geschicht-

liche Urkunden über wichtigere Begebenheiten der Vergangenheit. Dann werden uns von demſelben Ellis Lieder lyriſchen Inhalts mitgeteilt. So erzählt er von dem Klaggeſang über den Verluſt eines einzigen Sohnes, welcher endete:

Dicht fallen Regentropfen aufs Antlitz der See;
Nicht Regen, Thränen ſind's des Oro.

Schnell dichteten ſie auch kleine zweizeilige Lieder auf irgend ein Ereignis und oftmals wurden auch dieſe Jahre lang geſungen. So hörte Forſter die jungen Mädchen ſingen:

Vielleicht befreundete dieſer Mond
Den Banks, der her zu ſeinen Freunden kam.

Eine Erinnerung an den berühmten engliſchen Botaniker, welcher Cook vier Jahre früher hierher begleitet hatte. Ihre erfinderiſche und reiche Phantaſie ſchuf eine Reihe von Sagen und Mythen, welche Ellis zu dem Ausſpruch veranlaßten, daß, wenn die Tahitier Schrift gehabt hätten, ihre Mythen ihnen reiches Material zu Legenden geliefert haben würden, welche an Glanz der angewandten Mittel und an Großartigkeit der Ausführung der glänzenden Mythologie der Orientalen ſich hätten an die Seite ſtellen laſſen. So roh ihre Sagen auch ſind, in den gigantiſchen Thaten, die ſie erzählen, und in den kühnen und reichen Schilderungen, die ſie enthalten, weht doch ein Zug von Poeſie, welcher zeigt, daß das Volk keine gering begabte Phantaſie beſitzt.

Von der Entſtehung des Brotbaumes erzählte man folgendes. Zur Zeit eines gewiſſen Königs, als das Volk noch rote Erde aß, lebte ein Mann mit ſeinem Weibe, welche einen einzigen ſehr ſchwächlichen Sohn hatten, den ſie zärtlich liebten. Eines Tages ſagte der Mann zu ſeiner Frau: „Unſer Sohn thut mir leid, er verträgt es nicht, die rote Erde zu eſſen. Ich will ſterben und Speiſe werden für unſern Sohn.“ Die Frau antwortete: „Wie willſt du Speiſe werden?“ Darauf ſagte er: „Ich will zu meinem Gott beten, er iſt mächtig und wird mir Kraft geben, es zu thun.“ Alſo ging er hin zu ſeinem Hausgott und trug

dieſem ſeine Bitte vor. Die Antwort, welche er erhielt, war günſtig und ſo rief er am Abend ſeine Frau zu ſich und ſprach: „Ich werde jetzt ſterben; wenn ich tot bin, nimm meinen Leib, zerteile ihn, pflanze mein Haupt an eine Stelle, mein Herz und meinen Magen an eine andere. Wenn du dann einen Ton hören wirſt, zuerſt wie von einem Blatte, dann wie von einer Blume, darauf von einer unreifen Frucht und endlich wie von einer reifen, vollen Frucht, welche zu Boden fällt, ſo wiſſe, daß ich es bin, der ich Speiſe geworden bin für unſern Sohn.“ Bald darauf ſtarb er. Sein Weib gehorchte ſeinen Weiſungen, indem ſie den Magen, wie er ihr geboten, beim Hauſe pflanzte. Nach einer kleinen Weile hörte ſie ein Blatt fallen, dann die langen Blütenhüllen, dann eine kleine unreife Frucht, darauf eine ausgewachſene reife. Unterdeſſen war es Tag geworden, ſie weckte ihren Sohn, nahm ihn mit hinaus und ſah einen großen, ſchönen Baum mit breiten, glänzenden Blättern bedeckt und beladen mit Brotfrucht. Sie ließ den Knaben mehrere Früchte ſammeln, die erſten dem Hausgott und dem König bringen und von nun an keine rote Erde mehr eſſen, ſondern die Frucht des Baumes, der vor ihnen wuchs, röſten und genießen.

An ſolchen und ähnlichen Erzählungen fanden die Tahitier großen Gefallen und ſie lauſchten gern denen, welche dieſelben gut vorzutragen imſtande waren. Auch unterſtützte ſie ihre reiche Phantaſie in der Erfindung von allerlei Geſchichten, von denen ſie einige den Europäern, abſichtlich um dieſe zu myſtifizieren, erzählten, ſobald ſie gewahr wurden, daß man ihre Übertreibungen für bare Münze hielt. Dahin gehört die Geſchichte von dem großen Affen, den Cook zurückgelaſſen haben ſollte, und den man zum Häuptling des Diſtrikts einer Inſel erhob. Ihre Freude am Grotesken und Komiſchen bekunden auch ihre dramatiſchen Kompoſitionen, wie jene von Forſter erzählte Poſſe, nach welcher ein Mädchen, deſſen Vater den erkorenen Liebhaber nicht zum Schwiegerſohn annehmen will, entläuft und dann durch den gleich darauf und zwar als großer Kerl erſcheinenden Sohn

mit den Eltern versöhnt wird. Mit diesen dramatischen Vorstellungen waren oft mimische Tänze verbunden, die allerdings noch mehr als jene in das Gebiet des Groben und Indecenten hinüberstreiften. Komisch waren sie aber immer, so wollte es das leichtlebige, vergnügungssüchtige Volk, das sich zwischen Extremen bewegend, ebenso schnell in eine trübe melancholische Stimmung übersprang. Von diesem Hang zur Schwermut zeugt der Glaube an den Untergang der Rasse. „Der Hibiscus wächst, die Koralle breitet sich aus, der Mensch stirbt dahin" ist das trübe Prognostikon, welches die Tahitier sich stellen.

Und nicht mit Unrecht. Wilson fand in Tahiti 1797 noch 16000 Einwohner, nach der Zählung von 1879 lebten dort nur noch 9745 Menschen und davon waren nicht mehr als 6820 Tahitier, die übrigen Fremde. Allein diese gelegentlich sich aufdrängenden düsteren Betrachtungen waren und sind auch heute noch schnell vorübergehende Wolken, welche den lachenden Himmel ihres sorglosen Lebens nur für Augenblicke trüben können. Heiterkeit und Frohsinn waren immer ihre charakteristischen Eigenschaften, durch welche sie sich schnell die Zuneigung der Europäer erwarben, die oft davon geradezu hingerissen wurden.

Leidenschaftlich geben sie sich ihren Spielen hin. Wie die Hellenen, kamen auch die Tahitier zu Zeiten von nah und fern zu Tausenden zusammen, um dem Schauspiel der Wettkämpfe beizuwohnen. Besonders beliebt waren Ringkämpfe, wobei sich gegenüberstehende Parteien bildeten, deren eine den Sieg ihres Kämpen mit dem ausgelassensten Freudengeschrei und dem Getöse von Trommeln und Hörnern begrüßte, während die andere diesen Triumph durch größeren Lärm zu überbieten suchte. Faustkämpfe, Wettrennen und Wettfahrten auf den Lagunen waren andere beliebte Vergnügungen. An allen diesen nahm das ganze Volk teil; nur den Fürsten gestattet war aber das Schießen mit Pfeilen, wobei man dieselben so weit wie möglich zu senden suchte; junge Leute bezeichneten mit weißen Fahnen die Stelle, welche erreicht worden war. Bei diesem Spiel trug man

besondere, im Tempel aufbewahrte Gewänder und hatte sich nach demselben von dem dadurch anhaftenden Tabu durch Wasser zu befreien. Ein beliebtes Vergnügen war und ist auch heute noch das berühmte Brandungsschwimmen; freilich sind die Tahitier darin noch von den Hawaiiern übertroffen worden, aber hier wie dort wird die Zahl derer, welche diese Kunst üben, mit jedem Jahre kleiner. Man vergleiche unsere Schilderung dieses Sports Band III, Seite 161.

Zu den ältesten und allgemeinsten Spielen, die auch von einer besonderen Gottheit beschützt wurden, gehörten die Hahnenkämpfe. In jedem Hause in Tahiti konnte man einen Kampfhahn sehen, den man mit weichem Seile an eine Säule gebunden hielt. Man behandelte und pflegte diese Tiere auf das sorgsamste. Zu den Kämpfen versah man sie häufig mit Sporen und bei gewissen Gelegenheiten standen sich ganze Distrikte mit ihren Hähnen gegenüber.

Bei allen Vergnügungen der Tahitier spielte die Musik eine große Rolle; sie war aber keineswegs angenehm. Ihre Instrumente bestanden in einer mit der Nase gespielten Flöte und aus den in Polynesien gewöhnlichen Trommeln, beide aus Bambusrohr. Die Muscheltrompeten wurden in der Regel nur bei Heereszügen gebraucht.

Die Sprache der Tahitier hat eine Weichheit, wie wir sie bei anderen polynesischen Dialekten nicht finden. Die harten Laute k, g und ng werden nämlich durch eine schwache Aspiration ersetzt; sonst ist das Tahitische dem Rarotonganischen und Markesanischen nahe verwandt. Dabei bestand wie in früheren Zeiten auf anderen Archipelen eine besondere ceremonielle Sprache. Schriftzeichen besaßen sie nicht, auch keine Zeichen für ihr merkwürdig ausgebildetes Zahlensystem. Es war dies ein Decimalsystem, welches bis zur Million reichte, eine Zahl, wofür sie natürlich gar keine Verwendung haben konnten. Beim Rechnen, worin sie sich übrigens immer recht geschickt bewiesen, bedienten sie sich kleiner Zweige der Kokospalme. Das

Jahr teilten sie in drei Teile, auch in 13 Mondmonate, und den Tag in 12 Stunden. Geld besaßen sie nicht, sie trieben früher unter sich und anfangs auch mit den Europäern Tauschhandel, wobei Eisen und eiserne Werkzeuge, sowie Glaskorallen besonders begehrt waren. Jetzt aber verschmähen sie es, ihre Perlen, Muscheln und Kokosnüsse anders als gegen gute amerikanische Währung herzugeben. Aber wenn sie nach empfangener Zahlung auf dem Schiffe verweilen, fällt ihr Blick durch die geöffneten Oberlichte hinunter in die Kajüten, in denen vorsorglich bunte Baumwollstoffe, sonstiger Flitterkram, Rum und Tabak zur Schau ausgelegt sind. Sie vermögen nicht, der Versuchung zu widerstehen, die verlockenden Waren werden erstanden und der Dollar findet seinen Weg zurück in die Tasche des Kapitäns.

Die Tahitier sind längst zu Christen bekehrt und sind nicht mehr selbständig. Sie stehen unter der doppelten Leitung der Geistlichen und der französischen Regierung. Es ist behauptet worden, daß seit der Okkupation durch Frankreich die Bewohner keine Fortschritte gemacht, vielmehr noch neue Laster von ihren jetzigen Beherrschern angenommen haben. Freilich übt die Feier der französischen Nationalfeste, welche mit der größten Ausgelassenheit begangen werden, noch immer ihren demoralisierenden Einfluß und zum Ergötzen französischer Soldaten und Offiziere entfaltet der Upaugatanz dann seine ganze Gemeinheit. Aber selbst die Londoner Missionsgesellschaft muß jetzt bekennen, daß die französische Herrschaft nicht ohne beträchtliche Vorteile für die Bevölkerung gewesen ist. Sie hat Sicherheit gewährt nach innen und nach außen und das materielle Leben der Bevölkerung hat gute Gelegenheit gehabt, sich zu entwickeln. Die Quellen des Wohlstandes haben sich gemehrt, die Industrie ist angeregt worden, eine große Anzahl von inländischen Familien hat Vermögen und Komfort erworben und die Pläne ausländischer Abenteurer sind vereitelt worden.

4. Die Geſchichte Tahitis.

Unſere Kenntnis der Verhältniſſe dieſes Inſelreiches geht nicht über ſeine erſte Entdeckung, d. h. über das Jahr 1767 hinaus. Wallis fand damals auf Tahiti drei Staaten, deren mächtigſter unter der Königin Oberea ſtand. Aber als Cook die Inſel beſuchte, war Oberea verdrängt worden. Der Uſurpator nahm bald darauf einen Namen an, den nach ihm alle Träger der königlichen Würde geführt haben. Die Veranlaſſung dazu war eine eigentümliche. Auf einem Ausfluge ins Gebirge ſchlug der König ſein Zelt an einem dem Winde ſehr ausgeſetzten Platze auf und holte ſich eine tüchtige Erkältung. Seine Begleiter nannten die Nacht daher Po-Mare, d. i. Nacht des Huſtens, und der König fand den Namen ſo wohlklingend, daß er ihn für ſich annahm. So wurde derſelbe in der Folge zum Titel aller tahitiſchen Herrſcher und Herrſcherinnen.

Unter dieſem Pomare I. kamen die Meuterer der „Bounty“ nach Tahiti, um Proviant einzunehmen. Das Leben unter den hieſigen Eingeborenen ſagte einigen der Mannſchaft ſo zu, daß ſie zurückblieben, als das Schiff nach Pitcairn weiter ſegelte. Dieſe Weißen leiſteten mit ihren überlegenen Waffen dem Könige in ſeinen Kämpfen mit feindlichen Häuptlingen wichtige Dienſte. Eine ſolche Hilfe hatte er auch von den Miſſionären erwartet, welche der „Duff“ ſpäter zuführte, und die nicht ausbleibende Enttäuſchung war es vermutlich, welche ſeine anfängliche Freundlichkeit in Feindſeligkeit verwandelte und den Miſſionären den Aufenthalt auf der Inſel ſo verleidete, daß ſie dieſelbe faſt ſämtlich verließen.

Pomare aber geriet ſehr bald in bedenkliche Zwiſtigkeiten mit den Häuptlingen von Tahiti. Grund dafür war ſeine Entführung des heiligen Orobildes, das er mit ſich von Ort zu Ort führte, während deſſen eigentlicher Standort, das Marä von Pare, leer ſtand. Das Ende war, daß der Götze herausgegeben werden mußte, und daß nach dem Tode Pomares I. ſein Sohn und

Nachfolger Otu, nun Pomare II., gezwungen wurde, nach Moorea zu fliehen.

Dorthin hatten ſich auch mehrere Miſſionäre von Tahiti zurückgezogen und mit zunehmendem Erfolge gewirkt; auch Pomare trat hier zum Chriſtentum über. Und nun währte es nicht lange, bis er von ſeinen, ſich mächtiger fühlenden Anhängern auf Tahiti eingeladen wurde, zurückzukehren. Mit ihm eine große Anzahl von Chriſten. Aber Pomare war auf ſeiner Hut und, wie die Folge ergab, nicht ohne Grund. Es war an einem Sonntage, als der König mit faſt hundert chriſtlichen Häuptlingen beim Gottesdienſt verſammelt war, daß plötzlich der Ruf erſcholl: Es giebt Krieg. Und wirklich ſah der König, aus dem Gotteshaus hinaustretend, den Feind in dichten Scharen heranziehen. Ruhig begab er ſich zum Gottesdienſt zurück, hieß denſelben zu Ende führen und ordnete dann ſeine Krieger. Die Entſcheidung ſchwankte lange Zeit; als aber eine Schar auserwählter Streiter, welche Pomare in den Rücken des Feindes geſchickt hatte, aus dem deckenden Walde hervorbrach, löſte ſich das Heer der Empörer in wilde Flucht auf. Mit weiſem Vorbedacht ließ der König die größte Milde gegen die Beſiegten walten. Ganz dem alten Kriegsgebrauch entgegen, hemmte er die Verfolgung und ſchützte die Weiber und Kinder der Beſiegten vor der Wut ſeiner eigenen Leute. Und dieſe Milde gewann ihm die Neigung der Überlebenden, wie er ſeine Anhänger durch die Verleihung der erledigten Güter an ſich zu feſſeln wußte.

Im Vollbeſitz der Macht beſchäftigte er ſich ſogleich mit Verbeſſerung der inneren Zuſtände. Zunächſt wurde die Geſellſchaft der Arreoy aufgehoben. Bisher hatte kein geſchriebenes Geſetz, überhaupt kein feſtes Geſetz in Tahiti beſtanden. Die Willkür, die Laune der Häuptlinge war deren alleinige Richtſchnur; 1819 legt Pomare der Verſammlung der Häuptlinge ein Geſetzbuch vor, es wurde angenommen und fand auch bald auf den Nachbarinſeln Eingang. In demſelben Jahre wurde

die koloſſale Kirche eingeweiht, welche der König mit außerordentlichen Koſten und unter großen Mühen hatte bauen laſſen. Sie war 237 Meter lang und 21 Meter breit. Die Mitte des Daches wurde von 36 Säulen aus Stämmen des Brotfruchtbaums getragen, 280 dünnere ein paar Schritt von der Mauer abſtehende Säulen trugen die Dachenden. Das Gebäude hatte 133 Fenſter und 29 Thüren, und drei Kanzeln waren ſo weit von einander entfernt, daß man zu derſelben Zeit auf allen dreien predigen konnte, ohne daß ſich die Prediger gegenſeitig ſtörten. Später hat man dieſe ungeheuere Kirche wieder aufgegeben. In dieſem Gebäude wurde Pomare getauft; zwei Jahre darauf ſtarb er.

Auf der Landſpitze von Papao am Saume der ſtillen Lagune erhebt ſich, von Kaſuarinen überſchattet, das einfache Denkmal des erſten chriſtlichen Königs von Tahiti. Ein Gebäude aus Korallenfels, mit Palmenblättern bedeckt, ſchließt ein pyramidales Mauſoleum aus Holz ein, das den einfachen Sarg birgt.

Pomares II. hinterlaſſener, nur wenige Monate alter Sohn ſtarb ſchon in demſelben Jahre, ſo wurde denn ſeine ſechzehnjährige Tochter, Aimatea, die Gemahlin eines Häuptlings, als Pomare IV. zur Herrſcherin ausgerufen. Unter ihrer Regierung ſollte Tahiti die tiefſte Demütigung erfahren und endlich ſeine Selbſtändigkeit einbüßen.

Die Tahitier waren durch proteſtantiſche Miſſionäre zum Chriſtentum bekehrt worden. Die katholiſche Kirche aber wünſchte dieſe irrgläubige Herde für ſich zu gewinnen. Deshalb kamen 1835 von den Gambierinſeln aus zwei franzöſiſche Jeſuiten, Caret und Laval, nach Papeïti. Nun beſtand aber in Tahiti ein Geſetz, wonach Fremde ohne Erlaubnis der Regierung das Land nicht betreten durften. Die Prieſter wurden daher bedeutet, ſich zu entfernen, und als ſie ſich weigerten, mit Gewalt auf ihr im Hafen liegendes Schiff getragen. Sie machten noch mehrere fruchtloſe Verſuche, ans Land zu gelangen, und kehrten endlich nach Mangarewa zurück.

Dieſer völlig rechtmäßige Schritt der tahitiſchen Königin ſollte für ſie und ihr Land verhängnisvoll werden. Louis Philipp ergriff mit Freuden eine ſich ihm darbietende Gelegenheit, der Nationaleitelkeit der Franzoſen zu ſchmeicheln und ſich dadurch auf ſeinem nicht mehr allzu ſicheren Throne zu befeſtigen. Und ſo erſchien denn 1838 ſein Kapitän Dupetit Thouars in der Fregatte „Venus“ auf der Reede von Papeïti, um im Namen Frankreichs, das in ſeinen Angehörigen, den Miſſionären, angeblich ſchwer gekränkt worden war, zu fordern: daß die Königin Pomare einen Entſchuldigungsbrief an den König der Franzoſen ſchreibe, daß ſie als Entſchädigung für die von Caret und Laval erlittenen Verluſte binnen 24 Stunden 2000 Piaſter zahle und daß die franzöſiſche Flagge am 1. September mittags auf der Inſel Mutuata aufgezogen und mit 21 Kanonenſchüſſen begrüßt werde. Im Weigerungsfalle ſtellte er eine Kriegserklärung in Ausſicht. Angeſichts der 60 Kanonen der „Venus“ blieb der ſchwachen Königin nichts weiter übrig, als dieſe Forderungen zu erfüllen. Weiter wurde eine Übereinkunft abgeſchloſſen, wonach alle Franzoſen ohne Unterſchied gleich den begünſtigtſten Ausländern aufgenommen und beſchützt werden ſollten. Damit wollte man die Rückkehr der katholiſchen Miſſionäre vorbereiten. Und um die Demütigung der Königin zu vollenden, wurde ſie gezwungen, den Kaufmann Moerenhout, einen Belgier, welcher bei dieſen Vorgängen eine Hauptrolle geſpielt hatte, als Konſul anzuerkennen.

Dieſe Abmachungen waren kaum beendet, als Dumont d'Urville mit der „Aſtrolabe“ und „Zelie“ von Nukahiva eintraf, wo er ſeine Schiffsmannſchaft, wie es ſein Schiffslieutenant Roquemaurel ſelber ausſpricht, wahrhafte Saturnalien hatte feiern laſſen. Er beſtätigte als Vorgeſetzter von Thouars alle von dieſem genommenen Maßregeln. Schon acht Monate ſpäter erſchien Laplace in der „Artemiſe“ und that einen Schritt weiter dem vorgeſteckten Ziele, der Beſetzung des Landes, zu. Beim Umſegeln des Kap Venus hatte das Schiff an einer auf den Kar-

ten nicht verzeichneten Klippe ein bedeutendes Leck erhalten, so daß man volle zwei Monate zu arbeiten hatte, um den Schaden wieder gut zu machen. Die Tahitier halfen dabei aufs bereitwilligste. Und während Offiziere und Mannschaften sich in den Hütten der Eingeborenen und in einem rasch aufgeschlagenen Lager einrichteten, entspann sich zwischen ihnen und den Insulanern ein Verkehr, bei dem der ganze Leichtsinn der alten Sitten aufs neue erwachte. Oder wie einer der französischen Offiziere es faßt: „Die Eingeborenen schienen aus einer Art Instinkt bei den Matrosen und Offizieren der Fregatte gegen die Unterdrückung ihrer finsteren Missionäre Schutz zu suchen."

Von dem wesentlichen Gegenstand der Sendung der „Artemise" durfte man nicht reden, fährt derselbe Offizier fort, bis dieselbe ausgebessert war. Dann aber ließ der Befehlshaber die Königin nebst den Häuptlingen zu einer Versammlung einladen, in welcher er die Forderungen stellte, daß der katholische Gottesdienst in dem ganzen Gebiete der Königin von Tahiti für frei erklärt werden und die Bekenner dieser Religion alle Vorteile der Protestanten genießen sollten, ferner, daß die Regierung einen Platz zur Erbauung einer katholischen Kirche hergebe. Der Königin und den Häuptlingen blieb keine Wahl; sie bewilligten diese Forderungen ohne weiteres.

Das war aber noch nicht das Ende, denn man hatte es auf nichts geringeres als den Besitz der Insel abgesehen. Am 1. September 1842 erschien Dupetit Thouars abermals in Papeïti; das Versprechen jenes Stück Landes zum Bau einer Kirche gab den Vorwand zu neuen Beschwerden. Dupetit Thouars forderte nun unter Drohungen 10 000 Piaster als Entschädigung, wohl wissend, daß es ganz unmöglich war, eine solche Summe aufzubringen. Auf den Rat jenes Moerenhout, den wir schon kennen gelernt haben, wurden vier der vornehmsten Häuptlinge auf das Schiff zum Mittagessen eingeladen und aufs reichlichste bewirtet. Sie blieben bis zum nächsten Morgen, nachdem sie eine Urkunde unterzeichnet hatten, worin „die Königin und die

obersten Häuptlinge von Tahiti" an den Admiral die Bitte richteten, daß „der Schatten des Königs der Franzosen" sich über sie erstrecke. Pomare, davon unterrichtet, weigerte sich bis zum letzten Augenblicke, dieser Abmachung zuzustimmen, aber die Drohung Dupetit Thouars, die Artillerie spielen und die französische Flagge aufpflanzen zu lassen, zwang auch sie, nachzugeben. Das Protektorat Frankreichs war somit hergestellt und die Macht der Königin, obwohl ihr Rang und Titel belassen wurden, damit faktisch vernichtet.

Aber auch das genügte noch nicht. Schon im nächsten Jahre erschien Dupetit Thouars zum dritten Male in Papeïti und nahm förmlichen Besitz von Tahiti. Den Vorwand dazu gaben folgende Vorgänge. Als die englische Fregatte „Talbot" am 15. Januar 1843 die Insel anlief, wurde die Königin Pomare mit dem königlichen Gruß von 21 Schüssen empfangen und ihr jede Ehre erwiesen. In einer darauf gehaltenen großen Volksversammlung erklärte man einstimmig, nur Pomare als Herrscherin und allein die von England erhaltene Flagge behalten zu wollen. Am Abend der Versammlung wurde die französische Flagge heruntergeholt, worauf der Befehlshaber der vor Papeïti liegenden Korvette „Boussole" die Stadt zu beschießen drohte, wenn man diese Flagge nicht wieder aufziehe. Allein der englische Kapitän des „Talbot" erklärte augenblicklich, daß er bei dem ersten Schuß auf die Insel auf die „Boussole" feuern lassen werde.

Als am 1. Nov. 1843 die drei Schiffe von Dupetit Thouars ihre Anker im Hafen von Papeïti warfen, wehte auf der bescheidenen königlichen Wohnung noch immer die Flagge mit der tahitischen Krone. Der französische Admiral forderte ihre sofortige Einziehung. Pomare weigerte sich entschieden, dies zu thun, und nun wurden französische Soldaten beordert, die Flagge herunterzureißen; die Königin selber wurde für abgesetzt erklärt und ihre Wohnung zu einem französischen Wachthause gemacht. Pomare floh mit ihren Kindern in das Haus des englischen Konsuls Pritchard und dann an Bord eines kleinen englischen Kriegs-

ſchiffes. Pritchard aber wurde ins Gefängnis geworfen und nach ſechstägiger Haft des Landes verwieſen.

Dieſe Vorgänge erregten in England einen ſolchen Unwillen, daß Louis Philipp, um Schlimmeres zu verhüten, den Admiral

Fig. 8.



Pomare V.

zurückberief, ſeine Maßregeln nicht anerkannte, die Zahlung eines bedeutenden Schmerzensgeldes an Pritchard befahl und die Souveränetät der Königin Pomare anerkannte, das Protektorat

über die Insel aber beibehielt. Die Königin aber, welche sich vergeblich um Beistand nach England wandte, blieb auf Raiatea, da sie sich der französischen Vormundschaft nicht unterwerfen wollte.

Auf Tahiti war sofort nach Pritchards Abreise der Krieg zwischen den Eingeborenen und den Franzosen ausgebrochen. Am 18. März 1844 kam es bei Mahaina zu einer förmlichen Schlacht, in welcher die nur zur Hälfte mit Schießgewehren bewaffneten Tahitier zwar unterlagen, die Franzosen aber einen Verlust von 48 Toten und 70 Verwundeten erlitten. Darauf zogen sich die Tahitier nach der starken Stellung bei Papenoo zurück, wo sie sich, 1500 Mann stark, verschanzten, gewillt, ihr Vaterland bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.

In der nächsten Zeit wurde es ruhiger. Als die Franzosen aber im Januar 1846 bei einer Landung auf Huahine, dessen Hauptort sie zerstörten, von den Eingeborenen mit großem Verluste zurückgeschlagen worden waren, entbrannte der Kampf auf Tahiti aufs neue. Und mit solchem Erfolg gingen die Eingeborenen vor, daß sie im April desselben Jahres die Franzosen allein auf Papeïti beschränkten. Begünstigt durch das dichte Guavagebüsch schlichen sie sich bis an die Vorposten heran und schossen die Schildwachen nieder, während ihnen selbst in ihren beiden Bergfestungen schwer beizukommen war.

Endlich fiel eine derselben. Ein Verräter führte 17. Dezember 1846 eine Schar von 30 Franzosen auf einem bisher ungekannten Bergpfade in den Rücken des Forts Fataua, das in der dadurch entstandenen Verwirrung von der übrigen Mannschaft erstürmt wurde. Die Tahitier ergaben sich, als sie alles verloren sahen, sämtlich auf Gnade und Ungnade; nur zwei Krieger zogen den Tod der Unterwerfung vor und stürzten sich in den Abgrund. Nun wurde auch das gleich darauf überraschte feste Lager bei Punavia genommen; damit war die Unterwerfung der Insel vollendet. Die Tahitier schworen den Eid der Treue und Königin Pomare kehrte nach Tahiti zurück.

Als sie 1877 starb, folgte ihr Sohn Ariiaue unter dem

Titel Pomare V. Er hat ſeine Scheinwürde nur kurze Zeit behalten. Nach langer Krankheit, welche ſeine Gedanken auf das Jenſeits richtete, wie es in dem franzöſiſchen Berichte heißt, benachrichtigte er den franzöſiſchen Gouverneur von ſeinem Vorhaben, alle ſeine Rechte an Frankreich abtreten zu wollen. Der Gouverneur ſah keine Gründe, ihm abzuraten, und am 29. Juni 1880 wurde der endgiltige Schritt gethan. Der Messager de Tahiti ſchilderte das wichtige Ereignis folgendermaßen:

Um drei Uhr nachmittags begaben ſich Madame Cheſſé (die Gemahlin des Kommandanten) am Arm des Königs, der Kommandant und die Prinzen Ariipeu und Teriitapunui zum Quai, wo die franzöſiſchen Beamten und tahitiſchen Vornehmen ſie erwarteten. Bei ihrer Ankunft ertönt die Marſeillaiſe. Eine Flaggenſtange iſt errichtet, an ihrem Fuße ſtehen Tahitier und Franzoſen, bereit, die Trikolore aufzuhiſſen. Daneben eine Feldbatterie, welche mit ihren ehernen Schlünden das Emblem der Vereinigung Tahitis und Frankreichs begrüßen ſoll. Man bildet einen Kreis und der Kommandant verlieſt inmitten tiefſter Stille mit feſter Stimme eine Proklamation an die Tahitier, denen dieſelbe ſofort durch den Dolmetſch verſtändlich gemacht wird. Vivats und enthuſiaſtiſche Hurrahs! Dann verlieſt der Sprecher des Königs deſſen Proklamation. Abermalige Hurrahs! Nun kommen einige tahitiſche Redner; ſie ſcheinen großen Eindruck auf die lauſchende Menge zu machen, die in die begeiſterten Vive la France! Vive Tahiti! Vive Pomaré! der Redner brauſend einfällt. Eine Überraſchung! Im Namen des Königs und des Kommandanten werden alle Gefängniſſe geöffnet, eine allgemeine Amneſtie iſt ausgeſprochen. Die Begeiſterung wächſt. Und nun kommt der große Augenblick. Auf ein gegebenes Signal ſchwebt die Trikolore langſam und majeſtätiſch am Maſt in die Höhe, die Muſik ſpielt die Marſeillaiſe, die Kanonen von der Batterie, vom Berg Faiere, vom „Beaumanoir“ miſchen ihre tiefen Stimmen darein, die Begeiſterung iſt unbeſchreiblich!

So der offizielle Messager. Ob die Tahitier wirklich die

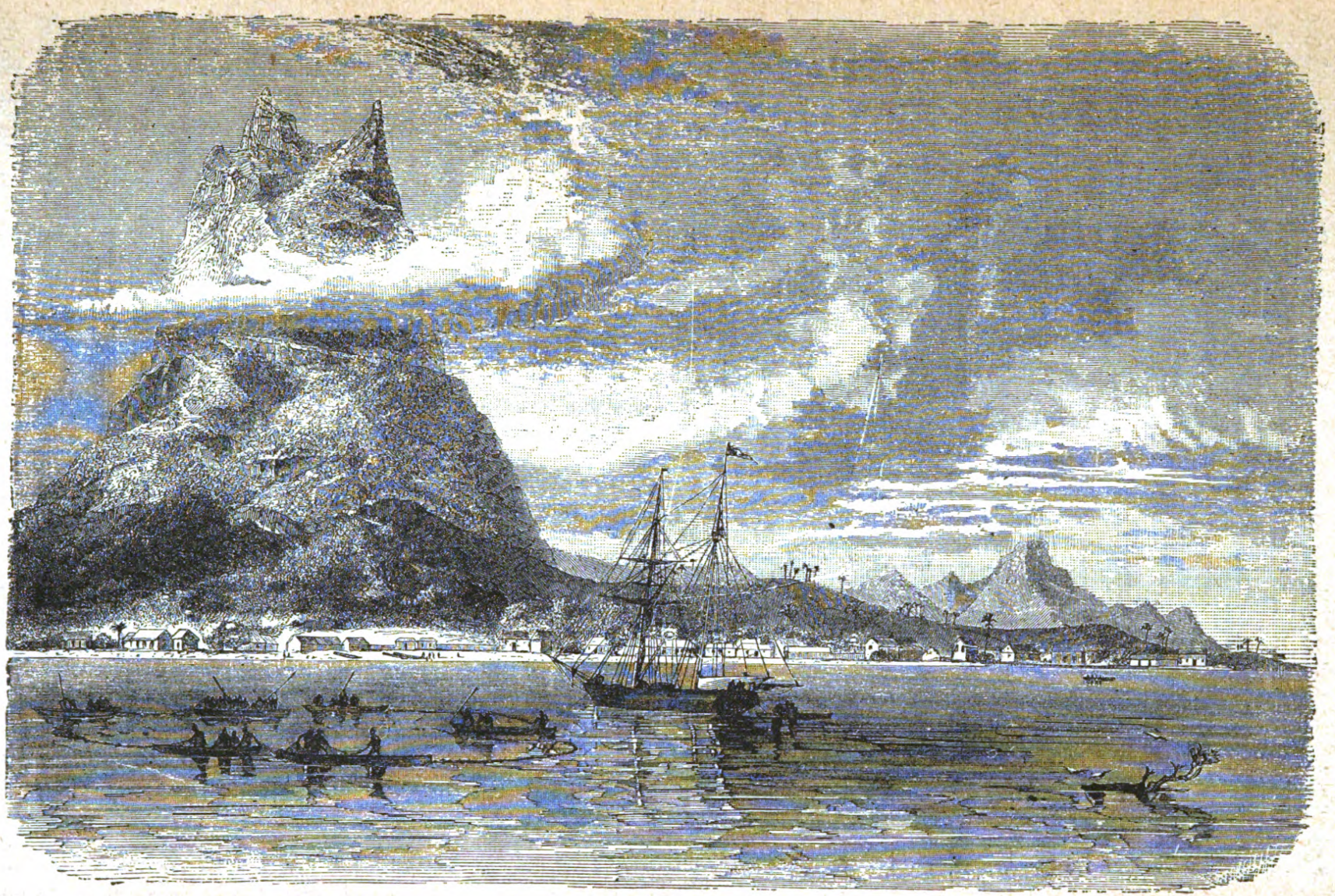
Wohlthat französischer Herrschaft erkennen? Jedenfalls werden sie nur noch eine beschränkte Zeit sich derselben erfreuen; wie wir gesehen haben, schwinden auch sie dahin. Ihre Stelle nehmen andere ein: Europäer, Mikronesier, Chinesen. Denn der Tahitier ist ebensowenig geneigt wie alle seine anderen leichtlebigen polynesischen Brüder, sich in das Joch fortgesetzter Arbeit zu spannen. Und die Pflanzungen von Zuckerrohr, Mais, Kaffee, Baumwolle, von Orangen und Kokosbaumen verlangen Arbeiter.

Die Franzosen liefern auch hier den Beweis, daß sie das Kolonisieren nicht verstehen, daß ihre Kolonien mehr kosten, als sie einbringen und daß die Hilfsquellen derselben nicht im gehörigen Maße entfaltet werden. Es wäre gewiß besser für Regierende und Regierte, wenn Frankreich das Beispiel Hollands in Java oder das Englands in Viti nachahmte. Der Handel (1881: Ausfuhr 2 192 340 Franes) stand schon 1867 ziemlich auf derselben Höhe, dabei nehmen den bedeutendsten Teil Producte ein, die, wie Perlmutter und Perlen, Kopra u. a., erst von den Tuamotu eingeführt werden. Und es ist nicht wahrscheinlich, daß derselbe sich bald irgendwie heben werde.

Die unabhängigen Inseln unter dem Winde.

Die westliche, durch einen breiten Kanal von den vorigen getrennte Gruppe der Gesellschaftsinseln ist bisher unabhängig geblieben. Daß sie es noch ist, verdankt sie nicht der Enthaltsamkeit der Franzosen, vielmehr dem Einspruche Englands und Deutschlands, welche die schon vollendete Okkupation des Jahres 1880 wieder rückgängig machten. Auf ihren, durch ein englisches und ein deutsches Kriegsschiff ausgesprochenen Protest wurde die auf Raiatea schon aufgehißte französische Trikolore wieder heruntergeholt und den Inseln ihre Unabhängigkeit wiedergegeben. Es sind im ganzen zehn, meist ganz kleine Inseln, nur Raiatea, das 194 Quadratkilometer mißt und (1878) 1400 Einwohner zählt, ist einigermaßen bedeutend, das viel kleinere Huahine (73 qkm) ist aber noch bevölkerter und hat 1665 Bewohner, von

Fig. 9.



Die Reede von Borabora.

den übrigen haben Borabora (24 qkm) 800, Tohaa (82 qkm) 700, Maupiti (12 pkm) 400 und Tubai manu (34 qkm) 200 Bewohner; die übrigen Inseln: Mopiha oder Lord Howe, Scilly, Bellingshausen und Tubaï sind unbewohnt. Die ganze westliche unabhängige Abteilung des Archipels der Gesellschaftsinseln hat ein Areal von 471 qkm oder 8,5 Quadratmeilen und 5165 Bewohner.

Bellingshausen, Scilly, Lord Howe und Tubai sind sämtlich niedrige Laguneninseln, welche mit Kokospalmen hier und dort bestanden sind, aber nur von Seevögeln bewohnt werden. Tubai wird namentlich der Schildkröten und der geschätzten, roten Federn des Tropikvogels halber besucht. Die übrigen sind sämtlich hoch und ganz in derselben phantastischen Weise zerklüftet wie Tahiti und Moorea, mit denen sie durchaus verwandt sind. Borabora, eine wunderbar pittoreske Insel, deren Berge im Inneren eine imposante, pyramidenartige Gebirgsmasse bilden, ist ausgezeichnet durch ein großes Barrenriff, auf welchem zwölf kleine, mit Palmen bewachsene Inseln liegen, von denen vier sogar vulkanische Berge haben. Sie sind größer und zahlreicher als jene auf dem Riffe, welches das viel umfangreichere Raiatea einschließt. Diese Insel hat eine Anzahl guter Häfen, unter welchen der am Nordostende belegene von Uroa der beste ist. An ihm liegt Utuma oro, der Hauptort der Insel wie der ganzen Gruppe.

Die Tubuai- oder Australinseln

im Süden der Gesellschaftsinseln gehören Frankreich nur zum Teil. Von der aus sieben Inseln bestehenden Gruppe stehen drei: Tubuai, Wavitao und Oparo unter französischem Protektorat. Die Inseln Hull oder Rarurota, Rimitara, Rurutu und Morotiri oder Baß sind noch unabhängig. Hull ist eine kleine Lagunengruppe und unbewohnt, ebenso wie die nackte Felseninsel Morotiri; Rimitara hat 250 und Rurutu 300 Bewohner. Beide sind hoch und bergig, wohlbewässert und fruchtbar, aber klein.

Von den drei französischen Inseln ist Tubuai mit 103 qkm und 343 Einwohnern die bedeutendste, Wavitao, auch Raiwawai genannt, ist 66 qkm groß und hat 350 Einwohner, Oparo, richtiger Rapa, mißt 42 qkm und hat 100 Einwohner. Alle drei sind hoch und zum Teil sehr malerisch aus vulkanischem Gestein aufgebaut, namentlich füllen die Insel Rapa Bergmassen, welche in ihren zerrissenen Formen steilen Türmen und alten Schlössern gleichen. Die Berge sind vulkanischer Natur, für ihre Entstehung spricht der gehobene Korallenkalk, auch findet sich hier Lignit, den die Eingeborenen zum Kochen verwenden. Schon Vancouver entdeckte auf Rapa viereckige Bauten aus gut gearbeiteten und polierten, oft sehr großen Steinen, welche er für Festungsbauten hielt, von denen man aber, da man zwischen den Steinen Knochen gefunden hat, auch annehmen könnte, daß es Marä gewesen sind. Das Klima der Tubuaigruppe ist wesentlich verschieden von dem im übrigen Polynesien. In der Zeit vom Juni bis September dringen die Westwinde der höheren südlichen Breiten oft bis zu den östlichen Inseln vor, daher wächst dort der Brotfruchtbaum nicht mehr, die Kokospalme gedeiht selten und hört in Rapa auf, Früchte zu bringen. Es wären also europäische Pflanzen dort leicht zu akklimatisieren, während Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee und Tabak sehr wohl gedeihen könnten. Die freundlichen Bewohner, welche in jeder Hinsicht den Tahitiern gleichen, würden solchen Kulturversuchen keinerlei Hindernisse entgegenstellen.

Die Tuamotu oder Paumotu,

auch niedrige Inseln genannt, östlich von Tahiti, stehen ebenfalls im Protektoratsverhältnis zu Frankreich, das mit der Übernahme der Herrschaft über Tahiti gleichzeitig in engere Beziehungen zu dieser, dem tahitischen Reiche zugehörigen Gruppe trat. Die Könige von Tahiti übten über diese Inseln eine Autorität, welche bald stärker, bald schwächer war und zeitweilig ganz aufhörte. Nur Makotea in der centralen Abteilung scheint jederzeit in Abhängigkeit von Tahiti gestanden zu haben; es diente den dortigen

Königen als Verbannungsort für Verbrecher. In neuerer Zeit verſtanden es aber die energiſchen Könige Otu und Pomare I., das Band feſter zu ziehen und die Bewohner zu beſtimmten Tributen zu verpflichten.

Der Name, welchen der Archipel jetzt trägt, wurde ihm auf Antrag der Abgeordneten von Anaa im tahitiſchen Parlamente gegeben. Derſelbe bedeutet „entfernte Inſeln“, während der frühere Name Paumotu, der auch jetzt keineswegs abgeſchafft iſt, nach der franzöſiſchen Überſetzung „beſiegte Inſeln“ bedeutet haben ſoll, eine Überſetzung, die aber ebenſowenig richtig iſt, als Hales „Inſelwolke“, oder Moerenhouts „Inſeln der Nacht“. Man kennt die Bedeutung dieſes Wortes mit Sicherheit gar nicht. Die Eingeborenen haben einen allgemeinen Namen für den ganzen Archipel niemals beſeſſen. Einzelne Teile desſelben ſind durch europäiſche Seefahrer verſchiedenartig benannt worden. Solche begrenzte Bezeichnungen ſind Bougainvilles „gefährlicher Archipel“, Fleurieus wie le Maires und Schoutens „böſes Meer“ und Kruſenſterns „niedrige Inſeln“. Der letztere Name wird jetzt auch nicht ſelten für die ganze Inſelgruppe gebraucht. Bei den Händlern führt die Gruppe wegen ihres wertvollſten Produktes übrigens ganz allgemein den Namen Perleninſeln.

Die Tuamotu, wie der Name jetzt offiziell lautet, erſtrecken ſich in mehreren nach Oſtſüdoſt gerichteten Reihen durch 9 Breiten- und 13 Längengraden zwiſchen 14° 5′ bis 23° 12′ ſüdl. Breite und 135° 33′ bis 148° 45′ weſtl. Länge und beſtehen aus 78 flachen Korallen- und faſt ausnahmslos Laguneninſeln. Sie ſind ſämtlich klein, die größte Rangiroa oder Rairoa mißt nur 60 qkm, eine größere Anzahl aber nur 1—2 qkm, und ordnen ſich in drei Gruppen: eine centrale Hauptgruppe und eine nördliche und eine ſüdliche Seitengruppe. Das Geſamtareal wird auf 1000 Quadratkilometer oder 18 Quadratmeilen berechnet. Eine große Anzahl dieſer Inſeln iſt unbewohnt. Am 30. Juni 1878 wurde zum erſten Male eine Zählung vorgenommen, welche folgende Reſultate ergab:

Centrale Hauptgruppe	Tahitier	Europäer u. a.	Zuſammen
Rangiroa	472	3	475
Fakarawa	317	8	325
Anaa	923	35	958
Makemo = Marutea	292	1	293
Hao	342	2	344
Manuhangi = Papakena	393	—	393

Dazu kommen noch 1181 Einwohner auf den nördlichen und ſüdlichen Seitengruppen, ſo daß ſich damals die Geſamtbevölkerung des Archipels auf 3969 Seelen belief. Bis 1878 war Anaa, die volkreichſte der Inſeln, Sitz der franzöſiſchen Behörden; da aber der ſchmale Kanal bei dem Dorfe Tuuhora auch nach ſeiner Austiefung für den Verkehr nicht ausreichte, ſo hat man jetzt Fakarawa gewählt, welches wohl den beſten Hafen des ganzen Archipels beſitzt, da die Lagune, in deren Nordteil er liegt, weniger als andere durch Korallenbänke gefährdet iſt. Gute Häfen beſitzen außerdem noch Kawehi, Makemo und Hao; die übrigen eignen ſich nur für kleinere Fahrzeuge.

Die einzigen Produkte dieſer Gruppe beſtehen in Kokosnüſſen, Perlmutter und Perlen. Welche Wichtigkeit die Perlfiſcherei dieſes Gebietes hat, iſt an anderer Stelle (S. 12) gezeigt worden. Von den 78 Inſeln der Gruppe haben 35 in ihren Lagunen Perlenbänke. Sehr große und wertvolle Perlen ſind ſeltener geworden; die ſchönſte, hier jemals erbeutete iſt wohl die jetzt im Beſitze der Königin von England befindliche, welche mit 120 000 Mark bezahlt wurde. Und noch immer werden recht prächtige Exemplare gewonnen. Kokospalmen, welche mit den auf den weſtlichen Inſeln eingeführten Pflanzen: Brotfruchtbaum, Bananen, Arum, Ananas faſt die einzige Vegetation der Inſeln bilden, werden in ausgedehnterem Maße angepflanzt, ſeitdem die Nachfrage nach Kopra ſich geſteigert hat.

Fortwährend kreuzen kleine Handelsſchiffe in dieſen Gewäſſern umher, um Kopra und andere Produkte der Gruppe für die Centraldepots europäiſcher, namentlich deutſcher Firmen gegen

allerlei Waren einzutauſchen. Der Preis für Kopra iſt hier 2—3 Cents für das Pfund. Die bedruckten Zeuge aber, für welche der Händler vielleicht 9 oder 8 Pence per Faden (= 1,8 Meter) gezahlt hat, verkauft er hier nicht unter 2 Schilling; Hemden, die in Sydney 15 Schilling per Dutzend koſteten, gehen zu 6 Schilling das Stück ab, Nähnadeln koſten einen Penny das Stück und eine kleine Rolle Nähzwirn einen Schilling. Kämme, Spiegel und vergoldete Schmuckſachen werden mit hohen Preiſen bezahlt, Angelhaken, Feilen und Werkzeuge aller Art ſind lebhaft gefragt. Seidene Bänder und farbige Federn finden einen guten Markt. Der allbeliebte Tabak hat hier einen Wert von einem Dollar das Pfund, während man in Sydney dafür 7 Pence bis 1 Schilling zahlt. Die Art und Weiſe, wie ein Händler ſeine Waren anzeigt und anpreiſt, iſt folgende. Er bekleidet ſich mit einem Paar Beinkleidern von der Sorte, die er beſonders gern los ſein will, und einem in den lebhafteſten Farben prangenden Hemd. Um ſeinen Leib windet er eine Schürze aus Muſſelin oder ein Taſchentuch von imitierter Seide, ſein Haupt ziert ein Filzhut mit mächtiger Schnalle und ein Federbuſch in den auffallendſten Farben. Seine Ohren müſſen ſo viele und ſo ſchwere goldene Ringe als möglich tragen, um ſeinen Hals ſind einige Yards bunter Bänder, Schnüre von Korallen und Ketten geſchlungen und ſein ganzer Anzug duftet von Parfümerieen, ſolchen, wie ſie die Polyneſier leidenſchaftlich lieben. So ausſtaffiert wandelt er als lebende Reklame durch die Straßen des Dorfes der Inſulaner, die bewundernd und verlangend folgen, hin zu der Hütte des Häuptlings, welchen er ſchlau mit ſolchen Waren beſchenkt, in denen er vornehmlich Geſchäfte zu machen hofft. Haben einmal der Häuptling und ſeine Frau das Beiſpiel geſetzt, ſo iſt der Weg für die neue Mode gebahnt, denn die Unterthanen beeilen ſich dem hohen Vorgeſetzten ſchleunigſt nachzufolgen. Auf dieſe Weiſe machen die Händler einen ganz außerordentlichen Vorteil, der niemals unter 100, nicht ſelten ſogar 200 Procent vom Werte beträgt. Dieſer Modus des Tauſchgeſchäfts iſt indes nicht auf die Tuamotu be-

ſchränkt, er wird mit Erfolg auch auf den vielen anderen Gruppen angewandt, mit denen die Europäer Handel treiben.

Die Bewohner der Tuamotu ſind den Tahitiern an Stärke und Gewandheit überlegen; ſie ſind auch viel dunkler als dieſe, zugleich auch viel weniger reinlich, was ihrer ſonſt anſprechenden äußeren Erſcheinung viel Eintrag thut. Aber wenn ſie auch den Tahitiern ähnlich ſind, ſo hatten ſie doch urſprünglich eine andere Sprache, die noch jetzt in den öſtlichen Inſeln gebräuchlich iſt und dem Rarotonganiſchen ähnlich iſt. Die weſtlichen Inſulaner ſprechen tahitiſch; ſie ſtehen ja ſchon ſeit langer Zeit mit dem tahitiſchen Staate in engen Beziehungen. Immer zeichneten ſie ſich durch Kraft, Energie und Mut aus, aber auch durch größere Wildheit. So iſt die Anthropophagie, die früher auf allen Inſeln des Archipels im Schwange war, immer noch auf der öſtlichen Reihe zu Hauſe und iſt nur auf den weſtlichen Inſeln durch die Einführung des Chriſtentums unterdrückt worden. Menſchenfleiſch wurde hier ohne die entſchuldigenden Motive der Rachſucht oder des Aberglaubens verzehrt. Vielleicht trugen die dürftigen Hilfsquellen des Archipels daran Schuld, wodurch die Inſulaner gezwungen wurden, von Inſel zu Inſel zu ziehen, um genügende Vorräte zu ſammeln. So kam es denn, daß Reiſende bisweilen eine Inſel völlig verlaſſen fanden, welche ihre Vorgänger als bevölkert geſchildert hatten, und umgekehrt. Daher befanden ſich dieſe Inſulaner ſtets im Zuſtande tiefſter Armut,

Fig. 10.



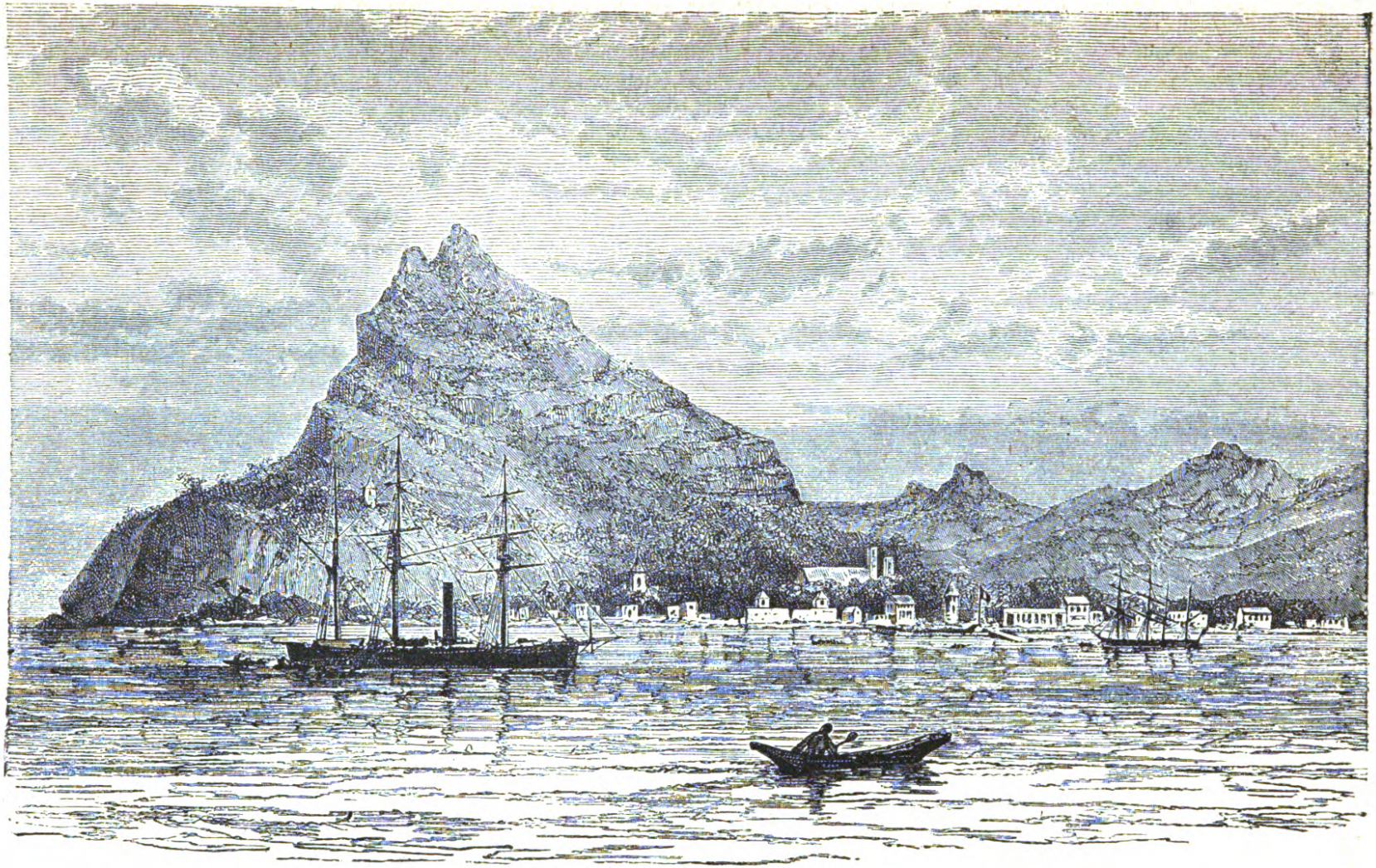
Mädchen von den Tuamotu.

und übereinſtimmend mit ihrer Nahrung, welche hauptſächlich das Meer liefern mußte, waren ſowohl ihre Kleider, als ihre Wohnungen und Geräte ausnehmend einfach und roh. Nur ihre Boote zeigten Geſchick, ſogar mehr als die der Tahitier, was ſich eben aus dem Geſagten erklären läßt. Leute, die ſo wie ſie, auf die See angewieſen waren, mußten wohl ihren ganzen Scharfſinn anſtrengen, um die Fahrzeuge, welche ſie tragen ſollten, ſo vollkommen wie möglich zu machen. Im übrigen, namentlich in Bezug auf die religiöſen Anſchauungen und den Kultus zeigt ſich vieles, das an Tahiti erinnert. Freilich waren die politiſchen Verhältniſſe keineswegs ſo ausgebildet wie dort.

Die Mangarewa- oder Gambierinſeln

gehören ebenfalls zu Frankreich und werden adminiſtrativ mit zu den Tuamotu gerechnet. Sie unterſcheiden ſich von dieſen Inſeln aber nicht allein durch ihre vulkaniſche Formation, auch ihre Bevölkerung iſt eine andere, denn es wohnen hier Rarotonganer. Die ganze Gruppe mißt 31 qkm oder 0,56 Q.-M., wovon auf die beſonders ſo benannte Mangarewa-Gruppe, welche aus vier größeren Inſeln und 9—10 Inſelchen und Felſen, alle von einem Lagunenriff umgeben, beſteht, 24 qkm kommen. Außerdem gehören noch die zum Teil mit Gebüſch bewachſenen Korallenriffe Timoe und Ebrill dazu. Die Anzahl der Bewohner wird auf 1500 geſchätzt. Dieſe, die früher arge Kannibalen waren — ſie fraßen nicht nur im Kampf Erſchlagene, ſondern auch Mitglieder des eigenen Stammes, welche ſie zu dieſem Zweck auch gegen Angehörige eines anderen Stammes austauſchten — ſind jetzt zum katholiſchen Chriſtentum bekehrt. Die frühere in Gürteln und Matten beſtehende Kleidung hat zum Teil der europäiſchen Platz gemacht. Sie nahmen dieſelbe übrigens ſehr ſchnell an. D'Urville fand den König ſtolz in einem blauen Rock ohne Knöpfe, aber mit Löchern am Ellbogen, und mit einer Hoſe bekleidet, die aber nur bis zu den Waden reichte. Der ehemalige Hoheprieſter, ein ungeheuerer, ſechs Fuß hoher Fleiſchkoloß, be-

Fig. 11.



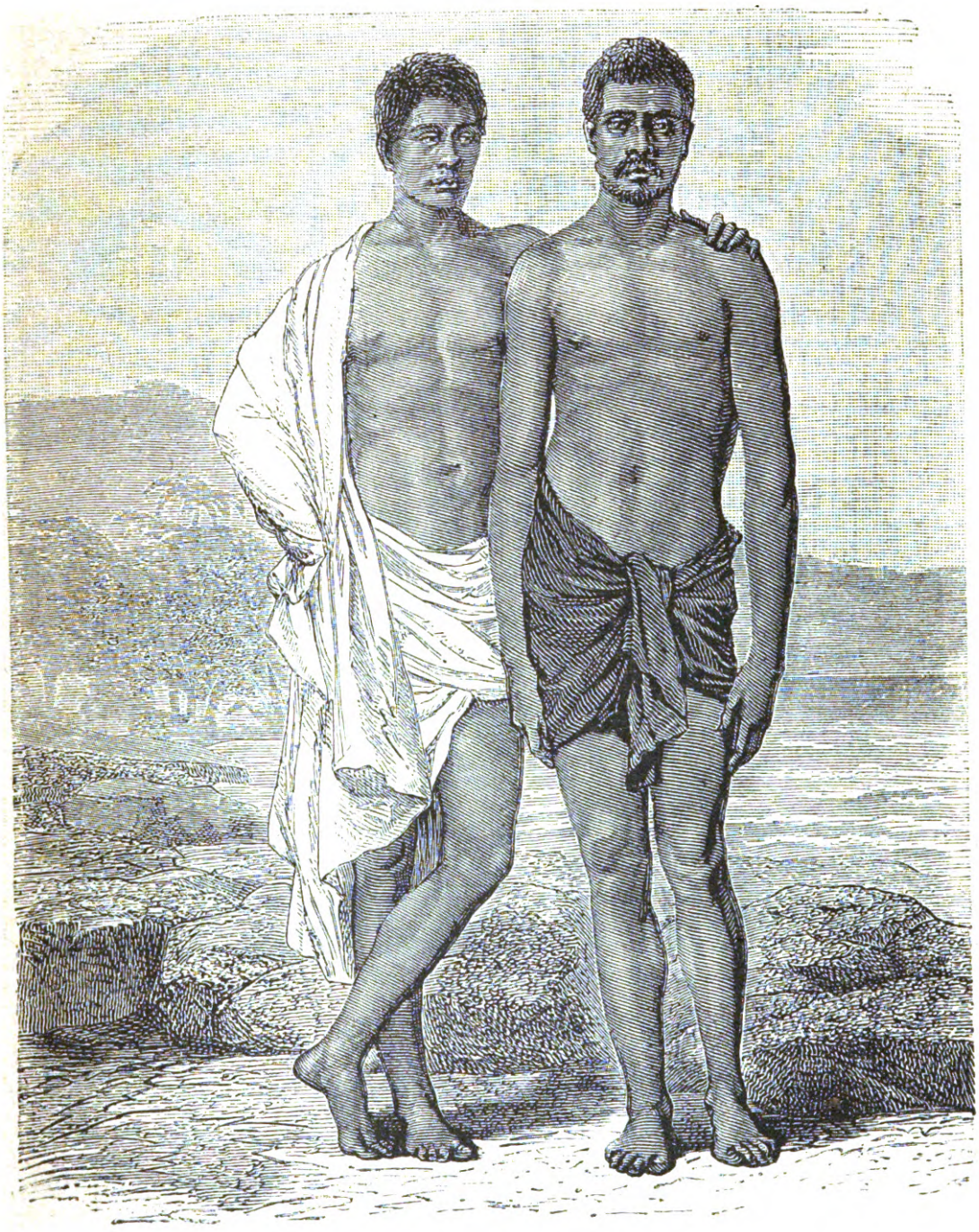
Das Dorf Rititea auf Mangarewa.

gnügte ſich mit einem alten Strohhut, bunter Weſte und Schwimmhoſen.

Ackerbau wurde früher ſehr wenig betrieben, doch hat ſich derſelbe neuerdings etwas gehoben. Die Miſſionäre haben Taro und Baumwolle eingeführt. Die Boote baut man jetzt aus hohlen Baumſtämmen; früher beſtanden aber die Fahrzeuge nur in roh zuſammengefügten Flößen. Die Religion war die von Rarotonga und die Verfaſſung der tahitiſchen ähnlich. Doch beſtand hier die ganz beſondere Sitte, den Thronfolger, auf welchen ſofort bei ſeiner Geburt die königliche Würde überging, ſobald er der mütterlichen Pflege entbehren konnte, auf den 300 Meter hohen Berg Duff zu bringen, wo er, umgeben von wenigen Dienern, in einem für ihn errichteten Hauſe bis zu ſeinem zwölften Jahre lebte. Während dieſer Zeit durften nur Prieſter und hohe Häuptlinge zu ſeltenen Zeiten zu ihm pilgern, für das übrige Volk war nicht nur ſeine Perſon und ſeine Wohnung, auch der Berg ſelbſt mit dem ſtrengſten Tabu belegt. Stieg er endlich vom Berge herab, ſo übernahm er die Regierung, die ſein Vater bisher als Regent geführt hatte, immer noch aber blieb er bis zum 18. Jahre dem menſchlichen Umgang entzogen.

Mit der Annahme des Chriſtentums, welches 1834 katholiſche Miſſionäre hierher brachten und das ſehr ſchnell Eingang fand, haben ſich die urſprünglichen Sitten ſehr geändert. Vieles Alte iſt verſchwunden oder doch ganz abgeblaßt. Der Verfaſſer der Rovings in the Pacific fand 1842 ſchon auf jeder Inſel Kirchen. Das große, dreiſchiffige ſteinerne Gebäude auf Mangarewa war von einem domförmigen Dache bedeckt, das von zwei Reihen maſſiver Säulen getragen wurde, der Fußboden war mit weißen und ſchwarzen Steinplatten bedeckt und auf dem Hochaltar prangte ein lebensgroßes Kruzifix, ein Geſchenk der Königin Amalie, Louis Philipps Gemahlin. Auf einem kahlen Vorſprung des Duffberges ſtand ein Nonnenkloſter, in welches die Prieſter ſchon 90 Neophytinnen hatten aufnehmen können, eine ſehr gut gewählte Lage, denn niemand vermochte ſich dieſem Aſyl zu nahen, ohne von

Fig. 12.



Eingeborene der Gambierinseln.

den Prieſtern bemerkt zu werden. Daß die letzteren ſich in ihrer Thätigkeit glücklich fühlten, bezeugte ihr behäbiges Ausſehen, das ſich mit dem von Bürgers Abt von St. Gallen getroſt meſſen konnte.

Südöſtlich von dieſer Gruppe ſteigt plötzlich aus tiefem Meere

die Pitcairn-Inſel,

hier ſchroff, dort allmählich zu einer über 100 Meter hohen Ebene auf. Kleine hier und da aufgeſetzte Piks erreichen eine

Fig. 13.

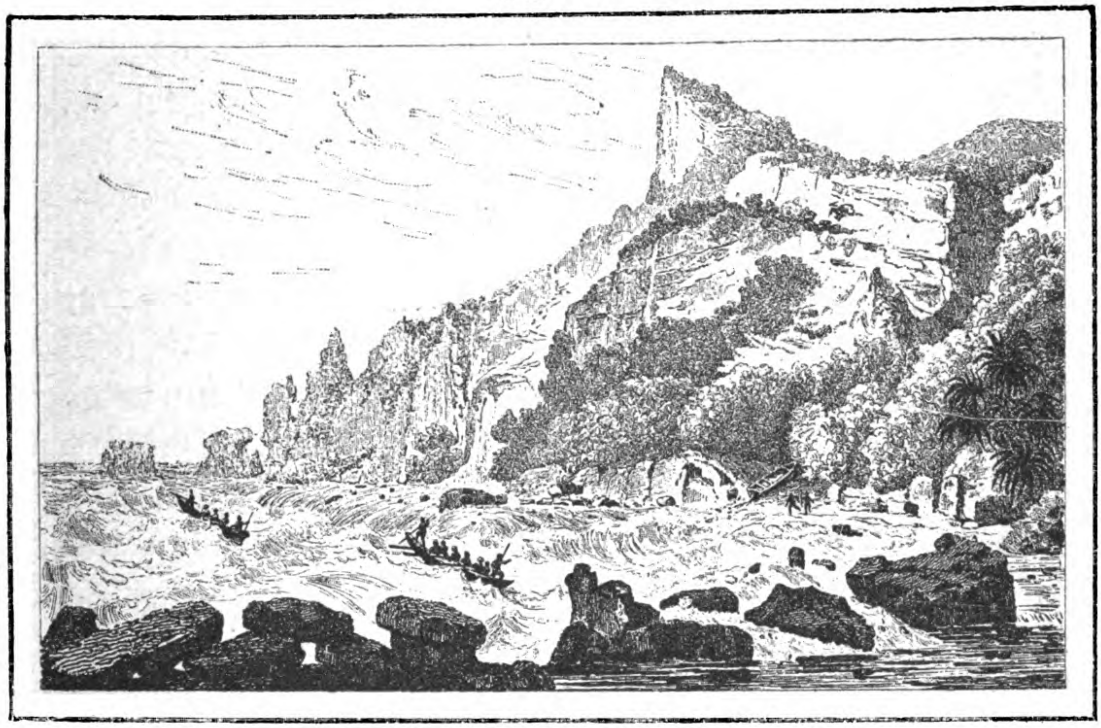


Inneres der Inſel Pitcairn.

Höhe von 338 Meter. In der zerſetzten dunklen baſaltiſchen Lava, dem Hauptbeſtandteil der Inſel, gedeihen allerlei Kulturen, Kokospalmen aber und Brotfruchtbäume, welche man einführte, haben keinen zuſagenden Boden gefunden. Korallenriffe finden wir in der Nähe der Inſel gar nicht; dadurch unterſcheidet ſich dieſelbe auffallend von den ihr zunächſt liegenden Oeno, Henderſon und Ducie, die ſämtlich Korallenriffe ſind und mit der Pit-

cairninſel geographiſch zu einer Pitcairngruppe zuſammengeordnet werden. Mit ihren kühn aufſteigenden Küſten, deren felſige Abhänge mit üppiger Vegetation bedeckt ſind, iſt die Inſel ein liebliches Bild inmitten des ſich an ihr ſchäumend brechenden Oceans. Leider hat ſie keinen Hafen, in welchem ein Schiffer ſicher weilen könnte; es giebt überhaupt nur drei Landungsplätze, und ſelbſt der beſte von ihnen in der Bountybai an der Nordküſte iſt jederzeit gefährlich.

Fig. 14.



Landungsplatz in der Bountybai.

Dieſe Bai erinnert an die Geſchichte der jetzigen Bewohner. Wie uns zahlreiche Reliquien: Steinbeile, Überreſte von Marä mit ſteinernen Bildſäulen, Gräbern mit Skeletten u. a. beweiſen, hatte die Inſel in früherer Zeit eine Bevölkerung, welche nachher ausſtarb oder auswanderte. Als Pitcairn 1767 von Carteret entdeckt wurde, war es unbewohnt; ſeine jetzigen Bewohner verdankt es einem Verbrechen.

Die engliſche Regierung hatte Bligh, einen der Begleiter

Cooks, beauftragt, Brotfruchtbäume von Tahiti zu holen und dieselben nach Westindien zu bringen, damit dieselben dort angepflanzt würden. Sein Schiff „Bounty“ verließ 26. Okt. 1788 Tahiti mit seiner Ladung, war aber kaum einige Tage in See, als sich der größte Teil der Schiffsmannschaft unter Führung des Untersteuermanns Christian gegen Bligh erhob, denselben mit 18 anderen in ein offenes, mit Vorräten dürftig versehenes Boot setzte und seinem Geschick überließ. Glücklicher als sie es hoffen durften, langten Bligh und seine Gefährten in Batavia an, von wo sie durch die niederländische Regierung nach England befördert wurden. Die Meuterer aber steuerten zunächst nach Tahiti, wo eine Anzahl blieb, Christian aber ging mit 8 seiner Schiffsgenossen, 6 Tahitiern und 12 tahitischen Frauen 1790 nach dem unbewohnten Pitcairn und ließ sich dort nieder. Um ein Verlassen der Insel zu verhindern, verbrannte er die „Bounty“, deren hohe Maste auch leicht für vorübersegelnde Schiffe zu Verrätern hätten werden können. Es fehlte nicht an Zwistigkeiten unter den Ansiedlern, die Männer fielen in gegenseitigem Kampfe und 1800 war der damals 36jährige John Adams der einzige Mann auf der Insel, das unbestrittene Oberhaupt des kleinen, aus einigen Frauen und zwanzig Kindern seiner verstorbenen Kameraden bestehenden Staates. In anerkennenswerter Weise richtete Adams seine Thätigkeit auf die Ausbildung der heranwachsenden Jugend und ihre Erziehung zu Ordnung, Arbeitsamkeit und Eintracht. So sah denn 1814 eine englische Expedition, veranlaßt durch das Auffinden eines Seekompasses und eines Chronometers durch ein amerikanisches Schiff in den aus Furcht verlassenen Hütten, hier ein Völkchen, welches durch seine Liebenswürdigkeit und Sittenreinheit allen etwa noch vorhandenen Zorn gegen den einzigen überlebenden Schuldigen entwaffnete, das vielmehr mit seinem Leiter die höchste Bewunderung erregte. Die Besorgnis, daß der beschränkte Wasservorrat der Insel für eine wachsende Bevölkerung nicht ausreichen würde, veranlaßte die englische Regierung 1831, die

damaligen 87 Bewohner nach Tahiti überzusiedeln. Die Pitcairner blieben dort nur kurze Zeit und kehrten gern wieder in ihre alte Heimat zurück. Als aber später ihre Zahl auf 200 angewachsen war, für welche die Insel keinen Unterhalt bot, nahmen sie 1856 das Anerbieten der englischen Regierung an, welche ihnen die früher als Pönalstation verwendete, nun verlassene Norfolkinsel mit allem, was sie enthielt, als Eigentum übergab. Sie wanderten sämtlich aus und 1871 war ihre Zahl auf 340 gestiegen. Indessen kehrten doch einige wieder von dort in die alte Heimat zurück, so daß das Schiff „Opal" Ende 1879 auf Pitcairn 79 Einwohner treffen konnte.

Die Markesas.

Nordöstlich von Tahiti und von diesem durch das gefährliche Labyrinth der Tuamotu getrennt, und südöstlich von Hawaii, von welchem eine ununterbrochene Meeresfläche den Archipel scheidet, ziehen sich die Markesas in einer Richtung von Nordwesten nach Südosten durch nahezu drei Längen- und durch drei Breitengrade. Ein breiter Kanal trennt die Inseln in zwei Gruppen: eine nördliche mit 7 Inseln, von welchen Nukahiva (482 qkm), Uapou (83 qkm) und Uauka (65 qkm) die bedeutendsten sind, und eine südliche mit den Hauptinseln Hiva-Oa (400 qkm), Taou-ata (70 qkm) und Fatuhiva (77 qkm) und den kleineren Motane und Fetohougo, welche wie die nördlichen Motuiti, Hiahu, Fetu-huhu und Clark meist felsig, dürr und kahl, daher unbewohnt sind. Das Gesamtareal der ganzen Inselgruppe beträgt 1274 Quadratkilometer oder 23,14 Quadratmeilen.

Nur die südliche der beiden Gruppen wurde von dem ersten Entdecker gesehen. Mendana, der, von Callao aus kommend, am 21. Juli 1795 an der Küste von Fatuhiva Anker warf, taufte die vier von ihm aufgefundenen Inseln nach seinem Gönner, dem Marquesas de Mendoza, dem damaligen Vicekönig von Peru. Man hat nach Fleurieu und Krusenstern den Namen Markesas zu Ehren des Entdeckers in Mendana-Archipel um-

wandeln wollen, aber ohne Erfolg, wenngleich auch diese Benennung auf manchen Karten zu finden ist. Die Existenz des Archipels war schon vergessen, als Cook denselben 1774 wieder auffand. Dann wurde der Amerikaner Ingraham 1791 durch Zufall hierher geführt; Marchand und Hergest bestimmten 1791 u. 1792 die Inseln genauer, eine eingehendere Kenntnis derselben sowie ihrer Bewohner wurde der Welt aber erst durch Krusensterns Besuch im Jahre 1804 zu teil. Auch in der Folge sind Seefahrer öfters hierher gekommen und haben uns manches Neue gebracht, vornehmlich ist dies aber geschehen, seitdem die Franzosen Besitz von der Gruppe ergriffen haben.

Die Markesas unterscheiden sich von den übrigen Inseln des Stillen Oceans durch das Fehlen größerer Korallenriffe in auffallender Weise. Solche finden sich nur in einzelnen flachen und sandigen Buchten. Steil steigen die tief eingerissenen Basaltmassen vom Meeresufer auf, ohne einen Rand von Küstenebenen zu lassen. Nur stellenweise sind durch die fortwährende Thätigkeit der Gebirgswässer breite Thalebenen entstanden, in deren überaus fruchtbarem Boden sich eine außerordentlich üpppige Vegetation entwickelt hat.

„Auf diesem herrlichen Grün, aus welchem an vielen Punkten und namentlich in der Höhe der Berge die kahlen dunklen Basaltfelsen ernst und oft sehr malerisch hervortreten, auf diesen Thalbildungen, welche zu beiden Seiten gewöhnlich durch schroffe Felsenkanten abgeschlossen sind, deren wunderbare Spitzen und Zacken über das dichte Grün des Tropenwaldes hervorragen, auf diesen Felsen und Kanten beruht der landschaftliche Eindruck, den die Inseln machen: er ist ernst und eher erhaben als schön, wenngleich die zahlreichen Wasserfälle, welche über die schroffen Felswände hinunterstürzen, doch auch liebliche Bilder in diesem Ernst hervorbringen.“

Einige kahle Bergspitzen ausgenommen, ist alles Land mit prächtigem Pflanzenwuchs bedeckt. Wenn dieser aber außerordentlich reich und üppig erscheint, so offenbart er doch auch

wiederum eine große Eintönigkeit. Die Arten sind dieselben, wie in Tahiti, nur ist ihre Zahl hier kleiner. Welche Dimensionen aber einzelne Vertreter derselben in den überraschend fruchtbaren Verwitterungsproducten des vulkanischen Gesteins annehmen können, das haben wir an anderer Stelle (Bd. III. S. 81 und 83) in Wort und Bild gezeigt. Auch die hiesigen Kulturpflanzen sind die der alten Tahitier und vermutlich von dort durch die ersten Einwanderer herbeigebracht.

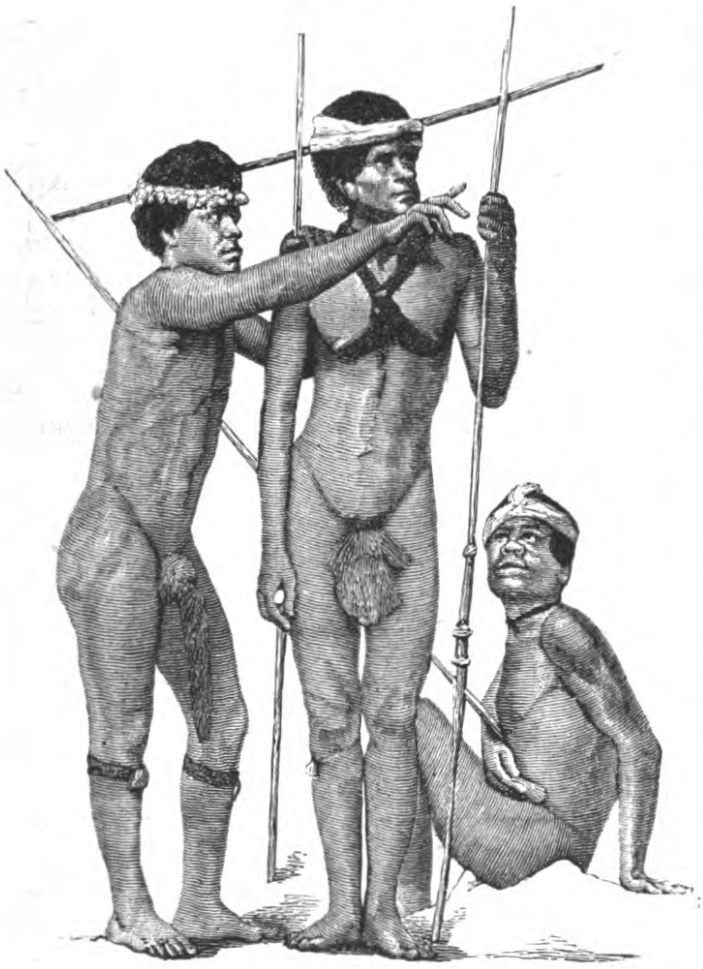
Seitdem sich Europäer hier niederließen, werden Mais, Bataten, Kürbisse und Melonen, Tabak und Zuckerrohr kultiviert, indessen richten sowohl europäische als chinesische Kolonisten ihr Hauptaugenmerk auf die Kokospalmen und den Gewinn von Kopra.

Die Tierwelt ist hier ebenso arm wie auf den übrigen Inseln in diesen Gewässern, nur die Vögel sind zahlreicher und das Meer birgt auch hier eine große Fülle verschiedenartiger Geschöpfe. Von Säugetieren fanden die Europäer nur Ratten, zahme Hunde und Schweine vor. Jetzt giebt es Rinder, etwa 2000 Stück, Pferde, Maulesel, Esel und Ziegen. Perlenfischerei wird hier zwar auch betrieben, sie ist aber weit weniger wichtig als auf den südlicheren Gruppen. Von Mineralien kennt man bisher Eisen, einen ausgezeichneten Thon und Sandstein von sehr feinem Korn und hellgrauer Farbe.

Die Markesaner zeichnen sich unter den übrigen Polynesiern durch schönen Wuchs und angenehme Gesichtsbildung aus. Letztere zeigt die für Polynesien charakteristischen Merkmale in besonders hervorstechender Weise, auch sind sich die Markesaner dieser nationalen Eigentümlichkeiten sehr wohl bewußt, die sie auf Götzenbildern und sonstigen Schnitzereien immer betonen. Die Hautfarbe geht durch alle Schattierungen von einem gelblichen Weiß bis zu leichtem Schwarz; die eigentliche Farbe wird aber oftmals völlig verdeckt durch die Tattuierung, die man in solchem Reichtum und solcher Eleganz nirgens wieder findet. Man erinnere sich der Abbildungen auf Seite 94 und 95 des dritten Bandes.

Und während dieſe Sitte in anderen Teilen Polyneſiens ſo gut wie abgekommen iſt, erhält ſie ſich hier noch immer in voller Kraft. Die dunkel-blau-ſchwarzen Linien, welche den Körper vom Scheitel bis zur Zehe wie mit einem enganſchließenden Anzug bedecken, laſſen einen ſolchen kaum vermiſſen. Die Kleidung iſt eine höchſt einfache; ſie beſteht meiſt nur aus einem um die Hüften geſchlagenen Stück Zeug, obſchon jetzt durch die Miſſionäre für die Frauen das lange Gewand eingeführt worden iſt, dasſelbe, welches die Tahitierinnen tragen. Indeſſen liebt man Schmuck ganz ausnehmend. Ein Helm aus einem Geflecht von Kokosfaſern, mit Platten von Perlmutter verziert und gekrönt von einem Federbuſch vom Tropikvogel und Hahn, ein Halsband aus Zähnen, Büſchel von Haaren oder Kokosfaſern um Arm und Bein, wie um die Hüften, ein Fächer u. a. m., das ſind die Hauptbeſtandteile des Galaanzuges eines vornehmen Kriegers, wie ihn unſer Titelbild zeigt.

Fig. 15.



Männer von den Markeſas.

Wenn die Markeſaner ſich in europäiſche Kleider ſtecken, ſo nehmen ſie ſich weniger vorteilhaft aus und der unverfälſchte

Naturmenſch guckt ſehr bald aus der Verhüllung hervor. Als ein engliſches Schiff in dem Hafen von Taiohaë Anker warf, ſtattete der von den Franzoſen zum König über alle Inſeln eingeſetzte Mowana, der frühere Häuptling von Nukahiva, unter Begleitung franzöſiſcher Offiziere dem Schiffe einen Beſuch ab. Seine Majeſtät war mit einer glänzenden Militäruniform bekleidet, welche von Gold und Stickerei ſtrotzte, das kahle Haupt bedeckte ein enormer Dreimaſter voll Straußenfedern. Die Königin prangte in einem Gewande von ſcharlachrotem Tuch; auf dem Kopfe trug ſie einen phantaſtiſchen Turban von Purpurſtoff. Als ſie unter der Mannſchaft einen alten Matroſen mit Schrift und Malerei auf Bruſt, Armen und Füßen bemerkte, unterſuchte ſie dieſe Bilderei trotz der abmahnenden Blicke der Offiziere aufs genaueſte. Endlich brach Ihre Majeſtät zum Entſetzen derſelben alle Etikette dadurch, daß ſie plötzlich ihre Kehrſeite entblößte, um die dort eintattuierten Figuren auch bewundern zu laſſen.

Das Leben wurde den Markeſanern immer leicht genug. Ihre Inſeln und das Meer boten ihnen die gewöhnlichen Nahrungsmittel Polyneſiens zur Genüge, ohne daß ſie zu harter Arbeit genötigt worden wären. Sie bereiten den ſäuerlichen Brei aus der Brotfrucht, kochen in den bekannten Öfen und brauen Kawa durch Kauen der Wurzel gerade wie anderswo. Ebenſo ſind die Markeſaner leidenſchaftliche Liebhaber von Branntwein und Tabak. Dieſe Gewohnheiten haben ſie von der europäiſchen Kultur gern angenommen, aber Menſchenfreſſer ſind ſie bis heute geblieben. Sie töten Kriegsgefangene, namentlich werden Augen und Herz des gefallenen Gegners verſchlungen und zwar roh. Jedenfalls war das Eſſen von Menſchenfleiſch urſprünglich eine ſymboliſch-religiöſe Handlung und bei großen Feſten fehlten die Menſchenopfer niemals. Die Frauen und nichttattuierten Männer durften an ſolchen Mahlen indes nicht teilnehmen.

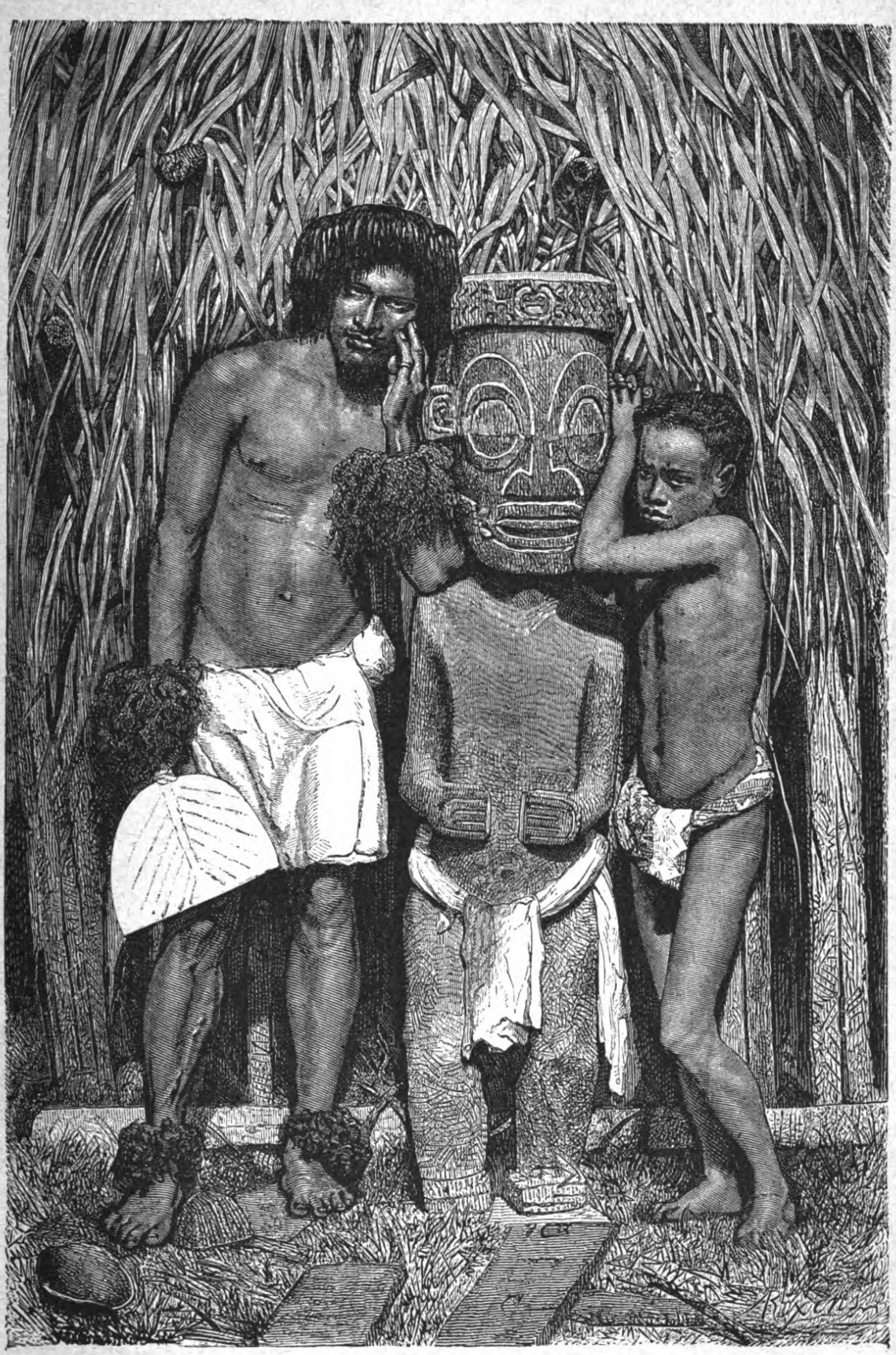
Ganz eigentümlich und abweichend von allen anderen in

Polyneſien waren ihre Häuſer auf Platformen von Steinen oder auf hohen Pfoſten erbaut, ſodaß bei den letzteren zur Erſteigung Leitern nötig waren. Beſonders kunſtvoll waren ſie keineswegs, wie denn die Markeſaner auch bei ihren Booten und Geräten wenig Mühe verwandten. Daß ſie aber ſowohl Fähigkeiten als Geſchmack beſaßen, beweiſen einige Gegenſtände, wie die Griffe von Beilen, Fächer und die Stelzen, deren ſie ſich auffallenderweiſe bedienen, welche alle ſehr ſchönes Schnitzwerk an ſich tragen.

In den religiöſen Anſchauungen und den politiſchen Inſtitutionen iſt eine weit vorgeſchrittene Auflöſung und Verwirrung erkennbar. Ein Ahnendienſt hat jetzt den früheren Götterkultus faſt ganz verdrängt; auch hat man Götzenbilder, höchſt ungeſchlacht aus Holz geſchnitzt, mit rieſigem Maul, großen Augen, die Bilder der Tiki, der Schutzgötter, welche auf heiligen Plätzen ausgeſtellt ſind. Die Tempel, in ihrem Äußeren den gewöhnlichen Häuſern gleich, nur größer, waren in ſchattigen Hainen erbaut, in ihrer Nähe lagen die Häuſer der Prieſter und Diener. Auch beſtand und beſteht hier noch immer ein Schädelkultus; nicht allein die ſorgfältig gereinigten Schädel verſtorbener Vorfahren, auch ſolche von Feinden werden im Hauſe als Hauptſchmuck desſelben an Kokosſeilen aufgehängt.

Die Zahl dieſes Völkchens war ehemals eine viel größere, ſchätzte ſie Ellis doch 1830 auf 30 000, Kruſenſtern 1804 die von Nukahiva allein auf 12 000 Seelen. Die überaus große Unſittlichkeit hat jedenfalls dazu beigetragen, die Bevölkerung zu mindern, Kindermord war freilich hier niemals Sitte, und dann haben auch die Pocken vor zwanzig Jahren gewaltig aufgeräumt. Eine Zählung hat 1876 für einige Inſeln ſtattgefunden; bei anderen iſt die Bevölkerung geſchätzt worden. Danach betrug dieſelbe 5754 Seelen, welche ſich auf die ſechs nachſtehenden Inſeln, wie folgt, verteilen:

Fig. 16.



Ein Götzenbild der Markeſaner.

Inseln	Eingeborene	Andere	Total
Nukahiva	?	?	1215
Uauka	155	—	155
Uapou	314	11	325
Hiva-Oa	2950	104	3055
Taou-ata	400	2	402
Fatuhiva	600	2	602
Zusammen:	?	?	5754

Die Markesaner zeigten stets eine Vorliebe für den Handel, den die einzelnen Inseln eifrig mit einander trieben; so lieferte Hiva-Oa Tapatuch, Fatuhiva Fächer und Nukahiva Kokosöl. die Küsten leiden zwar an Häfen keinen Mangel, die meisten sind jedoch zu tief, auch den plötzlichen Windstößen aus den Schluchten der Berge zu sehr ausgesetzt. Der am besten geschützte und am meisten besuchte Ankerplatz ist in der Bai von Taiohaë an der Südküste von Nukahiva zu finden. Die Einfahrt geht in einem schmalen Kanale zwischen zwei kleinen Inseln hindurch, welche man Sentinelles, Schildwachen, getauft hat. An dem schmalen Uferrande liegt der Hauptort von Nukahiva wie der ganzen Gruppe, gleichfalls Taiohaë genannt. Das auf einem kleinen Hügel erbaute Fort Collet beherrscht den Hafen. Hier wohnt jetzt der französische Resident, welcher mit einem Brigadier und 2 Gensdarmen, 6 Soldaten, einem Lootsen und 10 markesanischen Polizisten die französische Regierung repräsentiert. Auf Hiva-Oa haben die katholischen Missionäre mit vielem Erfolg Baumwollenpflanzungen angelegt, aus welchen sie jährlich einen Gewinn von 40 000 bis 60 000 Mark ziehen. Baumwolle ist überhaupt die vornehmste Kultur der hier angesiedelten Europäer und Amerikaner, welche zum großen Teil eine höchst bedenkliche Vergangenheit hinter sich haben, Verbrecher oder Deserteure, die mit eingebornen Frauen verheiratet sind und ganz wie die Eingeborenen selber leben. Nach dem letzten Census belief sich die Zahl aller Weißen auf 109, dazu kommen 69 Chinesen, welche man als Arbeiter auf den Pflanzungen eingeführt hat,

132 nichtmarkesanische Polynesier. Die Bai von Taiohaë ist seit kurzem fremden Schiffen geöffnet worden, ebenso die Bai von Taahuku an der Südküste von Hiva-Oa, die für größere Schiffe zwar zugänglich, aber leider viel zu schmal ist. In Taiohaë verkehren regelmäßig die zwischen Papeïti und San Francisco fahrenden Schiffe einer amerikanischen Linie mit französischer Subvention.

Den ersten Verkehr mit Europäern verschaffte den Markesanern die 1810 gemachte Entdeckung der Existenz von Sandelholz. Nun ließen sich sehr bald europäische Matrosen hier nieder, nicht gerade zum besten der Eingebornen. Die Londoner Missionsgesellschaft machte vergebliche Bekehrungsversuche und mußte das Feld katholischen Missionären räumen, was Veranlassung zur Besitzergreifung der Gruppe durch die Franzosen gab. Aber die französische Regierung hat hier gar keine Erfolge zu verzeichnen. Nachdem man den Sitz der Regierung bald hierhin, bald dorthin verlegt hatte, gab man 1861 die kostspielige Niederlassung auf und ließ nur einen Residenten in Nukahiva zurück. Später aber hat man auf jede Insel eine Magistratsperson und eine kleine Besatzung gestellt. Welche Erfolge die katholische wie die protestantische Mission hier erzielt haben, ist Bd. III Seite 114 gezeigt worden.

Rapanui und Sala y Gomez.

Von den übrigen polynesischen Inseln durch einen weiten Raum getrennt, liegen als östlichste Vorposten zwei kleine Landfragmente, die Resultate submariner, längst erloschener vulkanischer Thätigkeit. Wohl mag die erste Insel schon 1687 von dem Flibustier Davys gesehen worden sein, ihre eigentliche Entdeckung verdanken wir dem Holländer Roggeween, welcher sie am Ostertage auffand und daher Paaschenland d. i. Osterinsel benannte, ein Name, der jetzt ebenso häufig gebraucht wird wie der einheimische, welchen wir vorziehen. Rapanui hat eine Größe von 118 qkm oder 2,1 Quadratmeilen. Einförmig und hafenlos heben sich die

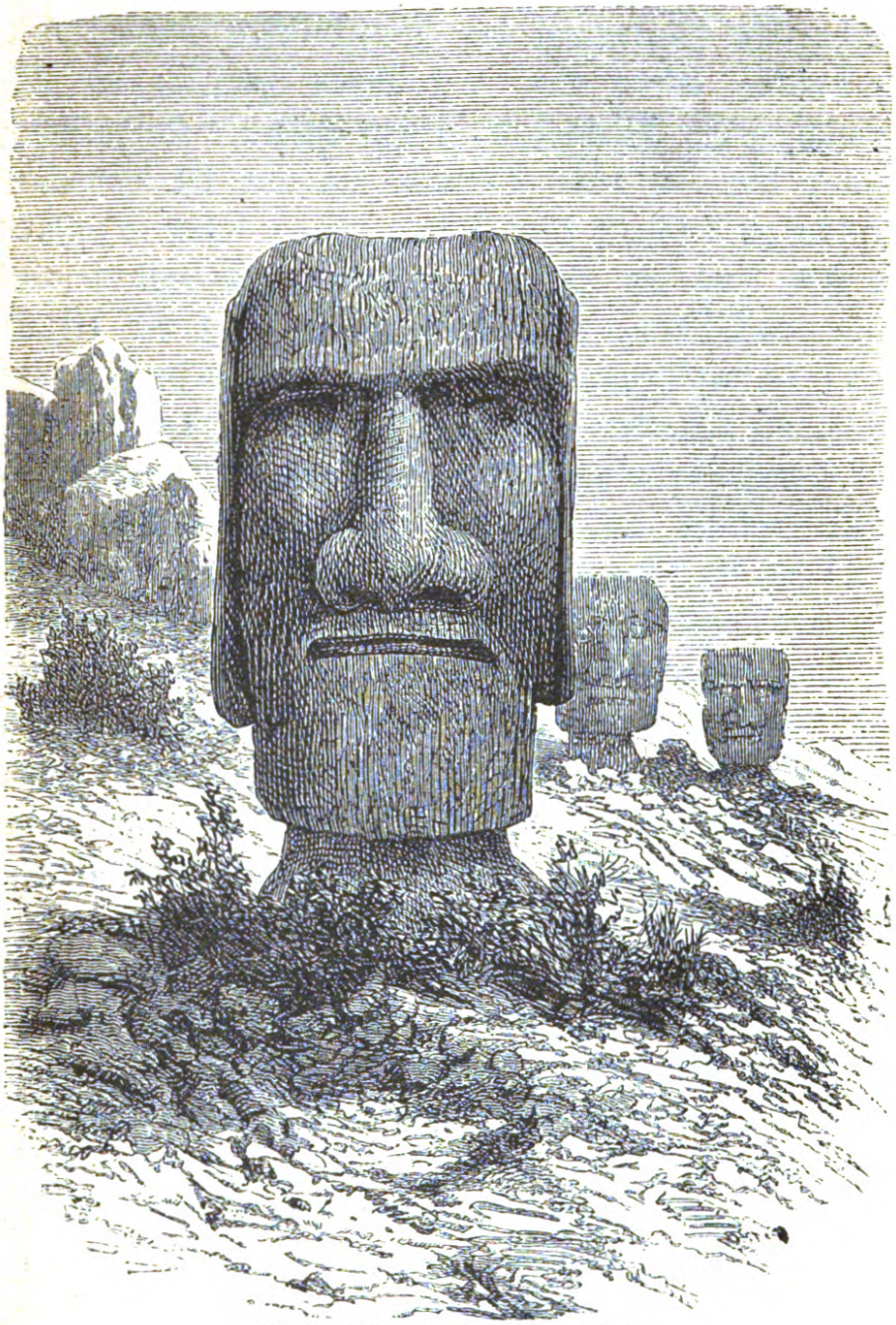
Ufer der gleich einem rechtwinkligen Dreieck gestalteten Insel aus den Fluten, lose Stücken rauher Lava bedecken den dürren Boden, welchen indes das feuchte Klima an Abhängen und in Thälern genügend zersetzt hat, um eine reiche Vegetation aufsprießen zu lassen. Das Innere ist mit niedrigen Bergen erfüllt, welche im östlichen Teile eine Höhe von 400 Meter erreichen.

Die Vegetation der Insel war ehemals von viel größerer Mächtigkeit. Jetzt finden sich fast nur Sträucher von höchstens $3^1/_2$ Meter Höhe; eine Edwardsia ist das einzige baumartige Gewächs. Früher aber war der größte Teil der Oberfläche mit Wäldern bedeckt, kärgliche Überbleibsel derselben haben sich noch in einigen Thälern erhalten. Die wichtigsten Pflanzen sind jetzt Cordyline, wildwachsendes Zuckerrohr und Farne. Wie die Kokospalme, welche gleichfalls ausgerottet worden ist, so würden hier ohne Zweifel Tabak, Wein, Orangen, Feigen und die Chirimoya gedeihen in den heißen, zerfallenen Kraterbetten, wo Sonnenhitze und Feuchtigkeit vereint, ungestört durch den Hauch eines Windes gleich Treibhäusern eine wunderbare Üppigkeit der Pflanzenwelt bewirken. Wenn aber die Zahl der Pflanzen schon gering ist, so ist die der Tiere noch weit beschränkter. Von Säugetieren gab es auf dem Lande Ratten, im Meere Cetaceen; man hat nun noch die Ziege eingeführt. Das zahme Haushuhn ist der einzige Repräsentant der Landvögel, aber Seevögel sind zahlreich. Unter der sehr armen Insektenwelt sind nur die Hausfliegen als lästige Plage häufig.

Die Einwohner sind rarotonganischer Abstammung, das beweisen neben ihrer Sprache auch ihre Traditionen, welche auf Rapa hinweisen. Sie haben alle Charakterzüge der Polynesier, welche uns dieselben so angenehm machen, ihre Freiheitsliebe, ihren Frohsinn und ihre Zutraulichkeit, aber sie sind auch nicht frei von den Lastern, welche die Rasse beflecken, denn sie sind diebisch, träge und sittenlos. Ihre Freundlichkeit und Gefälligkeit hat diese zu vertrauensvollen Menschen aber mehr als einmal ins Verderben geführt. So raubte der amerikanische Walfänger

„Nancy“ 1805, weil er Arbeiter brauchte, 12 Männer und 10 Weiber. Die Männer freilich sprangen, als man sie nach drei

Fig. 17.



Ein Steinbild auf der Osterinsel.

Tagen ihrer Fesseln entledigte, sofort über Bord, in der Hoffnung, doch noch ihre Heimatinsel wieder zu erreichen. Dann

legten 1863 peruaniſche Menſchenjäger hier ein Sklavendepot an, zu welchem ſie die von den umliegenden Archipelen Geraubten ſchleppten. Dabei führten ſie auch den größten Teil der Bewohner von Rapanui fort. Die meiſten wurden allerdings auf die kategoriſche Forderung der franzöſiſchen Regierung wieder zurückgebracht, leider aber mit ihnen zugleich die Blattern, welche nun große Verheerungen anrichteten. Katholiſche Geiſtliche haben hier ſeit 1866 Verſuche gemacht, die Bewohner zum Chriſtentum zu bekehren, ihre Erfolge waren indes ſo unbedeutend, daß ſie ſehr bald die Miſſion aufgaben und mit den wenigen Proſelyten nach Mangarewa überſiedelten. (Vgl. Bd. III. S. 114.) Infolge der Entführung durch Sklavenhändler und der nachmals eingeſchleppten Blattern iſt die Bevölkerung, welche von Cook auf 700, von ſpäteren Reiſenden auf 1500 geſchätzt wurde, außerordentlich geſunken, und ſoll jetzt nur noch 600 betragen.

Die größte Merkwürdigkeit der Inſel ſind die großartigen Steinbauten und Bildſäulen, welche ſich hier vorfinden, und die in Anbetracht der unvollkommenen Werkzeuge, über welche die Inſulaner zu verfügen hatten, uns in ein größeres Erſtaunen verſetzen müſſen, als die Dolmen der Druiden, die Sonnentempel Perus, die prachtvollen Straßen Mexikos oder die Wunderbauten Altägyptens. Sie haben Forſter, welcher mit Cook die Inſel erforſchte, wie nach ihm alle ſpäteren Beſucher in das höchſte Erſtaunen verſetzt. Man vergleiche Bd. III. Seite 102 u. 103.

Noch weiter nach Oſten unter 26° 28′ ſüdl. Breite und 105° 20′ weſtl. Länge liegt endlich die öſtlichſte der polyneſiſchen Inſeln, Sala y Gomez, ſo benannt nach dem ſpaniſchen Seefahrer, welcher ſie 1793 entdeckte. Es ſind zwei graue, durch niedriges Land verbundene Felſen, welche 4 qkm meſſen und außer zahlloſen Seevögeln von keinem lebenden Weſen bewohnt werden. Eine dauernde Berühmtheit hat dies „Steingeſtell ohn' alles Gras und Moos“ durch Chamiſſos ſchönes Gedicht der drei Schiefertafeln erhalten.

Die Viti-Inseln.

1. Allgemeiner Charakter der Gruppe und ihre Produkte.

Der erste Seefahrer, durch den wir von der Existenz dieses Archipels unterrichtet wurden, war der berühmte Tasman, welcher am 5. Mai 1643, von Osten her kommend, Taviuni und Vanua Levu entdeckte. Er nannte die Gruppe Prins Willems Eylanden. Dann blieben die Inseln unbeachtet, bis Cook 1774 Vatoa sah, das er Turtle Island taufte. Kapitän Bligh durchschiffte 1789 den Archipel auf seiner gefährlichen Reise in dem Boote, in welches ihn die aufrührerische Mannschaft seines Schiffes gesetzt hatte, und sah ihn noch einmal drei Jahre später. Kein Europäer aber setzte seinen Fuß an das von Korallenriffen umgürtete Land; auch als Kapitän Wilson Ende 1797 diesen Versuch machte, schreckte ihn die drohende Haltung der Eingeborenen davon zurück. Er brachte in dem Missionsschiffe „Duff" eine Anzahl von Missionären, welche beabsichtigt hatten, auf Viti ein neues Feld für ihre Thätigkeit zu gewinnen. Indes erforschte er doch die östlichen Inseln etwas genauer, entging aber dabei mit genauer Not der Gefahr, an der klippenreichen Küste von Taviuni Schiffbruch zu leiden. Der bedeutende Reichtum einiger Inseln an Sandelholz lockte später Händler hierher, obschon der Verkehr mit den Bewohnern, den ärgsten Kannibalen der Südsee, ein außerordentlich gefahrbringender war. Allein erst d'Urville war es, welcher auf seiner Entdeckungsfahrt in der „Astrolabe" 1827 und auf seiner zweiten

Reise 1838 die Gruppe für die Erdkunde gewann. Eine eigentlich gründliche Aufnahme machte aber erst der Amerikaner Wilkes 1840, dem 1857 der Engländer Denham folgte. Die seit 1876 durch die englische Admiralität begonnenen hydrographischen Vermessungen haben die äußeren Umrisse der einzelnen Inseln, sowie die Lage und Ausdehnung der Riffe sehr wesentlich berichtigt.

Über das Innere des Landes etwas zu erfahren, war wegen der Wildheit seiner Bewohner lange sehr schwer. Das meiste lieferten die Missionäre, namentlich für die Ethnographie waren die Mitteilungen von Williams, Calvert und Waterhouse von höchstem Werte. Über die Geographie des Landes haben wir besonders Erskine, Pritchard und Seemann viel zu verdanken. Seemann, welcher 1860 im Auftrage der englischen Regierung die Viti-Inseln durchforschte, hat vor allem die Flora eingehend behandelt. Durch Dr. Graeffes 1865 ausgeführte Durchkreuzung von Viti Levu wurden die topographischen Verhältnisse dieses Gebietes entschleiert, Kleinschmidt, dem sich Buchner auf seiner Fahrt durch die Südsee anschloß, bereiste größere Teile, endlich hat Horne, der Direktor des Botanischen Gartens zu Mauritius, auf Veranlassung des Gouverneurs Sir Arthur Gordon ein ganzes Jahr dem Studium der Pflanzenwelt von Viti gewidmet. Indem der Letztgenannte bisher unzugängliche Gebiete in Viti Levu, besonders aber in dem gänzlich unbekannten centralen Teile von Vanua Levu durchstreifte, ergänzte er in glücklichster Weise die Resultate seiner Vorgänger.

Der Archipel hat die Neuen Hebriden im Westen, die Tonga-Gruppe im Osten, die letztere näher, die erstere weiter entfernt. Der nördlichste Punkt ist die Insel Thikombia in 15° 48′ südl. Br., der südlichste Tuvana-i-tholo oder Simonoff in 21° 4′ s. Br., der östlichste das Reid-Riff in 181° 38′, der westlichste Viva in 176° 51′ östl. Länge. Die Vitigruppe erstreckt sich also durch 5 Breiten- und $4^1/_2$ Längengrade. Die Zahl der Inseln und Inselchen ist 255, das Gesamtareal beläuft sich auf 20 801

Quadratkilometer oder 377,8 Quadratmeilen, ist also dem des Königreichs Württemberg etwa gleich.

Durch ihre außerordentlich günstige geographische Lage sind die Inseln von vornherein zum Centralpunkt für die im weiten Umkreise liegende Inselflur bestimmt. Ihre kompakten Massen zeichnen sie weit vor den übrigen weithin verstreuten Gruppen aus. Auf der Karte präsentieren sie sich allerdings wie ein kleiner unbedeutender Fleck, aber wie ganz anders erscheinen sie, betrachten wir sie näher! Die beiden Hauptinseln gestalten sich zu kleinen Festländern: die größere dem Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, die kleinere dem Großherzogtum Hessen an Umfang wenig nachstehend.

Hinter dem Silbergürtel einer an den weiten Korallenriffen sich brechenden, nimmer rastenden Brandung gelagert, prangen die Inseln bald in wunderbarer Lieblichkeit, bald in wildromantischer Schönheit. Eine außerordentliche Fruchtbarkeit charakterisiert diese teils vulkanische, teils korallinische Gruppe. Erloschene Krater, hier und dort hervorsprudelnde geiserartige Quellen verraten die erste Ursprungsart. Hohe Kuppen, schöne, kegelförmige Hügel, dann wieder schauerliche Abgründe, phantastische, alten Burgruinen vergleichbare Felsblöcke und Säulen wechseln in unendlicher Mannigfaltigkeit ab mit himmelanstrebenden Bergspitzen und Zacken. Hier und dort hängt wie ein Nest auf luftiger, scheinbar unersteiglicher Felsenkante ein Dorf der Eingeborenen; in tiefer Schlucht rauscht in steinichtem Bett ein Gebirgsstrom, um sich bald schäumend über schwarze Basaltblöcke zu stürzen, bald, eingehemmt zwischen ringsum aufstrebenden Felswänden, sich zum stillen Wasserspiegel auszubreiten. In lieblichen fruchtbaren Thälern ruht der Blick hier auf einer Gruppe schlanker Kokospalmen, dort auf Hainen schattiger Kastanien- und stattlicher Brotfruchtbäume aus, während zwischen wohlbestellten Tarofeldern auch die Banane in üppiger Fülle prangt.

Die Inseln der östlichen Gruppe sind meist kleine, flache

Korallengebilde, mit einer fruchtbaren Erdschicht bedeckt und umgeben von dem gewöhnlichen Gürtel weißen Sandes und dem immergrünen Kranz hochaufstrebender Kokospalmen, denen Hauch und Duft des Meeres Lebensbedürfnis ist.

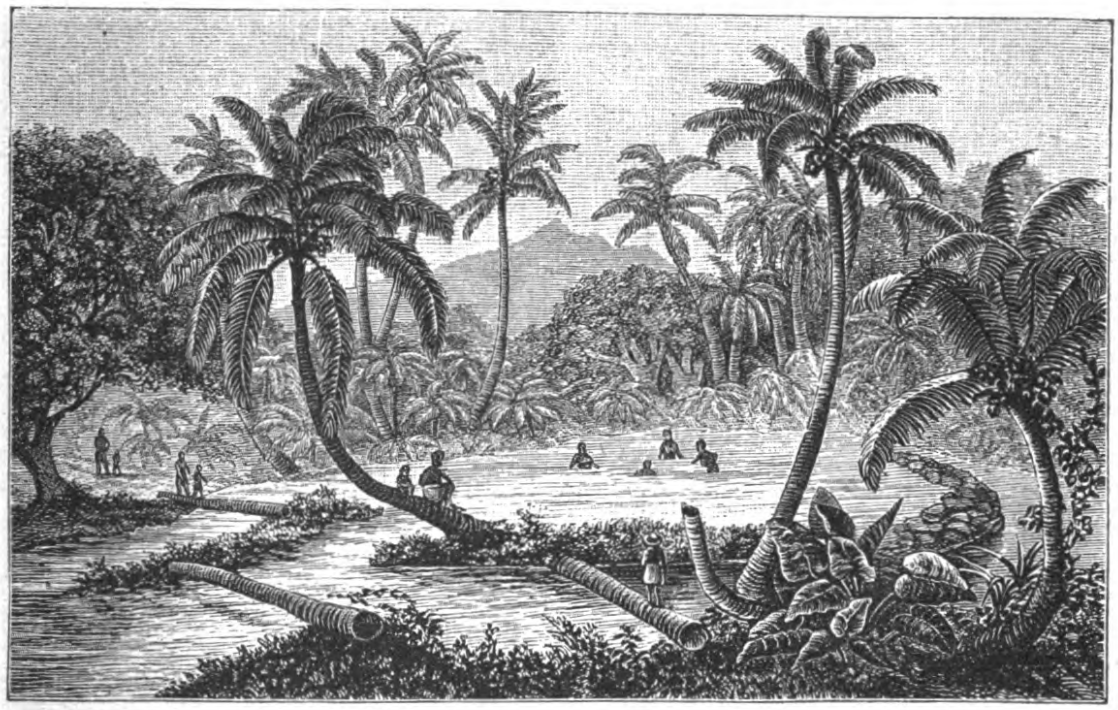
Aber sich diesen schönen Inseln zu nahen, unternimmt man nicht ohne Gefahr, denn rings um die Ufer lagern sich teils weit ins Meer hinausreichende Küstenriffe, teils nur hier und dort durch enge Straßen geöffnete Barrenriffe, welche bei der Heftigkeit und Unregelmäßigkeit der Strömungen schwer zu passieren sind. Hat aber ein Schiff einmal glücklich den Eingang durch den schmalen Kanal gefunden, welcher das Barrenriff durchbricht, so breiten sich weite, stille Wasserbecken aus, die engen Kanäle werden zu Meeren, in denen die größten Schiffe sich ohne Gefahr bewegen können. Solche Buchten wie der Suva-Harbour an der Südküste von Viti Levu, die Savu-Savu Bai im Süden von Vanua Levu besitzen eine so bedeutende Tiefe, daß selbst bis zu 600 Tonnen messende Schiffe unmittelbar am Ufer anlegen können.

Von einem eigentlichen Gebirgssystem kann auf keiner der Inseln die Rede sein, seitdem die vulkanische Thätigkeit durch zahlreiche Verwerfungen eine Gebirgsbildung geschaffen hat, wie sie verwickelter nicht gedacht werden könnte; das macht Reisen auf den Inseln äußerst beschwerlich. Und doch sind die Erhebungen der höchsten Gipfel nicht bedeutend; auf Viti Levu, Vanua Levu und Taviuni überschreiten sie nicht 1200 Meter, auf den kleineren erreichen sie kaum 600 Meter. Die dichte Vegetation, welche die Berge vom Fuß bis zur Spitze bekleidet, verhindert in vielen Fällen die Fernsicht vollständig, aber von der Höhe des Voma (1220 Meter) und des Mbuke Levu (1143 Meter) auf Viti Levu, den höchsten Bergen dieser Insel, breitet sich vor den entzückten Augen ein prächtiges Panorama aus.

Die Gesteine von Viti sind meist vulkanisch; die zahlreichen Atolls sind natürlich rein korallinisch. Wir finden vorwiegend

Baſalt, Trachyt und vulkaniſches Agglomerat, auch gewahren wir Korallenkalk auf manchem Berggipfel, ein deutliches Zeichen neuerer Hebung. Allein, wie Macdonald, Seemann, Gräffe und Horne nachgewieſen haben, findet ſich auf mehreren Inſeln ſowohl Sandſtein als Kupfererz, eiſenhaltige Geſteine, Gold, Feuerſtein und Graphit. Das Vorkommen dieſer älteren Formationen erweckt den Gedanken, daß wir es hier mit einem verſunkenen Kontinente zu thun haben, deſſen höchſte Gipfel nur noch über die Waſſerfläche emporragen.

Fig. 18.



Heiße Quellen auf Ngau.

Zeichen vulkaniſcher Thätigkeit zeigen ſich uns noch heute. Zwar ſind die zahlreichen, noch immer und am deutlichſten auf Taviuni erkennbaren Krater längſt erloſchen, aber Erdſtöße ſind durchaus nicht ſelten und heiße Quellen finden ſich an zahlreichen Punkten, ſo vier allein an der Savu-Savu Bai im Süden von Vanua Levu, andere an der Nateva-Bucht auf derſelben Inſel, auf der Inſel Rambi, bei Wai Baſanga am Oberlauf des

Singa-Toka auf Viti Levu, am Mbuke Levu auf Kandavu, auf Ngau und an anderen Orten. Daß die Wasser dieser Quellen, welche in Viti sehr viel von Badenden benutzt werden, wirklich heilende Kraft besitzen, hat für die Savu-Savu-Quellen wenigstens eine chemische Analyse nicht zu bestätigen vermocht.

Flüsse, welche diesen Namen verdienen, giebt es erklärlicherweise nur auf Viti Levu und allenfalls noch auf Vanua Levu. Infolge der eigentümlichen Verwerfungen der Gebirge bilden die verschiedenen Wasserläufe ein System der merkwürdigsten Art. In dicht neben einander hergehenden Thälern ziehen die Flüsse nach entgegengesetzten Richtungen, und während die Singa-Toka in so tiefer und enger Schlucht daherrauscht, daß die in ihrem Grunde liegende Ortschaft Nandrau nur in den Mittagsstunden von den Sonnenstrahlen erreicht wird, entspringen zahlreiche Zuflüsse der Rewa so hart an der nahezu 300 Meter hohen Uferkante, daß man von dort fast einen Stein in das Bett des tief unten fließenden Bergstromes werfen könnte. Auf dem Wege von Namosi nach Vienunga kam Horne an einem Punkte vorüber, auf welchem ehemals eine schattige Citrus decumana stand; die Früchte des Baumes fielen auf der einen Seite in die Wai-Ndina, einen Zufluß der Rewa, auf der anderen in einen solchen der Navua. Schiffbar sind bei dem starken Gefälle wenige der Wasseradern, trotzdem befahren die Vitier, der Gefahr trotzend, mit ihren Flößen die meisten derselben. Immerhin aber müssen bei zunehmender Ansiedelung die Flüsse der beiden Hauptinseln eine wichtige Rolle im Verkehrsleben der Inselgruppe spielen.

Genährt werden die Gewässer von Viti durch die Wasserdünste, welche sich beständig an den höheren Abhängen verdichten. Der südöstliche Teil der Inseln empfängt aber weit mehr Niederschläge als der nordwestliche, weil er dem Südostmonsun zugekehrt ist, der den größten Teil des Jahres über weht. Diese meteorologischen Verhältnisse sind die Ursache für die weit stärkere Vegetation auf dem südöstlichen Teil, wo überall dichter Wald

das Land bedeckt, während im Nordweſten auf ausgedehnten, mit Gras und Farnen bewachſenen Stellen ſich nur einzelne Gruppen, namentlich von Pandanus, finden. Es giebt eine Regenzeit und eine Trockenzeit, die ſich indes nicht ſo ſcharf von einander abgrenzen wie auf manchen anderen tropiſchen Gebieten. Die Regenzeit reicht vom Oktober bis zum April; das iſt auch die Zeit der furchtbaren Orkane, welche zuweilen große Verheerungen unter der Vegetation der Inſeln anrichten. Selbſtverſtändlich fallen ihnen auch die leichten Hütten der Eingeborenen und die ähnlich gebauten der Anſiedler zum Opfer, ein Verluſt, der indeſſen in kurzer Zeit wieder gut zu machen iſt. Anders iſt es mit den Pflanzungen, die dann oft gänzlich zerſtört werden; auch die Schiffahrt zwiſchen den Inſeln iſt dann in höchſtem Grade gefahrvoll. Die Regenzeit iſt zugleich die heißeſte Zeit des Jahres, die aber trotz der tropiſchen Lage der Gruppe keine ungeſunde zu nennen iſt. Die für Europäer gefährlichſte Krankheit iſt die Dyſſenterie. Die mittlere Temperatur iſt an den Küſten 26° C, in der Trockenzeit fällt das Thermometer bis zu 16°, als höchſte Temperatur hat man 50° C gemeſſen. Am drückendſten iſt die Hitze, wenn die Nordwinde wehen, die Tokelau der Eingebornen.

Unſere Kenntnis von der Flora der Vitigruppe hat durch die Forſchungen des ſchon genannten Botanikers Horne eine ſehr weſentliche Bereicherung erfahren. Wir werden aber noch manche neue Entdeckung auf dieſem Gebiete erwarten dürfen, wenn einmal die größeren Inſeln, welche er nur in einigen Teilen durchſtreifte, völlig bekannt, und die kleineren, kaum berührten, wiſſenſchaftlich unterſucht worden ſind. Bisher kennen wir von einheimiſchen Gewächſen 1086 Phanerogamen und 245 Farne und Kryptogamen, wovon 620 bezw. 15 dem Archipel endemiſch ſind. Dieſer Charakter des Endemismus möchte indes manchen verloren gehen, ſobald die Nachbargruppen botaniſch genauer erforſcht ſind. Was wir aber für die Vitiinſeln ſelber erwarten dürfen, mögen wir daraus erſehen, daß Horne bei

ſeinen doch nur beſchränkten Reiſen von den 635 endemiſchen Arten allein 330 entdeckte. Im ganzen hat aber die Flora gerade wie die der Inſeln des Nordweſtens ein überwiegend indiſches Gepräge, wie ſich das in dem Auftreten einer Menge von Palmenarten, Farnen, Scitamineen, Bambuſeen, atmoſphäriſchen Orchideen u. a. ausſpricht. Der Wald mit ſeinen laubreichen Baumkronen läßt wenig Unterholz aufkommen, in der oberen Region wird er indes lichter; dort bekleiden ſich die Stämme dichter mit Epiphyten und Lianen. Auf dem waldfreien Savannenboden der Weſtküſte treten aber auch neuſeeländiſch-auſtraliſche Elemente auf. Aus der Grasnarbe und dem Farngeſtrüpp erheben ſich neben Pandanus zerſtreute Kaſuarinen, Acacia laurifolia, Metrosideros, Geſchlechter von Dammara, Podocarpus, das freilich jetzt nur noch auf Vanua Levu, vornehmlich auf deſſen Weſtteil beſchränkte Sandelholz. In höherem Niveau gewinnt aber auch hier durch beſſere Bewäſſerung die tropiſche Waldung das Übergewicht. Eine bemerkenswerte Erſcheinung iſt, daß viele Pflanzen, wie z. B. der Ndralla-Baum, zu Zeiten alle Blüten und Blätter verlieren. Der Mangel an Bäumen auf den nordweſtlichen Savannen und die dadurch herbeigeführten klimatiſchen Nachteile veranlaßten Horne bei ſeinem Beſuch der Vitigruppe der Regierung den Rat zu erteilen, mit der Anpflanzung von Bäumen auf den Hauptinſeln bald vorzugehen. Er ſchloß in ſeinen Bericht auch die Empfehlung einer Wiederherſtellung der ſo leichtfertig ausgerotteten Sandelholzwälder ein. Die Regierung geſtattet daher neuerdings das Niederſchlagen von Bäumen überhaupt nur bei gewiſſem Alter und beſtimmter Stärke derſelben und hält die Bewohner einzelner Diſtrikte zu jährlichen neuen Anpflanzungen an.

Sandelholz iſt jetzt das wertvollſte Holz; ebenſo ſelten geworden iſt das harte Veſi (Afzelia bijuga) und Dilo (Calophyllum inophyllum), von denen das letztere auch wegen ſeines Harzes und des in ſeiner Frucht enthaltenen Öles wichtig iſt. Vorzügliches hartes Werkholz liefern Damanu und Vaivai

(Calophyllum spectabile, C. Burmanni, Serianthes myradenia und S. Vitiensis). Besseres und zugleich leichter zu bearbeitendes Holz als die Tanne, sowie wertvolles Harz liefert Dakua (Dammara Vitiensis); von gleicher Güte sind verschiedene Arten von Podocarpus: Kau solo, Ko tabua, Lewinimini und Kausia. Bauholz wird aber noch immer in verhältnismäßig sehr großen Mengen eingeführt (1880 für 110 733 Mark), indessen sind neuerdings Sägemühlen sowohl bei Rewa, wie bei Suwa errichtet worden, um das einheimische Material zu verarbeiten. Die vielen, an Kautschuk reichen Bäume sind leider so sehr über die Oberfläche zerstreut, daß an ein Einsammeln des Saftes als zu mühevoll nicht gedacht werden kann. Faserpflanzen sind in großer Menge vorhanden und die Gewinnung der Faser und ihre Verarbeitung dürfte bei der reichlichen Triebkraft, welche das Wasser überall unentgeltlich liefert, eine sehr lohnende Beschäftigung sein. Lichtnüsse (Aleurites triloba) wachsen wild überall und werden schon in nicht unbedeutenden Quantitäten nach England und Deutschland exportiert, 1880 im Werte von 70 290 Mark. Gerbstoff ist in vielen Rinden enthalten. Das wichtigste Produkt der Pflanzenwelt ist aber gegenwärtig Kopra, der getrocknete Kern der Kokosnuß.



Die Kokospalme gedeiht nur an der Seeküste, und obschon in der Vitigruppe nur an wenigen Stellen mehr als ein beschränkter schmaler Rand das schnell aufsteigende hohe Innere umsäumt, so bietet sich doch ein genügender Raum für ausgedehnte Pflanzungen. Von allen Kulturen ist jetzt die der Kokospalmen bei weitem die wichtigste; sie beansprucht über die Hälfte des angebauten Areals. Ende 1879 waren überhaupt mehr als 12 000 Hektar unter Kultur; davon waren 6540 mit Kokosnüssen bepflanzt und immer mehr Areal wird zu diesem Zwecke verwandt. Der Wert der in der Kolonie hergestellten und exportierten Kopra betrug 1875, dem ersten Jahre nach der Annexion, erst 800 060 Mark, aber 1880 schon 2 179 710 Mark,

zu gleicher Zeit wuchs die Ausfuhr von Kokosfaser von 35 920 von 98 400 Mark.

Einen größeren Namen hat sich Viti aber durch seine Baumwolle gemacht. Dieses schöne Produkt von der bekannten „Sea Island" Sorte wurde mit goldenen Medaillen zu Philadelphia 1876 und zu Paris 1878 preisgekrönt, allein außer in den Jahren 1870 und 1871, in denen ungewöhnlich hohe Preise auf dem Londoner Markt gezahlt wurden, haben die Pflanzer kein sehr gutes Geschäft machen können. Gegenwärtig sind 2070 Hektar damit bepflanzt und der Exportwert von Baumwolle bezifferte sich 1880 auf 910 600 Mark. Im Durchschnitt gewinnt man vom Acre (0,4 Hektar) 400 Pfd. Baumwolle, durch die Reinigung gehen 75 Prozent verloren, so daß man also als Erträgnis 100 Pfd. reine Baumwolle hat. Indessen giebt man die Baumwollenkultur mehr und mehr auf und wendet sich dem Zuckerrohrbau zu. Eine besondere und sehr gute Art von Zuckerrohr ist heimisch auf den Vitiinseln, deren Boden und Klima der Kultur außerordentlich zusagen, so daß sich dieselbe auf den verlassenen Yams- und Taropflanzungen stets zuerst ausbreitet. Horne fand 22 verschiedene Arten. Geeignete Ländereien finden sich überall sowohl in dem Inneren von Viti Levu als an den Ufern der Flüsse Rewa, Singatoka u. a., in vielen Strichen von Vanua Levu, Taviuni, Rambi, selbst auf Ovalau und einigen kleineren Inseln. Die Zuckerkultur steht aber bisher noch in ihren Anfängen, 1880 waren nur mehr 864 Hektaren so bebaut, allein sie hat ganz ohne Zweifel eine sehr große Zukunft. Der Export von Zucker belief sich 1875 erst auf 68 340, aber 1880 auf 418 414 Mark, eine Summe, welche sich weit höher stellen müßte, wenn man rationeller verführe und das Zuckerrohr nicht schneiden wollte, ehe es zu vollkommener Reife gelangt ist. Dazu wurde man früher häufig gezwungen, weil keine Zuckermühlen von genügender Größe da waren, um das Rohr schnell zu verarbeiten. In den letzten Jahren haben aber Kapitalisten in Neusüdwales eine großartige Mühle in der neuen Hauptstadt

Suva errichtet, welche das Zuckerrohr auf ſeinen wahren Gehalt zu preſſen imſtande ſein wird.

Große Striche Landes im Inneren von Viti Levu, Vanua Levu, Taviuni, Teile von Rambi, Ovalau u. a. ſcheinen indes für Kaffee weit geeigneter zu ſein als für irgend ein anderes Produkt. Die Kultur wurde von der Regierung ſofort nach der Beſitznahme in jeder Weiſe gefördert und große Mengen von Kaffeeſamen ins Innere geſandt, um dort Kaffeegärten für die Eingeborenen anzulegen. Jetzt beſteht ſchon eine Anzahl von Kaffeepflanzungen in verſchiedenen Teilen von Viti Levu, Vanua Levu und Taviuni, und der Export, welcher ſich 1877, in welchem Jahre der erſte Kaffee ausgeführt wurde, auf 3360 Mark belief und 1878 nur 300 Mark betrug, ſtieg 1880 auf 148 300 Mark und die mit jungen Kaffeebäumen bepflanzte Fläche umfaßte 611 Hektar.

Andere Pflanzen, deren Anbau ſchon mit Erfolg verſucht wurde, ſind Kakao (Theobroma Cacao), Zimmt, Gewürznelken und Vanille. Um dieſe und ähnliche Kulturen mit Gewinn zu betreiben, bedarf es aber der Erfahrung, welche die Anſiedler von Viti in der Regel nicht beſitzen. Tabak gedeiht ebenfalls ſehr gut; da man es aber noch nicht verſteht, die Blätter richtig zu behandeln, ſo iſt das Produkt, welches ſchon in nicht unbedeutenden Mengen ausgeführt wird, der Qualität nach ein ſehr geringes. Daß der Theeſtrauch und der Chinarindenbaum auf vielen Inſeln günſtige Bedingungen finden würden, iſt nachgewieſen. Und ganz ohne Zweifel würde ſich der Anbau aller Arten tropiſcher Früchte zur Verſorgung Neuſeelands und des extratropiſchen Auſtraliens, auch des weſtlichen Amerikas trefflich lohnen. Die bisher gemachten Anfänge ſind kaum nennenswert.

Die Vitiinſeln beſitzen auch eine Anzahl von Pflanzen, deren heilkräftige Eigenſchaften die Eingeborenen von jeher ſehr wohl kannten. Dr. Seemann verſichert aber, daß es ſehr ſchwer hält, etwas darüber zu erfahren, indem die glücklichen Beſitzer dieſer Kenntnis ſich wohl hüten, ihr Geheimnis, zugleich ihre Einnahme-

quelle, zu verraten und anderen zugänglich zu machen. Indeſſen fand er, daß man die Blätter des Kura (Morinda citrifolia) über dem Feuer erwärmte, ihren Saft in Geſchwüre auspreßte und die Blätter wie einen Verband darauf legte. Die Rinde des Danidani (Panax fruticosum) brauchte man gegen Entzündungen des Kehlkopfes und des Gaumens. Die blutreinigenden Eigenſchaften der Saſſaparilla, welche ſich überall vorfindet, ſind ſehr wohl bekannt, man braucht aber hier nicht die Wurzel, vielmehr die Blätter, welche man wie die Kawawurzel, hier Angona genannt, kaut, um aus ihnen einen Trank zu bereiten. Stark purgierend wirken die Blätter des Vaſa oder Rewa (Cerbera lactoria), während die des Laka (Plectranthus Forsteri) Augenentzündungen und Kopfſchmerzen heilen ſollen. Dieſe beiden letzten haben ein angenehmes Aroma, ebenſo wie Adenosma triflora, eine Sumpfpflanze, welche als Heilmittel gegen Huſten und Erkältungen angewendet wird, wogegen man auch die Blätter eines am Strande vorkommenden Strauches, des Sinu Mataiavi (Wikstroemia Indica), gebraucht, deſſen Rinde Wunden heilt. Die Einwohner von Somo Somo füllen ihre hohlen Zähne mit den zu einem Brei zerkauten Blättern von Vulokaka (Vitis trifoliata), womit ihr Meeresſtrand dicht bedeckt iſt. Daß das Öl der Dilonuß ein vortreffliches, äußerlich anzuwendendes Mittel gegen Rheumatismus iſt, haben Europäer oftmals erprobt.

Die Tierwelt der Vitigruppe iſt eine außerordentlich ärmliche. Die Europäer fanden von Säugetieren nur Schweine und Hunde, eine Rattenart und fünf Arten von Fledermäuſen vor. Die Schweine haben ſich hier, wie auf allen Südſeeinſeln, maſſenhaft vermehrt, und werden überall von den Eingeborenen gezogen. Pferde, Rinder und Schafe ſind von den Anſiedlern und zwar erſt ſeit kurzer Zeit eingeführt worden; ſie gedeihen alle in vorzüglichem Maße. Man zählte 1878 ca. 200 Pferde, 3000 Rinder und 3000 Schafe, aber 1880 ſchon 360 Pferde, 5000 Rinder und 4750 Schafe. Angoraziegen werden auf einigen Inſeln in größeren Herden gezüchtet, auf der kleinen Inſel

Nananu an der Nordküſte von Viti Levu beſitzt ein dort einſam wohnender Engländer ſchon 3000, kleinere Herden befinden ſich auf anderen Inſeln und ſo günſtig ſind dieſe Verſuche verlaufen, daß das Angorahaar von Viti auf der Weltausſtellung zu Sydney mit einem Preiſe gekrönt wurde.

Reicher an Arten iſt die Vogelwelt, lauter indiſche oder auſtraliſche Geſchlechter. Man kennt zwei Falken und eine Eule, 5 Arten von Papageien (Domicella und Pyrrhulopsis), darunter der früher wegen ſeiner ſchönen Färbung hochgeſchätzte Corphilus solitarius, für deſſen Beſitz die Tonganer ehemals die höchſten Preiſe zahlten, ja ſelbſt ihre Weiber und Töchter hingaben, der auch von Händlern ſehr begehrt war. Ferner finden ſich hier zwei Arten von Eulen, eine rote und eine ſchwarze: Ngandamu und Nga loa, neun Taubenarten, darunter eine große, deren rauhes „Huhu huhuhu“ Buchner an das Bellen eines Hundes erinnerte, Finken u. a. Von Amphibien giebt es 10 Arten von großen, aber unſchädlichen Schlangen, 15 Arten von Eidechſen, darunter der prächtige, grüne Choroscartes fasciatus, ein Baumbewohner, und einige Fröſche. Die Inſektenwelt iſt zwar an Individuen reich, an Arten aber arm; am unangenehmſten bemerkbar machen ſich die äußerſt läſtigen Moskitos und die allzu häufigen Tauſendfüße, ſowie die Ameiſen, von welchen 10 Arten bekannt ſind. Schmetterlinge und Käfer prangen in ſchönen Farben; ihnen hat man neuerdings die liguriſche Biene zugeſellt, welche in dem fremden Lande ſehr wohl gedeiht.

Fiſche enthalten ſowohl die Flüſſe als die umliegenden Meeresgewäſſer in großer Zahl und reicher Mannigfaltigkeit. Eine Art Süßwaſſerhai macht die Gewäſſer des Rewafluſſes unſicher und im Meere kennt man neun Arten dieſes viel gefürchteten Seetyrannen. Außerdem giebt es vier Cetaceen und die in den Waſſern des Stillen Oceans gewöhnlichen Geſchöpfe finden ſich auch hier. Unter den vielen ſchönen Muſcheln ſchätzt man die orangefarbene Kaurie (Cypra aurantium) am höchſten und verwendet ſie vielfach zu Schmuckſachen, Auſtern werden

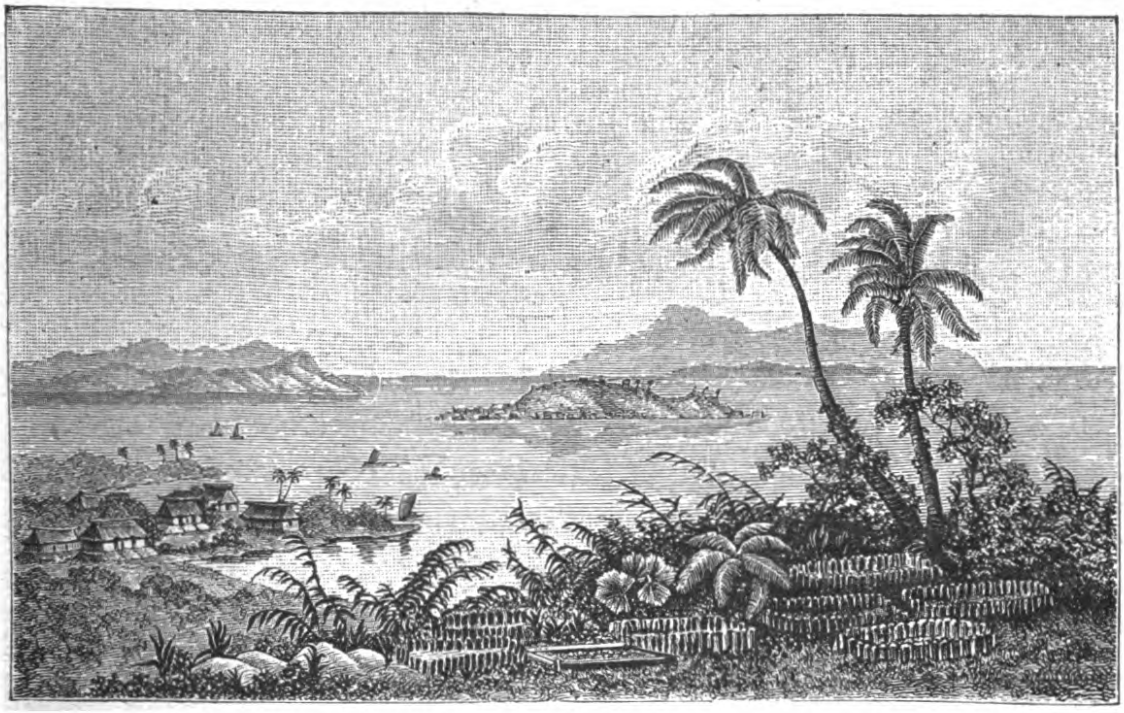
aber wegen mangelnden Schutzes immer seltener. Noch finden sich aber an den Riffen Perlmuscheln und die Trepangfischerei bleibt gleichfalls lohnend, wie auch die Schildkröten teils durch ihre Schalen, teils durch ihr „grünes Fett“ die Exportlisten schwellen. Hummern und Krebse giebt es an einigen Inseln zu Zeiten in Fülle und auf mehreren kleineren kommt ein Landkrebs, Agavule, vor, der, wie ein Verwandter auf Samoa, die Kokospalme zu erklimmen und die Nüsse anzubohren versteht. Auf Vatu Lele fand Kleinschmidt als brillante Staffage einer großen Salzwasserhöhle einen ca. 8 Centimeter langen garneelenartigen, scharlachroten Krebs (Stenopus hispidus), der nur dort zu finden sein soll. Nach der Sage erhielten einst die Bewohner von Vatu Lele bei einem Feste auf Viti Levu, zu dem sie feierlich geladen waren, nichts als gekochte Krebse, nahmen diese zum Beweise so schlechter Behandlung in ihre Heimat und schleuderten sie dort unwillig in jene Höhlen wo sie sich zum ewigen Andenken an jene Geschichte fortpflanzten.

2. Die Hauptinseln.

Viti Levu d. i. Groß-Viti ist die größte, am meisten bevölkerte und auch die politisch wichtigste Insel der ganzen Gruppe. Sie mißt 11 600 qkm oder 210,7 Q.-M., beansprucht also mehr als die Hälfte des Gesamtareals des Archipels. Zu Viti Levu gehören noch einige kleine Nebeninseln: Vatu Lele und Mbengha im Süden, Malolo und die Hudsonsinseln im Westen, außerdem noch eine Anzahl kleinerer, unter denen das Inselchen Mbau in der gleichnamigen Bai am Ostrande deshalb von Bedeutung ist, weil es früher der politische Mittelpunkt der Insel war und noch jetzt die Residenz des früheren Königs Thakombau ist. Alle diese Inseln messen aber nicht viel über 2 Quadratmeilen. Die Hauptinsel ist durchaus gebirgig, nur an wenigen Stellen existieren kleinere Ebenen, eine größere allein an der Mündung des bedeutendsten Flusses der ganzen Gruppe, des Wai Levu, welcher sich in vier größeren Armen, ein umfangreiches Delta

bildend, ins Meer ergießt. Seine beiden Quellflüſſe Wai ni Mbuka und Wai ni Mala, ſowie die von rechts kommenden Nebenflüſſe Wai Ndina und Wai Manu führen ihm bedeutende Waſſermaſſen zu. Pickering berechnete die Waſſermenge, welche der Strom in der trocknen Jahreszeit durch alle ſeine Mündungen in die See hinauswälzt, auf 1 500 000 Kubikfuß in der Minute und in den naſſen Monaten ſoll ſich dieſes Volumen um das Fünffache erhöhen. An ſeiner Mündung bei Rewa, einem großen

Fig. 19.



Ovalau, Mbau und Ngau von Viti Levu geſehen.

Dorfe, deſſen Namen der Fluß auch ſelber führt, hat er eine Breite wie die der Themſe bei London und noch 150 Kilometer weit hinauf behält er eine ſolche Tiefe, daß er mit flachen Fahrzeugen befahren werden kann; Schiffe von 15 Tonnen können noch bis zur Vereinigung der beiden Quellflüſſe gelangen. Dieſe entſpringen an den ſüdlichen Abhängen der Bergkette Tavua Raki Raki, welche ſich in geringer Entfernung vom Meere an der Sakau-Bai und öſtlich von dieſer hinzieht. Hier entſpringt

auch der längſte Fluß von ganz Viti, die Singa Toka, welche aber nur auf einer kleinen Strecke ihres Unterlaufes von größeren Fahrzeugen benutzt werden kann, nachdem dieſe glücklich über die etwas gefährliche Barre an der Mündung gelangt ſind. Weiter aufwärts verhindern Stromſchnellen und ſtarkes Gefälle die Benutzung dieſes Waſſerweges, Mängel, welche auch den anderen Flüſſen: Koroi Luba Navua, Nandï, Ba u. a. anhaften.

Die Inſel iſt ſehr fruchtbar in ihren meiſten Teilen, für die Kultur von Kokospalmen aber nicht ſo geeignet wie Vanua Levu. Seitdem aber Suva an der Südoſtküſte zur Hauptſtadt des ganzen Archipels erklärt worden iſt, gewinnt ſie mehr und mehr an Bedeutung. Suva hat den Vorteil, in ſeiner Umgebung genügenden Raum für die Entfaltung einer großen Stadt zu gewähren, ein Vorteil, deſſen Levuka entbehrt. Augenblicklich zählt die Bevölkerung indes wenig über 200 Seelen; eine große Zuckermühle und ein bedeutendes, engliſches Handelshaus machen den Ort indes zu einem der wichtigſten der Gruppe. Ein hier domizilierter Küſtendampfer verkehrt regelmäßig mit den bedeutenderen Plätzen. In dieſem Teile der Inſel, ſowie in dem gerade entgegengeſetzten im Weſten im Badiſtrikt ſind recht anſehnliche Tabakpflanzungen angelegt worden. Die junge Hauptſtadt ſteht aber noch in ihren erſten Anfängen. Die rechtwinklig ausgelegten, teilweis auch ſchon makadamiſierten Straßen werden von wenigen einfachen Regierungsgebäuden, von einigen Läden, zwei Wirtshäuſern, einem Zollhaus, einem Hoſpital für melaneſiſche Arbeiter und ein paar Wohnhäuſern gebildet. Leider iſt das Trinkwaſſer, worauf die Bewohner angewieſen ſind, nichts weniger als gut.

Vanua Levu iſt die zweite Inſel des Archipels und mißt mit Einſchluß kleiner Küſteninſeln 6406 qkm oder 116,3 Q.-M., ein großes Landfragment, von welchem die von Nordoſt her tief einſchneidende Nateva-Bai eine Halbinſel nahezu lostrennt. Dieſe Bai, auch Na Vai Tui Matei d. i. totes Salzwaſſer genannt,

ist trotz ihrer Größe der Schiffahrt leider von gar keinem Nutzen, denn sie ist so tief, daß Ankergrund nur ganz nahe am Lande zu finden ist, und sie ist ganz schutzlos. Der schmale Isthmus bildet für die Eingeborenen fast gar kein Hindernis, um aus der Tiefe der Bai an die Südküste der Insel zu gelangen. Zwar nimmt diese Landenge ein nach beiden Seiten steil abfallender Landrücken ein, aber wenn die Schiffer, von der Nateva-Bai kommend, ihre Boote hinübergezogen haben, so gelangen sie in einen Salzsee, aus welchem ein Flüßchen zum Meere führt. So wird der Weg bedeutend abgekürzt. Eine andere große Bucht ist die Savu Savu-Bai an der Südküste mit vier heißen Quellen bei Wai Levu, im Westen die Mbua- oder Sandelholzbai und die Ruku Ruku-Bai, die beiden ersten gute Ankerplätze, die letztere durch Bänke gefährdet. Die Insel ist zwar bergig, enthält aber doch größere, ebene Gebiete, aber nur einen Fluß von Bedeutung, den Ndreketi, welcher 40 Kilometer von seiner Mündung aufwärts schiffbar ist, während die übrigen nur auf kurze Strecken von leichten Booten befahren werden können. An der Savu Savu-Bai, an welcher sich bedeutende Kokospflanzungen befinden, werden jetzt mit Hilfe von Sträflingen Straßen vermessen und angelegt, welche die Ansiedelung bedeutend fördern müssen. Vanua Levu wird durch die Somo Somo-Straße von

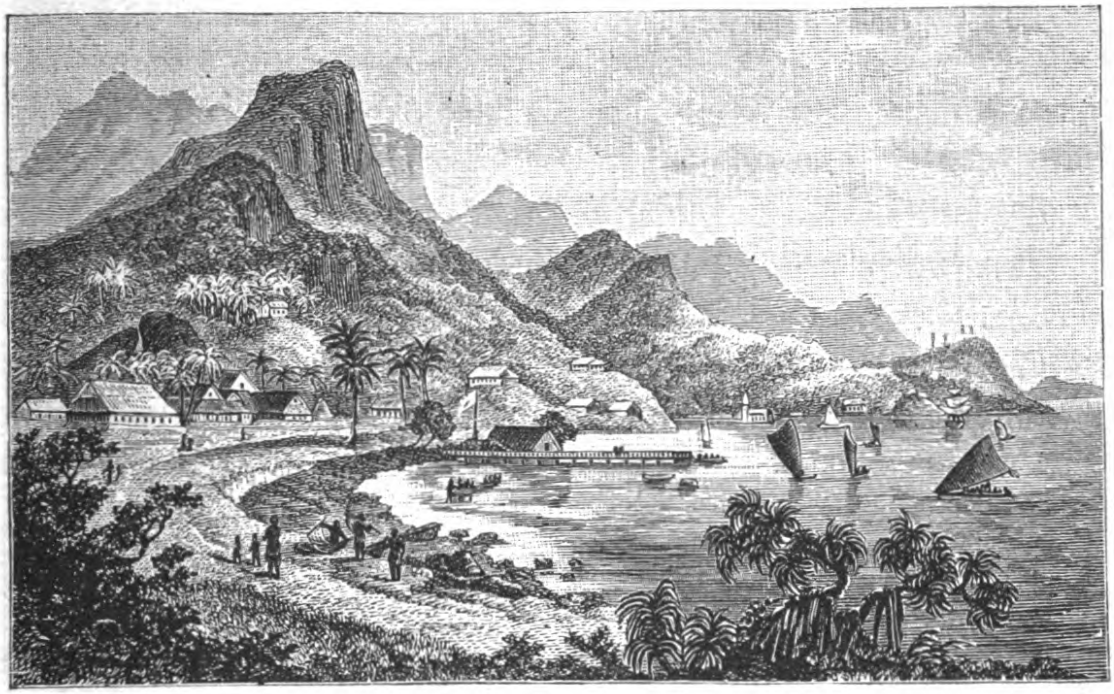
Taviuni getrennt, welche vielleicht als die lieblichste und fruchtbarste Insel des ganzen Archipels bezeichnet werden muß. Man hat sie den Garten von Viti genannt. Sie mißt 553 qkm und wird im Inneren völlig von Gebirgen eingenommen, welche in einem ausgebrannten, 1200 Meter hohen Vulkan ihre höchste Erhebung finden. Diesen Krater füllt ein ansehnlicher See, welcher, im Westen seine Umfassungsmauer durchbrechend, schäumend von Stufe zu Stufe stürzt, bis er in der Ebene angelangt in ruhigem Laufe den Hauptort der Insel Somo Somo an der Westküste durchfließt. An dieser Westküste, die zwar weniger reichlich mit Niederschlägen bedacht und daher ärmer ist als die Ostküste, die aber Schiffen einigen Schutz gewährt, haben

ſich Europäer niedergelaſſen. Zuckerplantagen und eine Zuckermühle, Kaffee-, Mais- und Kokospflanzungen, Rinder- und Schafherden, Kirchen, Schulen und ein Wirtshaus bezeugen den Anmarſch europäiſcher Civiliſation. Vierte der Größe nach im Archipel iſt die ſüdlich von Viti Levu gelegene und von dieſem durch die Kandavu-Paſſage getrennte Inſel

Kandavu, ein langgeſtrecktes und zweimal zu einem Iſthmus von äußerſt geringer Breite zuſammengeſchnürtes Landfragment, 535 Quadratkilometer groß. Die Inſel iſt durchaus bergig, ganz am äußerſten Südweſtende erhebt ſich der 838 Meter hohe Mbukele wu, ein koniſcher, ausgebrannter Vulkan, an deſſen Fuß warme Quellen ſprudeln und den bis zu ſeinem Gipfel dichter unwegſamer Wald bedeckt. Seemann, Kleinſchmidt und Buchner haben dieſen Berg nicht ohne viel Mühe erklommen, die beiden letzten übernachteten auf demſelben nahe der großen immer feuchten Vertiefung an der nordweſtlichen Spitze, welche der ehemaligen Krateröffnung ihre Form verdankt. So dicht war aber ſelbſt dort oben die üppig wuchernde Vegetation, daß mit Anſpannung aller Kräfte eine Gaſſe gehauen werden mußte, um einen nun auch herrlich lohnenden Blick auf die drunten liegende Landſchaft mit dem alles umſpannenden Meer zu gewinnen. Nordöſtlich, wo ſich das Land zu dem Iſthmus Yarambali verengt, liegt an der Südoſtküſte an den Ufern des die gleichnamige Inſel umſchließenden Ngaloa Harbor das Örtchen Wai Levu, einſt ein belebter Platz, als noch die Dampfer der Pacific Mail Company hier anlegten, um dem von Levuka herüberkommenden Dampfer ſeine Fracht an Gütern und Paſſagieren abzunehmen und dieſelben nach San Francisco oder Auckland zu führen. Das hat aufgehört und damit iſt Wai Levu der Vergeſſenheit anheimgefallen. Immer noch iſt Kandavu eine der am ſtärkſten bevölkerten Inſeln der Gruppe, denn es zählt an 10 000 Bewohner. Von den übrigen bewohnten Inſeln ſind noch nennenswert das kleine, aber maleriſche Wulanga, das in ſtürmiſchem Wetter dem Seefahrer einen Zufluchtsort ge-

währt, Moala, Koro, Nairai, Totoya, Narua, Moenga, Matuku, das letztere vielleicht am lieblichſten von allen, Lakemba mit ca. 2000 Einw. und Vanua Mbalavu, das lange Land, mit dem Hafen Loma Loma, der wie Levuka und Suva ein Zollhaus beſitzt. Endlich die kleine Inſel Ovalau, bisher die am meiſten genannte von allen, weil ſich auf ihr der weitaus wichtigſte Ort der Gruppe und der Centralpunkt ihres ganzen Handels befindet.

Fig. 20.



Levuka.

Levuka liegt an der Oſtſeite der Inſel, gerade gegenüber von zwei Öffnungen in dem Korallenriff, welches die ganze Inſel umzieht. Dieſe beiden, recht guten Einfahrten ſind der Levuka- und der Wakaya-Kanal. An dem ſchmalen Strande entlang und am Fuße der Berge, welche, plötzlich aufſteigend und nur mit den höchſten Felskanten aus der reichen tropiſchen Pflanzendecke herausragend, als prächtiger Hintergrund zu dem lieblichen Bilde dienen, ziehen ſich in langer Reihe weißgetünchte Häuſer

bis zum Südende der Bai, wo die einfachen früher vom Gouverneur und seinen nächsten Beamten bewohnten Häuser das Örtchen Nasova bilden. Landungsbrücken und Werften sind überall vor den zahlreichen Warenhäusern gebaut, acht Wirtshäuser und eine Menge von Läden sind neben einander verstreut, zwei Banken (New Zealand und Union) unterhalten hier Kommanditen, andere Finanz- und Versicherungsgesellschaften bestehen in großer Zahl, ebenso eine Handelskammer, ein Verein der Pflanzer, ein Hospital, ein Handwerkerverein mit Bibliothek von 2500 Bänden. Es erscheinen hier vier Zeitungen, darunter eine, Ne Mata, in der Sprache der Eingeborenen. Hier haben auch drei Konsuln: für das Deutsche Reich, für die Vereinigten Staaten und für Italien ihren Sitz. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 600 beläuft, sind ein wundersames Gemisch von Nationalitäten, unter welchen Briten, Deutsche und Franzosen allerdings überwiegen, unter denen sich aber neben Angehörigen verschiedenster europäischer Staaten auch Asiaten, Afrikaner, Amerikaner und Polynesier zahlreich vorfinden. Daher sind auch vielfache Religionen vertreten, unter den kirchlichen Gebäuden nimmt die mit einem Glockengeläut ausgestattete katholische Kirche den ersten Platz ein; neben ihr die hübsch gebaute englische Kapelle.

3. Die Vitier.

Die Bewohner dieser Gruppe gehören ganz ohne Zweifel zum melanesischen Stamm, aber die Vitier unterscheiden sich in außerordentlich hohem Maße von den übrigen Melanesiern, welche sie durch ihre höhere geistige Bildung weit überragen. Sie nähern sich darin den Polynesiern, denen sie aber doch nicht gleichkommen. Von jenen ist ihnen vieles gebracht worden, das sie sich gelehrig angeeignet haben. Namentlich sind die Tonganer ihre Lehrmeister gewesen, welche mehrere Niederlassungen auf Viti gründeten, was Veranlassung zur Entstehung eines, vornehmlich auf den Lakemba-Inseln zu findenden Mischvolkes gegeben hat, das mit dem Namen Kaitongaviti bezeichnet wird.

Ebenſo hat ſich der Einfluß des nördlich liegenden Rotumah auf die Nordküſte von Vanua Levu bemerkbar gemacht.

Die Bevölkerung iſt früher weit ſtärker geweſen; denn wenn

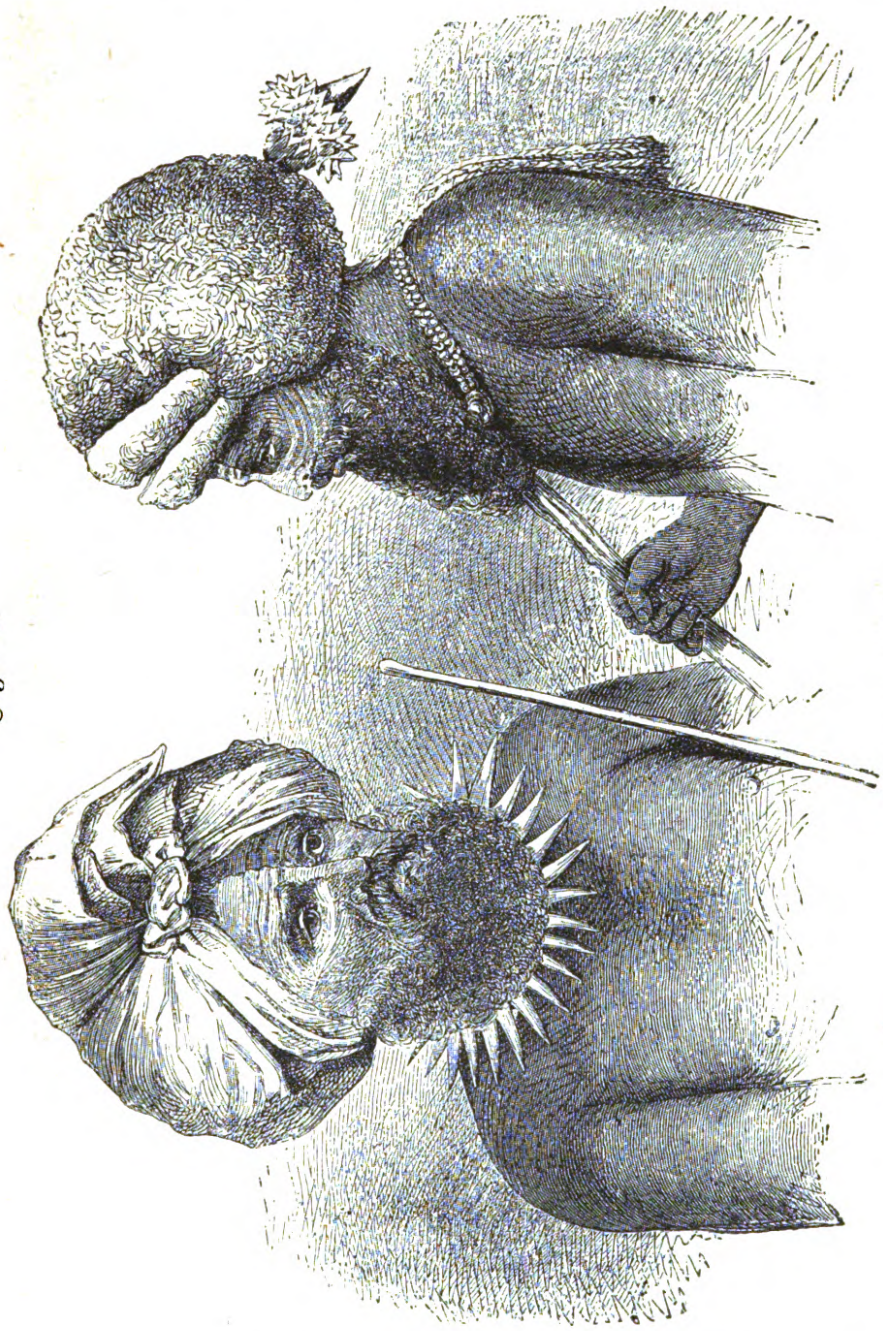


Fig. 21. Männer von Viti.

auch die Angabe, daß bei Ankunft der europäiſchen Einwohner 200 000—300 000 Eingeborene die Inſeln bewohnt haben, viel zu hoch gegriffen iſt, ſo kann man doch die Schätzung, welche

in 1871 für Viti Levu 70 000, für Vanua Levu 33 000 und für die ganze Gruppe 146 000 rechnet, als annähernd richtig annehmen. Durch eine furchtbar wütende, von Sydney eingeschleppte Masernepidemie wurde die Bevölkerung 1875 schrecklich dezimiert; man schätzte den Verlust auf 40 000 Menschenleben. Seitdem ist aber eine Zunahme konstatiert worden, denn der Census von 1881 ergab 115 635 Seelen (61 836 männl., 53 799 weibl.), ob aber diese Zunahme eine wirkliche oder nur das Ergebnis einer genaueren Zählung ist, läßt sich nicht feststellen. Es ließe sich aber wohl der erstere erfreulichere Fall als der wahrscheinlichere annehmen, da Kriege und Menschenfresserei mit Beginn der englischen Herrschaft endgiltig aufgehört haben, die Reihen der Vitier zu lichten.

Die Vitier sind schöne, schlanke und muskulöse Menschen, nicht so groß wie die Tonganer, aber im Durchschnitte länger und kräftiger als die Europäer, mehr von gleicher Größe und Entwickelung ohne die bei uns vorkommenden Extreme. Namentlich unter den Vornehmen sieht man sowohl bei Männern als bei Frauen hohe, prächtige Gestalten. Sie sind fast durchweg äußerst kräftig gebaut, mit kurzem Hals, breiter Brust und starken Gliedern. Die Form des Gesichtes bildet ein schönes Oval, die Gesichtszüge sind meistens angenehm, oft edel, selten so roh, wie man sie bei diesen schlimmsten Kannibalen erwarten möchte. Die horizontal geschlitzten Augen sind dunkelbraun, die Nase ist breit, die Nüstern sind wie bei den Polynesiern etwas weit geöffnet, die Jochbogen wenig vorspringend. Der Mund ist sinnlich voll, ohne unschön zu sein; zwischen den starken Lippen zeigen sich zwei Reihen herrlicher Zähne, das Kinn ist meist kurz und breit. Zuweilen erinnert die vorn etwas dicke, aber nicht unschöne Nase an arabische Physiognomieen. Unter den jüngeren Weibern sieht man anmutige, zuweilen sehr üppige Gestalten mit freundlichen Zügen, sehr bald nähern sie sich aber allzusehr dem männlichen Typus, auch werden sie sehr rasch welk und alt. Die Farbe der etwas rauhen Haut ist schokolade-

bis rotbraun, bald heller, bald dunkler. Von dem bläulichen Schimmer, den sie nach Gerland, Peschel u. a. haben soll, konnte Buchner nichts bemerken. Die eigentliche Farbe wird auch durch das allgemeine Salben mit Kokosöl und das Bemalen mit dem gelben Curcuma sehr oft ganz unkenntlich. Die polynesische Sitte des Tattuierens war früher bei Häuptlingsfrauen im Gebrauch und beschränkte sich auf markgroße Flecke an den Mundwinkeln. Auf das schwarze Haar, welches gleichmäßig über den ganzen Kopf und nicht, wie behauptet worden ist, in Büscheln wächst, verwandten die Männer ehemals viel Sorgfalt, indem sie sich bestrebten, dasselbe so hoch wie möglich aufzubauen, so daß mächtige Perrücken entstanden, welche sogar geeignet waren, die Wucht von Keulenschlägen abzuschwächen. Die Köpfe erhielten dadurch zuweilen einen ganz erstaunlichen Umfang. Manche solcher Perrücken glichen dem bayerischen Raupenhelm. Zur Verschönerung, auch zur Vertilgung der zahlreichen Insassen wurde das Haar dann häufig mit Kalk rot gefärbt. Zur Herstellung einer solchen Haarkrone brauchen darin besonders geschickte Künstler nicht selten sechs Stunden. Die Frauen schnitten früher die Haare kurz ab, wie es jetzt die Männer überall da thun, wo die Missionäre gebieten.

Wenn der Vitier ruhen will, so setzt er sich nicht nach unserer Weise. In der Hütte sitzt er gewöhnlich mit gekreuzten Beinen auf seiner Matte, im Freien aber liebt er zu hocken, die Sohlen ruhen voll auf der Erde, während er förmlich auf den Waden sitzt.

Die Kleidung bestand früher für die Männer in dem Malo, einem schmalen Stück Tapa mit zwei herabhängenden Enden, von denen das hintere bei Vornehmen oft lang nachschleppte. Die Weiber banden um die Hüften den Liku, einen 50—80 Centimeter langen Rock aus schmalen Schilfblättern, die an einen Strick aus Kokosfasern angereiht waren. Diese Tracht ist auch noch im Inneren von Viti Levu üblich. Sonst bekleiden sich jetzt beide Geschlechter mit dem Sulu, einem klafterlangen Stück Baum-

wollzeug. Zum Fischen ziehen die Weiber aber noch immer den Liku an.

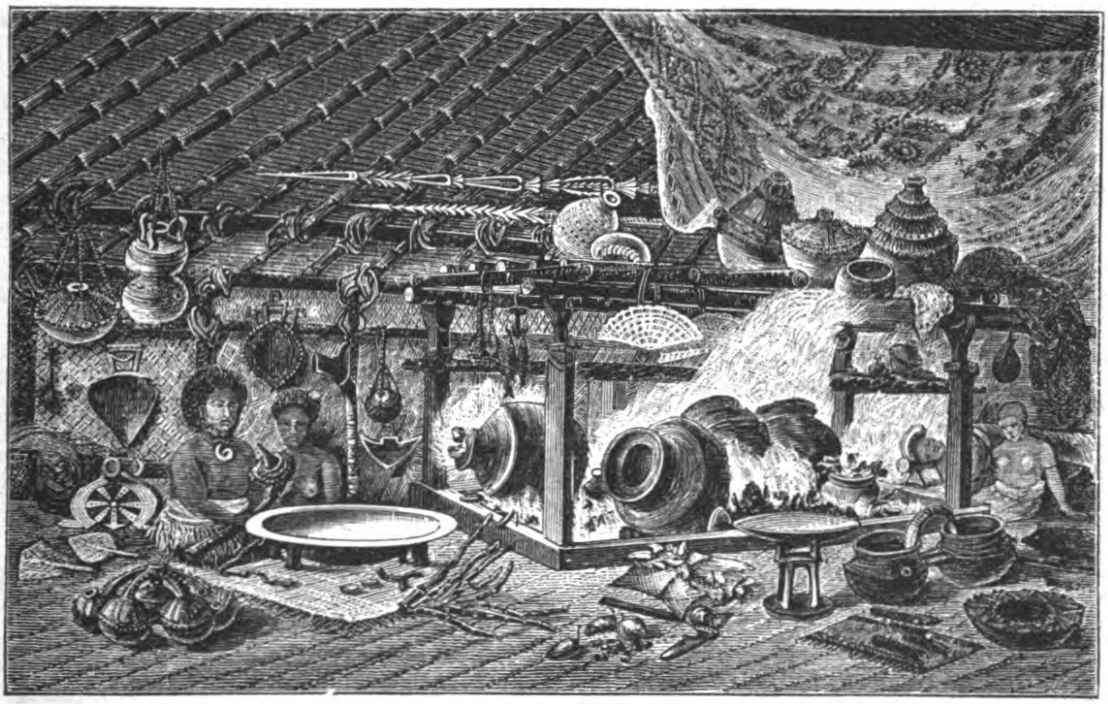
Nachts schläft der Vitier auf den Matten des Fußbodens ohne jede Decke, neben ihm brennt, um die Moskitos abzuhalten, ein kleines Feuer an der Wand, welches er zuweilen mit einem Fächer belebt, sein Kopfkissen ist ein dickes Stück Bambusrohr auf zwei Füßen. In den sehr kühlen Nächten sind daher Erkältungen häufig genug.

Die Hütten sind mit einigen Abweichungen sämtlich nach einem System gebaut, niedrige, viereckige Bauten aus massiven Pfosten, zwischen welche Laubwerk, Palmblätter oder Schilfrohr in verschiedenen Mustern durch Kokosbast befestigt werden. Bei den hohen und spitzen Dächern aus Palm- und Zuckerrohrblättern oder Gras ragen die schwarz gekohlten und nach außen konisch verdickten Dachbalken einen Meter weit vor. Sie sind gewöhnlich mit Muscheln verziert und, wie das Holzwerk im Inneren des Hauses, durch herumgewundene Kokosstricke geschmückt. Die Thür, welche immer an dem schmalen Ende (zuweilen auch an beiden) angebracht ist, wird durch einen Vorbau kurzer Pallisaden gegen die frei umherlaufenden Schweine geschützt. Sie ist fast immer so niedrig, daß man hineinkriechen muß. Der Boden des gewöhnlich einen einzigen Raum bildenden Inneren ist dicht mit Farnkraut belegt, über welches Matten gebreitet sind. Diese Matten sind das Bett des Vitiers und sie werden namentlich bei den Vornehmen äußerst reinlich gehalten. Bei den Geringeren befindet sich auch der große Feuerplatz zum Kochen in der Hütte. Hier liegen nahezu horizontal große, schwere irdene Töpfe, deren Form ganz genau dem Nest der Töpferbiene nachgeahmt, aber zu dem Durchmesser von einem halben Meter vergrößert ist. In diese Töpfe wird alles, was gekocht werden soll, geschoben und gegossen, und die enge Öffnung dann mit einem Stöpsel aus Cordylineblättern verstopft.

Das Kochen in Töpfen ist ganz melanesisch. Die Polynesier

kennen dieſe Art der Kochkunſt nicht, ſie haben es auch nie verſtanden, Gefäße aus Thon herzuſtellen. Darin zeigen die Vitier aber eine ganz beſondere Geſchicklichkeit. Die am gewöhnlichſten vorkommende Form iſt die ſchon erwähnte des Neſtes der Töpferbiene, man hat ſolche Gefäße von allen Größen: kleine Schalen, wenige Decimeter hoch, und große Kochtöpfe von ein Meter Tiefe. Vier bis ſechs kugelförmige Gefäße von der Größe einer Orange ſind durch Röhren mit einander verbunden, in gleicher Weiſe rohe Nachbildungen von Kanus, Schildkröten u. dgl.

Fig. 22.



Die Küche eines Häuptlings.

Die Töpferei iſt Sache der Frauen, welche ſich dabei keiner anderen Hilfsmittel als eines runden Steines und eines löffelartigen, hölzernen Werkzeugs bedienen. Den Thon miſcht man zuerſt mit feinem Sande und rollt ihn ſodann in lange Würſte, welche ſo auf einander gelegt werden, daß ſie den Boden des werdenden Gefäßes bilden. Dann giebt die Arbeiterin mit dem hölzernen Löffel der Außenſeite die gehörige Form, während ſie

mit der linken Hand einen runden, glatten Stein gegen die Innenseite hält. So wird Lage auf Lage aufgebaut, bis zu dem engen Hals, der nur Raum für einen kleinen Finger läßt. Dann wird die Außenseite mit sehr sorgfältig gearbeiteten, geometrischen Mustern oder mit erhabener Arbeit verziert. Nun läßt man die Töpfe in einem Hause 6—8 Tage zum Trocknen stehen und bringt sie dann zu einer geschützten Stelle zwischen der See und irgend einer hohen Felsenklippe. Hier werden Haufen von Reisig zusammengelesen, auf diese legt man die Töpfe, welche man nachher mit trocknem Gras und dünnen Zweigen bedeckt. Das Holz wird angezündet und die Töpfe nach einer gewissen, kurzen Zeit herausgenommen um mit einer Auslaugung von Tiri- (Mangrove-) Rinde kräftig gerieben zu werden, wodurch sie eine dunkelrote Färbung und zugleich eine schwache Glasur erhalten. Dies gilt für die gewöhnlichen Geschirre, für die feineren Sorten nimmt man das Harz der Ndakua-Fichte, welches mit dem wohlbekannten Kauri beinahe identisch ist Die Farben laufen durch alle Schattierungen von einem satten Goldgelb bis zu einem tiefen Rot, in welches sich grüne Töne mischen.

Weitere Gegenstände des Haushalts sind hölzerne Bowlen, oft von erstaunlicher Schönheit und Zierlichkeit, namentlich die für die Kawagelage bestimmten. Zum Trinken dienen Kokosschalen oder ganze hohle Kokosnüsse, welche auch zum Wasserholen gebraucht werden. Man sieht solche paarweis in jeder Hütte hängen. In eins der Löcher am stumpfen Ende der Nuß ist eine Schnur durch einen Pflock festgeklemmt; die beiden anderen Löcher sind durch kleine Keile von zusammengerollten Blättern verschlossen. An jeder Schnur hängen auf diese Weise zwei Nüsse, so daß sie bequem paarweise um den Nacken getragen werden können. Aus diesen Gefäßen zu trinken, ist nicht ganz leicht. Man muß sich das Wasser aus einer gewissen Entfernung in den Mund gießen, denn die Lippen an die Öffnungen zu legen, gilt für unanständig. Mit sechs Paar solcher Wassergefäße, ein

paar Fächern, den beſprochenen Töpfen und Kopfkiſſen, einem Reibeiſen aus Korallenfels, Meſſern aus Haifiſchzähnen, Bambus oder Muſcheln, einigen Beilen aus Stein, Fackeln aus geſpaltenem, mit Öl betropftem Bambusrohr oder den aufgereihten Früchten von Aleurites triloba, Lampen mit baumwollenem Docht und Dammaraharz, Nadeln aus Feindesknochen iſt die Liſte des Mobiliars einer Viti-Hütte wohl ſo ziemlich erſchöpft.

Die Schüſſeln und Gabeln, mit denen allein Menſchenfleiſch gegeſſen wurde — man bediente ſich ſonſt immer nur der Finger — ſind längſt in die Hände der Sammler übergegangen, nachdem der Kannibalismus nun wohl in allen Teilen, ſelbſt im Inneren Viti Levus, aufgehört hat. Ehemals hatte derſelbe hier aber einen Grad erreicht wie wohl nirgends ſonſt auf der Erde. Denn ſelbſt nach entſprechenden Abzügen für etwaige tendenziöſe Übertreibungen bleibt noch genug des Gräßlichen übrig.

Fig. 23.



Menſchenfleiſchgabeln.

Der Reiſende Gräffe iſt der Anſicht, daß der Kannibalismus hier wie auf anderen Südſeeinſeln, wenn nicht eine Folge des herrſchenden Mangels an großen Säugetieren, ſo doch durch denſelben eine ſo große Ausdehnung erhalten hat. Aus Rachſucht allein läßt er ſich gewiß nicht erklären. Denn die Häuptlinge von Mbau und Taviuni pflegten ihre Kriegsgefangenen öfters nach kleinen Inſeln wie Vokaia, Moluriki zu bringen und dort anzuſiedeln, damit ſie durch Generationen ihren kannibaliſchen Gelüſten fröhnen konnten. Weit von einander entfernte Häuptlinge beſchenkten ſich mit den Körpern getöteter Feinde, wobei dieſe Schlachtopfer mit dem Stamme, dem ſie geſchenkt wurden, in keiner Berührung ſtanden. Nach Wilkes galt Bukola, Menſchenfleiſch, für den größten Leckerbiſſen und „ſo zart wie Men-

ſchenfleiſch“ war eine ſprichwörtliche Redensart. Wenn ſich aber ſchließlich hier die Menſchenfreſſerei zur reinen Gourmandiſe ausbildete, ſo hat doch Andree ſehr richtig bemerkt, daß auch hier urſprünglich religiöſe Beweggründe den Anſtoß gegeben haben müſſen, denn die beſtimmten Opfer wurden den Göttern geweiht, wie auch die nur bei dieſen Mahlzeiten gebrauchten Gabeln geheiligt waren. Man benutzte lebende Menſchen als Walzen, um auf ihnen ein neues Boot in die See hinaus zu wälzen, und

Fig. 24.



Kannibalen, ihr Opfer tragend.

fraß die Körper darnach. Aber auch Rachſucht ſpielte eine Rolle. Ein Vitihäuptling erſchlug ſein Weib und fraß ſie auf, nur weil ſie ihn geärgert hatte. Gekocht wurden die Opfer in beſonderen Öfen, wie man ſie heut noch überall auf den Vitiinſeln ſehen kann, in welche man dieſelben, in hockende Stellung gebunden, nicht ſelten lebendig, hineinſchob. Leute des niederen Volkes, welche ja in der Regel die Mahlzeiten liefern mußten, Weiber und Kinder waren von dem Genuß ausgeſchloſſen. Jeder Ge-

freſſene wurde durch Zeichen an Bäumen oder in den Boden geſteckte Steine markiert, wie denn Miß Cumming bei Bali Bali auf Viti Levu eine Reihe von 872 kleinen rötlichen Steinen ſah, eine Erinnerung an die Kannibalenfeſte der Häuptlinge Wanga Levu und Undri Undri, ein Stein für jede Leiche. Thakombau, der letzte König, welcher Viti unter engliſches Regiment brachte, war vor ſeiner Bekehrung zum Chriſtentum einer der wütendſten Menſchenfreſſer. Die Öfen auf Mbau, wo er wohnte, ſtanden ſelten kalt.

Es gab beſtimmte Pflanzen, welche man mit dem Menſchenfleiſch aß, das man als ſchwer verdaulich ſchildert. So das auch in Neuſeeland zu demſelben Zwecke gebrauchte Boro dina (Solanum anthropophagorum), ein buſchiger Strauch mit glänzenden Blättern und der Tomato ähnlichen Früchten. Die Blätter dieſes Strauches wie die von zwei mäßig großen Bäumen: Mala wathi (Trophis anthropophagorum) und Tudano (Omalanthus pedicellatus) wurden um Bukolaſtücke gewickelt, das dann auf den heißen Steinen des Ofens gekocht wurde.

Sonſt war die Nahrung überwiegend eine vegetabile. Zu dieſem Zweck zogen die Vitier namentlich Taro und Yams, welche ſie mit viel Geſchick und Sorgfalt auf den von netten Zäunen umgebenen Feldern bauten. Außerdem werden Bananen, Brotfruchtbäume, Bataten, Zuckerrohr u. a. kultiviert. Taro, Yams und Bataten, Bananen und Brotfrucht werden gekocht gegeſſen. Aus der letzteren bereitet man auch durch Gärung jenen ſäuerlichen, übelriechenden Brei, welchen die Polyneſier ſo ſehr lieben. An Kokosnüſſen iſt kein Mangel, aber ſie ſind von den Miſſionären für „Tabu“ erklärt worden und als warnendes Zeichen gewahrt man faſt vor jedem Hain drei bis vier lange Stangen mit Strohbüſcheln an den Spitzen. Denn in Kokosnüſſen zahlen die Eingeborenen ihren Zehnten an die Miſſionäre und ihre Steuer an die engliſche Regierung. Wai Wai nennen die Vitier Öl und Lotu heißt Religion; von jener Steuer in den ölgebenden

Nüſſen und dem Öl ſelber wird die wesleyaniſche Religion jetzt Lotu Wai Wai genannt.

Mit animaliſcher Nahrung ſind die Vitier nicht überreichlich bedacht worden. Allerdings iſt die umgebende See fiſchreich genug und auf den Riffen werden Fiſche täglich erbeutet und oft auch ſogleich an Ort und Stelle verzehrt, indem man kleine Exemplare kurzweg lebendig bald an die eine, bald an die andere Seite eines mitgebrachten Feuerbrandes hält und auf dieſe Weiſe notdürftig ſchmort. Der Fiſchfang wird von den Männern mittelſt Speer, Haken, Pfeil und Bogen und Nduva betrieben, von Frauen und Kindern vermittelſt kurzer Netze auf dem Riff und in den Flüſſen. Die meiſten Frauen, ſelbſt die der Häuptlinge, fiſchen leidenſchaftlich gern. Die Nduvapflanze (Dorris ulliginosa) enthält in ihren Stengeln ein betäubendes Gift. Dieſe Stengel zerklopft man zu faſeriger Maſſe und wirft ſie bei niedrigem Waſſer zwiſchen die Korallenſtöcke und Felſen. Kleine Fiſche ſterben ſofort davon, größere werden betäubt und leicht gefangen, der Genuß ſolcher Fiſche iſt dem Menſchen aber vollkommen unſchädlich.

Schildkröten, von denen es übrigens nicht ſo ſehr viele giebt, durfte ein Kaiſi oder Sklave ohne beſondere Erlaubnis ſeines vornehmen Herrn bei Todesſtrafe nicht eſſen. Jetzt iſt das nun freilich anders geworden, doch wird auch heute kein Kaiſi den Fang einer Schildkröte verheimlichen. Das Fleiſch iſt der größte Leckerbiſſen bei den Ratsverſammlungen der Häuptlinge verſchiedener Diſtrikte, die noch ungelegten Eier gehen aber über alles. Als Sir Arthur Gordon auf Taviuni eine große Verſammlung von Häuptlingen der ganzen Gruppe hielt, wurden außer vielen Schweinen, zwei Ochſen u. a. auch 100 Schildkröten verzehrt, eine Thatſache, die ſicherlich dauernder im Gedächtnis der Teilnehmer fortgelebt hat, als alle damals gepflogenen Verhandlungen. Für feſtliche Gelegenheiten ſind auch die Schweine und Hühner beſtimmt, welche ſich in jedem Dorfe vorfinden, die recht zahlreiche Vogelwelt liefert dem Vitier aber außer ver-

wilderten Hühnern, die man in Schlingen fängt, gar nichts für ſeinen Tiſch.

Von erregenden Genußmitteln beſitzen die Bewohner Vitis den Kawatrank und den Tabak. Kawa, hier Yangona genannt, wird immer unter gewiſſen Feierlichkeiten bereitet und getrunken. Während die Wurzeln gekaut werden und der dazu Beſtimmte den Satz mittelſt eines Bündels von Baſtfaſern entfernt, tragen die Verſammelten Geſänge vor, die ſie mit Händeklatſchen und hohlem Klappen begleiten. Iſt das Getränk fertig, ſo legt der an der Bowle Beſchäftigte die Baſtfaſern in ſeiner Hand zuſammen und klappt damit dreimal. Der erſte Häuptling dem Range nach ruft dann: Bula d. i. Geſundheit, was alle Anweſenden wiederholen, und der Herold rückt in ſitzender Stellung an die Bowle und füllt mittels des öfter eingetauchten Faſernbündels eine Kokosſchale und reicht ſie dem Vornehmſten, der ſie ohne abzuſetzen austrinkt, während alle anderen mit den Händen a tempo klatſchen. Dem allgemeinen Ruf O' Mada entgegnet er dann Mole. So geht es der Reihe nach mit allen anderen. Die Kawa iſt das einzige erregende Genußmittel, welches die Vitier beſitzen; Spirituoſen an ſie zu verkaufen oder zu vergeben, iſt von der Regierung ſtreng verboten. Das Tabakrauchen iſt aber erlaubt und außerordentlich beliebt; man wickelt den Tabak in ein trockenes Bananenblatt und nennt eine ſolche Cigarre Suluka.

Das Familienleben der Vitier offenbart neben vielen, das Gefühl verletzenden Zeichen von Roheit manchen ſchönen, anſprechenden Zug. Ehe die Miſſion hier entſcheidende Erfolge hatte, war die Lage der Frauen eine ſehr elende. Es herrſchte Polygamie und zwar hatten beſonders hervorragende Häuptlinge neben einem Hauptweibe zuweilen von 50 bis zu 100 Frauen. Allerdings beherbergten ſie einen ſolchen Harem nicht ganz im eigenen Hauſe. Manche Frauen kehrten nach einiger Zeit wieder zu ihren Eltern zurück, andere hatten die Jahre der Reife noch nicht erlangt, ſo daß oft die Hälfte abweſend war. Denn gerade

in vornehmen Familien und immer in denen der Häuptlinge verlobte man die Mädchen schon sehr früh, manchmal mit Knaben gleichen Alters, zuweilen aber auch mit ganz alten Männern. Es ist erklärlich, daß unter solchen Umständen das Los der Frauen kein sehr glückliches war, zumal ihre Herren absolute Gewalt über sie hatten, wie denn ein erzürnter Gatte seine Frau töten, braten und auffressen konnte. Auch unter den Frauen selber herrschte in der Regel ein fortwährender Krieg. Der Missionär Williams giebt uns einige Beispiele von schrecklichen Verstümmelungen, welche die eifersüchtigen Weiber eines Häuptlings aneinander verübten; Abbeißen oder Abschneiden der Nase war etwas ganz Gewöhnliches.

An wahrer inniger Liebe fehlte es aber nicht. Wenn ein Mädchen gezwungen wurde, sich gegen ihren Willen zu vermählen und damit ihrer wahren Neigung zu entsagen, so kam es vor, daß sie den Tod dem verhaßten Ehebunde vorzog. Und sicherlich müssen wir es auch als einen Beweis solcher Zuneigung ansehen, daß die Frauen eines gestorbenen Häuptlings das ihnen auf Interceſſion der Missionäre gebotene Leben nicht annehmen wollten, vielmehr darauf bestanden, ihren dahingeschiedenen Gatten ins Grab zu begleiten. Wenn die Braut das Haus ihrer Eltern verließ, um ihrem Verlobten zu folgen, so brachten ihr Freunde des Bräutigams, um sie über die Trennung zu trösten, allerlei Geschenke, ein schöner Gebrauch, den man in sinniger Weise als „Trocknen der Thränen“ bezeichnete. Bei den höheren Ständen war ein Abkommen zwischen den Verwandten genügend für den Abschluß der Ehe, bei den niederen sprach der Priester die Weihe darüber aus. Wo aber die Mittel es erlaubten, da fanden stets große Festlichkeiten zur Feier des Ereignisses statt.

Gewiß ein Überbleibsel der alten ursprünglichen, nachmals verdrängten Sitten ist jener, vielleicht noch heut im Inneren der großen Inseln bestehende Frauenraub, der allerdings nur zu wirklicher Ehe führt, wenn die Entführte einwilligt. Andernfalls

kann sie sich in der Heimat ihres Bewerbers unter den Schutz eines anderen Mannes stellen.

Seitdem die Vitier zum Christentum bekehrt sind, hat natürlich die Polygamie aufgehört; Thakombau setzte gleich selber das Beispiel, indem er alle seine Frauen außer einer entließ, alle übrigen folgten ihm nach. Und es hat sich unter dem Einfluß der Missionäre und des englischen Gesetzes für die Frauen ein ganz anderes Verhältnis gebildet. Die frühere Sitte, wonach die verheirateten Männer die Nacht mit ihresgleichen in einer Hütte zubrachten, während die Jünglinge in einer anderen schliefen und so beide Geschlechter getrennt lebten, ist abgeschafft und hat einem vernünftigeren Familienleben Platz gemacht.

Natürlich durfte auch der ehemals in allen Familien herrschende Kindermord nicht länger fortbestehen, sobald England das Regiment übernahm. Früher war derselbe hier so ausgedehnt, daß zwei Drittel aller Neugeborenen auf diese Weise und zwar stets durch die Hand der Mutter starben. Wie bei allen rohen Naturvölkern waren es die minder geachteten Mädchen, welche in größter Zahl umgebracht wurden. Es waren verschiedene Motive, welche zu einer, unserem Gefühl so verabscheuungswürdig scheinenden That trieben: Faulheit, Eifersucht und Rache gegen den Vater, auch nur Gewohnheit. Sogar das Gefühl des Mitleids konnte bestimmend sein; erzählt uns doch Williams von einer Mutter, welche ihr eigenes Kind zu töten beschloß, um zwei Waisen adoptieren zu können, freilich ein seelischer Vorgang, in den wir uns schwerlich zu versetzen imstande sein werden. Die überlebenden Kinder wurden aber mit der größten Nachsicht und Liebe behandelt und sorgfältig in allen Künsten unterwiesen, auch erscheint uns der Kindermord nicht ganz so entsetzlich, wenn wir uns mit den Ansichten der Vitier über das Leben nach dem Tode beschäftigen.

An ein solches glaubte man ganz bestimmt; wie man starb, so lebte man drüben weiter fort. Daher war es allgemeiner Gebrauch, daß alte Leute, Männer wie Frauen, von ihren nächsten

Verwandten umgebracht wurden. Man fragte sie, ob sie vor dem Begräbnis erdrosselt oder lebendig begraben sein wollten, und legte sie dann unter den üblichen Klagen in das für sie bereitete Grab. Hatte der Sohn so seinen alten Vater bestattet, so begab er sich in der nächsten Nacht allein zum Grabe, um als Vaitala, als Lebewohl, ein Stück Kawawurzel auf dasselbe zu legen.

Dem Gatten folgten seine Frauen mit ins Grab; ihre Leichen nennt man das Bett des Verstorbenen. Das ist das Loloku und es war keineswegs ein Zwang, welcher dazu nötigte. Die Weiber betrachteten diesen Tod als ihr Recht; wer denselben mit der größten Ergebenheit trug, wurde im Lande der Geister das Lieblingsweib des Toten. Nach Erskine befreite einst ein Missionär eine solche Witwe, aber zur Nachtzeit entfloh sie und durchschwamm einen Meeresarm, um zu ihren Verwandten zurückzukehren, von denen sie den Tod durch Erdrosselung als ihr Recht forderte.

Denn das Leben nach dem Tode glich völlig dem auf der Erde, wenn der Mensch durch seine Handlungen es verdient hatte. Einem Manne, welcher bei Lebzeiten einen Menschen mit der Keule erschlug, konnte die himmlische Seligkeit nicht ausbleiben. Man sprach hier aber nicht, wie in Tonga, dem unteren Volke die Unsterblichkeit ab, ja die Vitier dehnten dieselbe nicht nur auf die ganze Menschheit, auch auf Tiere, Pflanzen, selbst auf Steine und Werkzeuge aus. Wenn eine Axt abgenutzt oder zerbrochen wurde, so flog ihre Seele zum Dienste der Götter empor.

Diese Götter waren teils ursprüngliche, teils zu dieser Würde erhobene Seelen verstorbener Ahnen. Der höchste der ersteren, der Kalou vu, war Ndengei, der Schöpfer der Welt, welcher im Berge Kauvandra auf Viti Levu in Gestalt einer Schlange lebte. Wenn er sich umdrehte, so erbebte die Erde. Aber Verehrung genoß er wenig und oftmals schickte er vom Hunger geplagt seinen Diener Uto aus, um Opfer zu holen; immer aber vergeblich.

Ndengei erſchuf die Menſchen und Tiere. Nahe bei ſeiner Wohnung hatte ein kleiner Falke ſein Neſt gebaut. Eines Tages ſah der Gott zwei Eier darin und beſchloß ſie ſelber auszubrüten; er that es und aus den Eiern kamen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hervor, für welche Ndengei ſorgte, indem er ihnen die Zubereitung von Yams und Taro durch Feuer u. a. zeigte, und von denen alle Menſchen abſtammen. Später kam eine große Flut, welche alles Land bedeckte; nur acht Perſonen vermochten ſich in einem Schiffe zu retten, das, als die Waſſer verliefen, ſich auf dem kleinen Mbenga niederließ, daher auch die Bewohner dieſer Inſel Anſpruch auf den erſten Rang unter den Vitiern erheben.

Außer Ndengei gab es noch eine große Anzahl von Göttern. Die Miſſionäre unterſcheiden vier Klaſſen: die allgemeinen, nationalen, Diſtrikts- und Familiengötter, als eine fünfte kann man die Götter der Unterwelt rechnen. Einer der letzteren war Rati mbati ndua, der einzahnige Gott, welcher die Seelen erſt briet und dann verſchlang. Es gab einen Kriegsgott von rieſiger Geſtalt, einen Gott der Seefahrer, welcher als Haifiſch erſchien, einen Gott, welcher den Feldern Gedeihen und Fruchtbarkeit verlieh und alle Jahre einen Monat auf der Erde weilte, während welcher Zeit alle Geſchäfte ruhten. Dazu kommen die zahlreichen Diſtriktsgötter, von denen der Miſſionär Waterhouſe 34 aufzählt, und eine jede Familie hatte ihre beſtimmte Gottheit. Ferner die Kalou yalo, die Seelengötter, die zu ſolcher Würde erhobenen Seelen der Vornehmen, ſelbſt wenn ſie als Kinder gleich nach der Geburt geſtorben ſind, welche je nach dem Range, den ſie im Leben einnahmen, in verſchiedene Klaſſen zerfielen.

Man hat früher angenommen, daß die Vitier keine Bilder ihrer Götter beſäßen, allein wir haben durch Kleinſchmidt erfahren, daß es allerdings früher zwölf kleine, aus Walfiſchzähnen geſchnitzte Götzenbilder auf der ganzen Gruppe gab. Man ſtellte dieſelben in einem kleinen Tempel innerhalb eines größeren von gewöhnlicher Form auf. Nachts legte man ſie in einen Korb

zum Schlafen, brachte ihnen auch zu eſſen, wonach ſie manchmal mit quiekender Stimme riefen. Denn ſprechen konnten ſie alle, auch vermochten ſie in dem Tempel umherzugehen, ſogar auf das Dach zu ſteigen. Mit der Einführung des Chriſtentums wich die Wunderkraft der Bilder, ſie fielen um und können nun nicht mehr ſtehen oder ſprechen.

Die Tempel, Mbure, wurden ganz wie die Wohnungen der Vitier gebaut, nur waren ſie kleiner und das Dach war höher. Sie ſtanden auf kleinen, künſtlichen Hügeln aus Steinen oder Erde, auf welche eine Treppe führte. Wenn die Säulen aufgerichtet wurden, welche den Tempel tragen ſollten, ſo mußten Menſchenopfer gebracht werden, ebenſo nach Vollendung desſelben; fürchterliche Kannibalenfeſte verherrlichten jedesmal ein ſolches Ereignis. Bei der Einweihung des Tavaharatempels auf Somoſomo wurden nicht weniger als 200 Menſchen geopfert. Anſtatt der Latten gebrauchte man oft Speere zur Dachbedeckung; auch wurde das Dach am oberen Ende mit Speeren befeſtigt, deren vorlaufende Spitzen mit weißen Muſcheln oder tief herabhängenden Schnüren verziert waren. Geflochtene und gefärbte Bänder bedeckten auch das übrige Balkenwerk und die Thüren. Drinnen waren die den Göttern geweihten Gaben, hier war auch die Opferſtätte, von welcher die Aſche einmal im Jahr unter gewiſſen Feſtlichkeiten entfernt wurde. Auch als Verſammlungshäuſer dienten dieſe Mbure.

Vorſteher dieſer Tempel waren die Mbete, die Prieſter, ſchon äußerlich unter dem Volke kenntlich durch den langzahnigen Kamm und das Stirnband von roten Federn, die Zeichen ihrer Würde. Sie erteilten, vom Gotte begeiſtert, den Anfragenden orakelhafte Antworten, nicht ohne reiche Geſchenke, wie Walfiſchzähne, zu erwarten und auch nicht ohne eine ſolche gute Gelegenheit zum Selbſtlob vorübergehen zu laſſen. Alles was ſie in ihrem exaltierten Zuſtande ausſagten, galt ja als von der Gottheit eingegeben. Das Amt der Prieſter war in der Regel erblich; ihre Macht und ihr Anſehen hing einesteils von dem Range des

Gottes ab, dem ſie dienten, andernteils auch von dem Verhältnis, in welchem ſie zu den Häuptlingen ſtanden. Wirkten ſie mit dieſen im Einverſtändnis, ſo konnte ihr Anſehen bedeutend ſein.

Die Verfaſſung der Vitier war in vielem den Staatsformen ähnlich, welche wir bei polyneſiſchen Völkerſchaften vorfinden. Es iſt wahrſcheinlich, daß, wie in manchem anderen, ſo auch hierin, der rege Verkehr mit den Tonganern, von denen ja viele auf den Vitiinſeln lebten, nicht ohne Einfluß blieb. Das Volk zerfiel in mehrere Klaſſen: die Fürſten, deren Diener, das niedere Volk und die kriegsgefangenen Sklaven. Es gab einzelne Stämme, welche faſt ausſchließlich ein Gewerbe betrieben, wie die Schiffer, die Zimmerleute, die Fiſcher, welche ein Drittel von Mbau bewohnten und einen Häuptling für ſich hatten. Aber es gab auch in jedem Diſtrikt Orte, denen ein beſonderes Gewerbe ausſchließlich eigen war.

Fig. 25.



Sohn des Exkönigs Thakombau im Königsſchmuck.

Die Fürſten, Tui oder Turanga genannt, waren entweder Könige oder Vorſteher einzelner, jenem untergebener Diſtrikte. Der König, Tui levu, hatte eine ganz unbeſchränkte Gewalt, welche beſonders durch das ihm anhaftende Tabu befeſtigt wurde. Zeichen ſeiner Würde waren bei feſtlichen Gelegenheiten die weit nachſchleppenden Enden von Tapatuch und ein beſonderer Stab. Niemand durfte aufrecht vor ihm erſcheinen, und nahte ſich das Volk dem Wohnſitz oder der Perſon des Königs, ſo

ließ es jedesmal laut das Tama erſchallen. Der Tui war eine heilige Perſon, die nach dem Tode zur Würde eines Gottes gelangte und ſchon auf der Erde göttliche Verehrung genoß.

Die Würde vererbte auf den Bruder, war ein ſolcher nicht da, auf den Sohn, aber zu Recht gehörte ſie ihm erſt, nachdem wenige Tage nach dem Tode ſeines Vorgängers bei öffentlichem Kawafeſt die Häuptlinge ihm dieſelbe übertrugen. Einige Monate darauf band der Prieſter ihm ein weißes Sala oder Kopftuch um den Arm und damit war er in aller Form zum Könige erklärt. Wir finden hier auch eine Einrichtung, welche in Tonga und Samoa wiederkehrt, die nämlich, daß die Vaſu, die Neffen des Königs von der mütterlichen Seite, ſich in dem Heimatlande ihrer Mutter alles aneignen können, was ihnen beliebt, die Frauen und das Eigentum des Königs allein ausgenommen.

Noch im Jahre 1840 gab es nach Wilkes ſieben verſchiedene Staaten: Mbau, Verata, Rewa, Naitaſiri, Mbua, Mathuata und Somoſomo, aber wahrſcheinlich gab es noch mehr, ſo daß die Bevölkerung und das Gebiet eines jeden ſolchen Staates ſehr klein geweſen ſein muß. Dieſe Staaten lagen beſtändig in blutiger Fehde mit einander. Williams rechnete die jährlichen Menſchenverluſte durch Kriege auf 1500—2000; in dem Treffen bei Rewa 1846, dem blutigſten ſeit Ankunft der Europäer, fielen 400 Krieger. Als 1839 Seru im Kriege mit einem anderen Stamme zwei Feſtungen eroberte, kamen 250 Menſchen ums Leben und eine noch größere Zahl wurde gefangen genommen und zu Sklaven gemacht oder geſchlachtet. Dreißig Kinder packte man in Körbe und hing ſie als Siegeszeichen an die Maſten der zurückkehrenden Schiffe. Daß die Unglücklichen durch das Schwanken der Boote an die Maſten geſchleudert und ſchrecklich verſtümmelt wurden, rührte die Sieger keineswegs. Die bei der Ankunft noch am Leben waren, wurden als Zielſcheiben aufgeſtellt, damit die Knaben ihre Geſchicklichkeit in Handhabung ihrer Geſchoſſe daran üben könnten. Dann folgten furchtbare Kanni-

balenmahlzeiten, an denen sich alles beteiligen durfte, da ja eine Überfülle vorhanden war.

Krieg war die Hauptbeschäftigung der Vitier und nie sah man die Männer anders als bewaffnet umhergehen. Die Waffen waren Keule, Speer, Bogen und Pfeile, Schleuder, daneben Wurfstöcke und Fußangeln. Die Keulen aus hartem Holz, am oberen Ende oft mit Menschenzähnen besetzt, waren die beliebtesten, jetzt haben sie überall Flinten. Schutzwaffen besaßen sie gar nicht, sie verstanden es aber vortrefflich, geeignete Plätze zu befestigen. Zu dem an steiler Felsenwand liegenden Dorfe führte ein schmaler, nur für eine Person Raum lassender Pfad; Pfahlwerke und steinerne, von Schießscharten durchbrochene Brüstungen verstärkten die Sicherheit des von Natur schon festen Platzes. Um größere Dörfer zogen sie Erdwälle, auf welchen Pfähle von Kokospalmen und Zäune errichtet wurden, und umgaben das Ganze mit morastigen Gräben. Nach melanesischer Sitte machte man die Pfade unzugänglich durch scharfe und spitze, in den Boden gesteckte Bambussplitter und durch Fallgruben, deren Boden in derselben Weise bewehrt war. Auf den offenen Kampf ließ man sich in der Regel nicht ein, der Vitier wußte zwar immer viel von den Großthaten zu reden, welche er zu vollbringen gedachte, aber im Grunde war er feig und zog es vor, den Feind aus dem Hinterhalt zu überfallen. Dennoch erklärte man sich auch Krieg in aller Form. Ein Herold wurde abgesandt, der mit den Worten: „Ich sage Dir Lebewohl! Es ist Krieg!“ den Häuptlingen der feindlichen Partei eine Kawawurzel übergab. Die Antwort war: „Es ist gut; kehre heim!“ Nun begannen die Rüstungen und dann kam eine Parade vor dem obersten Heerführer. Mit schwarzbemaltem Gesicht, mit dem schwarzen Liku bekleidet und mit weißen Tapastreifen von Kopf und Armen wehend, führten die Krieger zuerst ein Meke-Meke auf und zogen dann in Revue vor ihrem Befehlshaber vorüber, jeder Führer darauf bedacht, in großartiger Ruhmrederei seine Tapferkeit zu preisen. Als Sir Arthur Gordon die christlichen

Bewohner zu den Waffen rief, um gegen die kannibalischen Kai Tholos von Viti Levu zu Felde zu ziehen, fand vor seinem Hause ein solches Bole Bole, d. h. Herausforderung des Feindes, statt. „Fürchte dich nicht", rief einer, „hier ist deine Sicherheitswache." Der Nächste, zwar Christ, hatte noch den alten Kannibalenkriegsruf beibehalten: „Wir gehen in den Krieg, wer soll uns hindern, alle Öfen zu füllen?" Ein anderer rief tröstend: „Warum jammern die Weißen? Wir gehen in die Berge und werden selbst die Felsen zermalmen!" u. s. w. Nach allem solchen Bramarbasieren war man indes äußerst vorsichtig und die Kriege verliefen häufig ganz unblutig; nur die Pflanzungen wurden zerstört. Wollte die eine Partei Frieden, so sandte sie ihre Boten, in der Regel Frauen von Rang, welche als Zeichen der Unterwerfung einen Walfischzahn brachten. Stellten die Sieger die Abtretung des Landes als Bedingung, so brachten die Besiegten, welche nun in tiefe Knechtschaft verfielen, einen Korb voll Erde.

Der Charakter der Vitier ist ein eigentümliches Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften. Daß sie in höchstem Grade grausam, hinterlistig und verräterisch sein konnten, haben wir schon gezeigt und nur zu häufig lernten Europäer diese schlimmsten Seiten ihres Charakters kennen. Allein es läßt sich ihnen auch manches Gute nachrühmen. Trotz der anscheinenden Feigheit und des häufigen hinterlistigen Verrats haben sie eben so oft Beispiele von Tapferkeit und Todesverachtung gegeben; gastfrei sind sie in hohem Maße, und wenn ihre natürliche Freundlichkeit oft plötzlich in das Gegenteil umschlägt, so hat man dafür sicherlich eine Verletzung ihres sehr hoch entwickelten Selbstgefühls in Anrechnung zu bringen. „Kein Römer", sagt Seemann, „konnte sein Civis Romanus sum mit mehr Stolz oder Würde ausgesprochen haben, als ein Vitier heute sein Kai Viti." Selber im Verkehr äußerst höflich und ceremoniell, erwarten sie ein Gleiches von den Weißen, welche, selten viel auf äußere Formen

Fig. 26.



Ein Meke-Meke vitiſcher Krieger.

gebend, wenig geneigt waren, dem dunkelfarbigen Insulaner irgendwelche äußere Ehre zu erweisen.

Bei den Vitiern herrschte aber die strengste Etikette, welche so weit ging, daß wenn ein Häuptling fiel, der gemeine Mann sich sofort niederwarf, um dem andern die Beschämung des Alleinaufstehens zu ersparen. Bei Mahlzeiten und Trinkgelagen beobachtete man mit peinlicher Genauigkeit bestimmte Formen, deren Verletzung, namentlich in Bezug auf die Rangordnung der Gäste, einer tödlichen Beleidigung gleichkommen und zum Kriege führen konnte. Ein Niederer stand niemals vor einem Höheren, er mußte sich sofort setzen, und auch jetzt noch ist eine demütige, geduckte Haltung den meisten eigen; die alte Sitte, sich nur so in Gegenwart von Vorgesetzten zu bewegen, ist auch heut noch nicht ausgestorben.

Aber auch die Fürsten beobachteten bei aller ihrer Tyrannei selbst dem niederen Volke gegenüber gewisse Höflichkeitsformen. Immer dankten sie freundlich für den ihnen entgegengebrachten Gruß. Dieser bestand in einem lang modulierten Zuruf. Der gewöhnliche Gruß ist heutzutage das durch die Missionäre von Hawaii eingeführte Alofa d. i. ich liebe dich und europäischer Händedruck, früher begrüßte man sich durch Beschnüffeln. Gleichgestellte beschnüffelten einander das Gesicht, minder Vornehme den Vornehmeren die Hand, Geringere den Vornehmen Knie und Fuß. „Komme in Frieden", rief man dem fremden Besucher zu und klatschte dabei dreimal in die Hände, und dieses Händeklatschen wird noch heute bei jeder nur möglichen Gelegenheit beobachtet.

Die bedeutende geistige Befähigung, welche die Vitier ihren melanesischen Verwandten weit voranstellt, gewahren wir in ihren Dichtungen. Es giebt im Leben der Vitier wohl nichts, wofür man nicht ein Gedicht hätte. Zuweilen sind diese sehr ernster Art wie das folgende:

Der Tod ist leicht.
Zu leben — was nützt es?
Der Tod ist Ruhe.

Tod heißt Schlaf, Schlaf auch der feste Zustand von Flüssigkeiten, das Sterben empfängt seine Bezeichnung vom Sonnenuntergang, Unwissenheit ist Nacht des Geistes, Bescheidenheit wird mit dem stillen, sanften Licht des Abends verglichen, das Zusammenrollen des Segels heißt das Zusammenlegen der Flügel des Kahnes u. s. w. Leider sind uns nur wenige spärliche Bruchstücke der vitischen Poesie erhalten worden; die Missionäre konnten nur wünschen, dieselbe zu vertilgen, da sie vielfach antichristlich war. Noch ist eine Anzahl von Sprichwörtern im Gebrauch, teils in poetischer Form, teils in Prosa wie: „ein ungenützter Tag zählt nicht mit“ und „die Männer von Nakondo schnitten den Mast zuerst“, letzteres ein Äquivalent für unser beim verkehrten Ende anfangen. Ihre Poesie ist aber auch heiter und satyrisch, wie denn die Vitier große Anlage zur Ironie haben. Als Wilkes seine Matrosen exercieren ließ und einen der geladenen Häuptlinge fragte, was er davon halte, erhielt er zur Antwort: „Die Leute mögen gute Krieger sein, leider watscheln sie wie die Enten.“ Die Vitier führen sehr gern Possen auf und haben eine große Gabe als Erzähler. Ebenso begierig sind sie, Geschichten zu hören. „Es ist höchst interessant,“ sagt Kleinschmidt, „abends im Kreise brauner Gestalten einem oft mit den großartigsten Übertreibungen und gewaltigem Pathos geschmückten Vortrag zuzuhören und die Mienen der erstaunten und gläubigen Zuhörer zu betrachten.“ Seemann berichtet uns, daß ein Europäer imstande war, sich und seine zahlreiche Familie gemächlich aus dem Ertrage zu erhalten, welchen er für seine Erzählungen der Märchen von Tausend und eine Nacht erhielt. Um die hier wie anderwärts auftretende Ziererei von Künstlern zu geißeln, welche sich gern bitten lassen, hatte man eine Fabel erfunden. Die Scholle, Davilai genannt, war ehedem der Vorsänger unter den Fischen; aber eines Tages weigerte sie sich hartnäckig zu singen, obschon die übrigen dringend darum baten. Erzürnt fielen sie über den Widerspenstigen her und traten ihn

ſo platt, wie man ihn jetzt ſieht. Daher ſagt man noch heute, wenn ſich ein Künſtler ziert: „Ah, das iſt Herr Davilai!“

Daß die übrigens ſehr wohllautende Sprache der Vitier in grammatiſcher Hinſicht hauptſächlich mit den übrigen melaneſiſchen Sprachen übereinſtimmt, freilich aber auch durch polyneſiſche, namentlich tonganiſche Einflüſſe vielfach umgeſtaltet wurde, hat uns Gabelentz gezeigt. Die Sprache hat eine große Anzahl von Dialekten — die Miſſionäre zählen 15 auf —, von welchen die von Rewa, Somoſomo, Lakemba und Mbau die wichtigſten ſind. Der letztere bildet die Grundlage der jetzigen Schriftſprache, für welche die Miſſionäre das lateiniſche Alphabet in der Weiſe eingeführt haben, daß B immer Mb, und D, G und Q immer Nd, Ng und Nq bedeuten, C aber dem engliſchen Th entſpricht. In dieſer Sprache haben die Vitier ſchon eine Anzahl geiſtlicher Lieder gedichtet; in ihr erſcheint auch in Levuka eine Zeitung: Na Mata, der Herold.

Die Vitier ſind, wie alle Bewohner der Südſee, ein Tänzen und Spielen leidenſchaftlich ergebenes Volk. Überall befinden ſich in den Dörfern Tanzplätze, auf welchen ſie beſonders gern zur Nachtzeit ihre Kriegs- oder Friedenstänze aufführen. Dieſe Meke Meke ſind immer von Geſängen und Muſik begleitet. Bei Wilkes' Anweſenheit wurde ihm zu Ehren der feierliche Keulentanz aufgeführt, wozu der Tui von Levuka alle benachbarten Fürſten und Vaſallen eingeladen hatte. Die notwendigen Vorbereitungen erforderten drei bis vier Tage. Ein Muſikcorps von 100 Männern und Knaben ſang und ſpielte dazu auf Trommeln und Stäben von Bambus und ein Hanswurſt, ganz in grüne Blätter gekleidet, mit einer ſchwarz- und orangefarbigen Maske erregte ungeheueren Beifall. Der Tanz, deſſen Evolutionen nicht ohne Grazie ausgeführt wurden, dauerte über eine Stunde.

Buchner beſchreibt einen anderen. In doppelten Reihen tanzten Mädchen und Jünglinge, bis auf das Tuch um die Hüften nackt und mit Blumen- und Blattguirlanden geſchmückt. Sie trugen

als festlichen Schmuck rote Cordylineblätter um die Stirn gebunden und an den Knieen Strumpfbänder von gelb und rot gefärbten Gräsern. Die geschmeidigen Körper mit Öl gesalbt, bewegten sie sich um ein Feuer, erst nach rechts und links, dann beide, Jünglinge und Mädchen, in entgegengesetzten Richtungen, traten zwischen einander durch und wieder zurück, hoben und senkten die Arme, bogen und wiegten die Hüften und klatschten in die Hände. Daneben saß der Musikant und trommelte den Takt auf seinem Bambusrohr, begleitet von dem Gesang aller Anwesenden, Tänzer sowohl als Zuschauer. Der Rhythmus bewegte sich in einem fast endlos wiederkehrenden Daktylus, bis plötzlich mit einem kurz ausgestoßenen, rauhen Ton eine Strophe und zugleich eine Tanzfigur schloß. Bei diesen Tänzen wird statt des modernen baumwollenen Leibtuches der schwarze Liku umgegürtet oder auch nur der Masi um den Leib gelegt, so daß die langen Enden im Winde nachflattern.

Die bei den Tänzen gebrauchten Instrumente sind die kleineren Meketrommeln und die größeren, oft 3 Meter langen Lali, aus dem Holz von Vesi (Afzelia bijuga) oder Tovola (Terminalia Catappa) geschnitzt. Die großen Lali liegen gewöhnlich zu zweien, eine kleinere und eine größere (Tenor und Baß) mit den Schlägeln in der Ra Ra (Versammlungsplatz) des Dorfes oder bei der Kirche und rufen das Volk mit ihrem lauten Schall, anstatt wie früher zu kannibalischen Festen, jetzt zur Arbeit, zu friedlichen Versammlungen, zum Abendgebet und Sonntags zum Gottesdienst. Die Nasenflöte und die zusammengebundenen Rohrpfeifen hört man wenig. Weithin vernehmbar ist aber der Schall der großen Muscheltrompete (Triton tritonis) von den Kriegskanus oder wenn nachts Schildkröten im Netze gefangen werden, ein frohes Ereignis.

Einige Spiele besaßen die Vitier ursprünglich, andere, wie das Kartenspielen, haben viele erlernt und beweisen sich darin sehr geschickt. Solche Nationalspiele sind das Wietinga, das Lavo und das Wiedenga. Bei dem ersten kommt es darauf an,

ein glattes Rohr mit einem Kolben von schwerem Holz so weit als möglich zu schleudern und zwar so, daß es einen Teil des Weges auf dem Boden entlang gleitet. Ganze Ortschaften stehen in diesem Spiel einander gegenüber; Preise in Matten u. dgl. werden ausgesetzt, welche die verlierende Partei nebst einem Festessen zu zahlen hat. Das Lavo wird mit den plattrunden Früchten von Entada scandens in der Größe eines Fünfmarkstückes, die man selber Lavo nennt, gespielt. Von einer muldenartig ausgelegten Matte suchen die Spieler die Lavo des Gegners hinunterzuwerfen, so daß ihre eigenen Lavo zurückbleiben. Es ist ein ruhiges Spiel für Ältere, bei dem man gern eine Bowle Kawa leert. Ein weit männlicheres Spiel ist das Wiedenga. Es besteht darin, daß Steine hinter dem Rücken weg nach einer Reihe hinter einander in den Boden gesteckter Stöcke oder nach mehreren im Viereck, mit einem Hauptstück in der Mitte aufgerichteten Holzstücken geschleudert werden. Ein in der Nähe des Vierecks postierter Mann hat die Steinwürfe mit einem Knittel zu parieren. Der schlechteste Werfer muß sich am Ende des Spiels von seinen im Kreise lagernden Spielkameraden mit kleinen Steinen bombardieren lassen. Ferner sticht man mit einem Rohr nach einer an einem Faden schnell im Kreise und hin und her schwingenden Orange oder Citrone und amüsiert sich mit gefangenen und gezähmten Hähnen, welche man wie Schoßhündchen verhätschelt. Für einen schönen, zierlichen Hahn wurde Kleinschmidt ein fettes Schwein geboten, das der Vater des jungen Käufers aber nicht herausgeben wollte, worüber der Sohn bittere Thränen vergoß. Unser Landsmann trocknete dieselben schnell, indem er den Vogel schenkte.

Vor Ankunft der Europäer gab es auf den Vitiinseln nur wenige Krankheiten; in der ersten Hälfte des Jahres 1875 trat aber, durch ein Schiff von Sydney her eingeschleppt, eine Masernepidemie mit einer Heftigkeit auf, welche bei der weißen Rasse unerhört ist. Es soll dadurch in manchen Dörfern nicht weniger als die Hälfte aller Einwohner ohne Unterschied des

Alters hinweggerafft worden ſein. Man ſchlägt den damaligen Verluſt an Menſchenleben auf 40 000 für den ganzen Archipel an. Die Geſamtbevölkerung wurde für 1859 auf 200 000 geſchätzt, 1874 ſoll ſie nur 140 000 betragen haben und dann kam jene oben erwähnte Sterblichkeit. Man hat auch von den Vitiern angenommen, daß ſie ausſterben, allein die letzten Zählungen widerlegen dies, denn der Cenſus von 1879 giebt die Bevölkerung auf 108 924 Seelen (57 493 männl., 51 431 weibl.), der von 1881 auf 115 635 (61 836 männl., 53 799 weibl.) an. Und während, wie Buchner bemerkt, auf Neuſeeland und namentlich auf Hawaii kleine Kinder unter den Eingeborenen ziemlich ſelten ſind, wimmelt auf Viti jedes Dorf von Nachkommenſchaft und läßt ſich faſt aus jeder Hütte das Quieken eines Säuglings vernehmen. Die Berührung mit der Civiliſation ſcheint denn doch nicht abſolut notwendig das tötende Gift zu ſein, welchem die Naturvölker erliegen müſſen.

4. Viti unter engliſcher Herrſchaft.

Viti iſt den Europäern erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts etwas näher bekannt geworden und zwar waren es engliſche und amerikaniſche Schiffe, welche es wagten, dieſe wegen der Wildheit ihrer Bewohner und der Gefahren ihrer klippenreichen Küſten berüchtigten Inſeln aufzuſuchen, weil der Handel mit Sandelholz zu jener Zeit einen außerordentlichen Vorteil abwarf. Und an Sandelholz war die Gruppe damals reich. Jetzt iſt dasſelbe freilich faſt überall verſchwunden. Mit dieſem Handel verbanden ſich die größten Schändlichkeiten. Um das wertvolle Holz zu erhalten, verſchafften Engländer wie Franzoſen ihren Lieferanten, denen ſie die Feinde töten halfen, bereitwillig Gelegenheit zur Befriedigung ihrer kannibaliſchen Gelüſte. An das Land ſelber wagten ſich die Europäer aber nur mit der größten Vorſicht und ſelbſt auf ihren Schiffen fühlten ſie ſich ſo wenig ſicher, daß ſie während ihres Verweilens ſtets Geiſeln zu erlangen ſuchten.

Die erſten Weißen, welche den ungaſtlichen Boden betraten, waren Schiffbrüchige. Die Vitier befolgten als enragierte Menſchenfreſſer ſtets die Praxis, alle Strandenden und waren es Fremde, alle Landenden zu töten und aufzufreſſen. Im Jahre 1808 ſcheiterte die „Eliza“, von Sydney kommend, an der Oſtküſte von Viti Levu. Die Matroſen und Paſſagiere, die letzteren zumeiſt entkommene Sträflinge, retteten ſich ans Land und entgingen jenem Schickſal durch ihre entſchloſſene Haltung und ihre Bewaffnung. Im Beſitz der hier völlig unbekannten Schießgewehre, bildeten die 27 Weißen eine furchtbare Macht, welche in den Kämpfen der Häuptlinge unter einander unfehlbar der Seite zum Siege verhelfen mußte, zu der ſie ſich wendete. Sie ſchloſſen ſich an den Häuptling von Mbau an, wo ſich die meiſten niederließen, und die Herrſcher dieſer Inſel haben ſeitdem eine unbeſtrittene Hegemonie im Archipel beſeſſen. Zu jener Zeit war Na Ulivau hier König; ſeine großen kriegeriſchen Erfolge verſchafften ihm den Beinamen Vuni Valu, Wurzel des Krieges, ein Titel, der nun in ſeiner Familie erblich wurde.

Fig. 27.



Thakombau.

Auf den ersten Vuni Valu folgte 1829 sein Bruder Tanoa, einer der wütendsten Kannibalen, die Viti je gekannt hat, und auf ihn nach einer sehr unruhigen Regierung sein Sohn Cakobau oder Thakombau. Inzwischen hatte schon seit 1835 die wesleyanische Mission hier Fuß gefaßt und Thakombau war, obschon nicht geneigt, sich vom Heidentum abzukehren, dennoch weitsehend genug, um zu erkennen, daß das Neue in Religion und Kultur das Siegreiche sein werde. Er herrschte damals nur über den westlichen Teil der Gruppe, in dem östlichen hatte sich der Tonganer Maafu, ein Verwandter des Königs Georg, eine dominierende Machtstellung erworben. Daß derselbe seine Herrschaft noch weiter ausbreitete, wurde durch das Eintreten des englischen Konsuls Pritchard verhindert, dem Thakombau das Anerbieten machte, seine Rechte über die Gruppe an England abzutreten. Eigentlich besaß Thakombau für eine solche Cession gar keine Autorität. Außer dem genannten Maafu gab es noch mehrere andere Viti-Häuptlinge, welche sich in völliger Unabhängigkeit befanden. Alle aber sahen sehr wohl ein, daß, wenn nicht England, dann es eine andere Macht sein würde, der das Land zufallen müsse, und sie gaben, durch die Missionäre beeinflußt, England den Vorzug.

In Levuka wohnten 1849 etwa 50 Weiße, darunter eine größere Anzahl Amerikaner. Schon seit geraumer Zeit hatten diese den wachsenden Einfluß der hierher meist aus den australischen Kolonieen kommenden Engländer mit mißgünstigen Blicken betrachtet und die unter englischen Geistlichen stehende Mission zu verdächtigen gesucht. Einen geeigneten Anlaß zu bestimmtem Vorgehen bot der Brand des Hauses des amerikanischen Konsuls Williams, bei welcher Gelegenheit die Eingeborenen alles fortschleppten, worauf sie die Hände legen konnten. Williams muß ein sehr exakter Rechner gewesen sein, denn, als 1851 das amerikanische Kriegsschiff „St. Marys“ die Gruppe besuchte, gab er seinen Verlust auf 5001 Dollars 38 Cents an. Diese damals nicht berücksichtigte Forderung schwoll nach einigen Jahren infolge

eines zweiten Diebſtahls und berechneter Zinſen ꝛc. auf 45 000 Dollars an. Selbſt amerikaniſche Anſiedler und Befehlshaber amerikaniſcher Kriegsſchiffe erklärten dieſe Forderung für vollkommen unbegründet, dennoch erzwang auf Williams Betrieb der Kapitän Boutwell, welcher Thakombau ſogar mit dem Strange drohte, die Anerkennung dieſer Schuld. Thakombau, der doch gar nicht Herr der ganzen Gruppe war, mußte ſich ſchriftlich zum Schadenerſatz für alle den Amerikanern zugefügten Schäden verpflichten. „Die Allmacht hat uns geholfen," ſchrieb Williams nach Waſhington, „und Boutwell war ihr Rüſtzeug."

Bald drohten auch Verwickelungen mit Frankreich. Schon 1844 und 1850 hatten franzöſiſche Miſſionäre vergebens verſucht, ſich auf den Viti-Inſeln niederzulaſſen. Unterrichtet von den Vorgängen in Tahiti und Hawaii, verweigerten die Häuptlinge die Erlaubnis zu ihrem Aufenthalt. Aber wie auf Tonga 1858, ſo wurden zwei Jahre ſpäter auch hier die Katholiken mit Hilfe franzöſiſcher Kriegsſchiffe eingeführt. Thakombau, zwiſchen den Gefahren amerikaniſcher und franzöſiſcher Annexion ſchwebend, beſchloß beiden zu entgehen, indem er ſein Land an England abtrat. Wie ſchon erwähnt, hatte er auch alle übrigen Häuptlinge zu dieſer Ceſſion gewonnen. Allein England zeigte ſich nicht geneigt, das Anerbieten anzunehmen. Und ſofort traten nun auch wieder die Amerikaner mit ihren Anſprüchen hervor, dazu geſellte ſich jetzt König Georg von Tonga mit einer Forderung von 12 000 Pfd. Sterl. für früher geleiſtete Hilfe.

Die Lage Vitis wurde eine immer ſchwierigere, daher nahm Thakombau mit Bereitwilligkeit das Anerbieten eines Melbourner Syndikats an, welches gegen die Bewilligung des ſchon der engliſchen Regierung angebotenen Landes die amerikaniſchen Anſprüche zu befriedigen verſprach. Die nun gebildete Polynesian Company erhielt ſofort 45 000 Hektaren und zahlte den größeren Teil jener von Amerika beanſpruchten Summe.

Damit war eine Sicherheit der Verhältniſſe aber keineswegs hergeſtellt, auch die Bildung einer mit mehreren Engländern beſetzten

Verwaltung durch den nun mit dem größten Teile der Vitier zum Christentum übergetretenen König änderte daran nichts. Immer noch gab eine Anzahl unzufriedener, weißer Ansiedler den respektablen Engländern, Deutschen und Amerikanern Anlaß zu Befürchtungen nicht allein für ihr Eigentum, auch für ihr Leben. Zum zweiten Male bot im März 1874 Thakombau die Gruppe England an und zum zweiten Male erfolgte eine Ablehnung. Man sagt, daß auch an die deutsche Reichsregierung ein ähnliches Anerbieten erfolgt sei — sehr bedeutende Liegenschaften befinden sich auf Viti in deutschen Händen — es hatte jedenfalls kein besseres Schicksal. Aber die Besorgnis, eine andere Macht möchte von dieser großen und schönen Inselgruppe Besitz ergreifen in einem Meere, das England als seine eigentliche Domäne anzusehen beginnt, war vielleicht das treibende Motiv, wodurch England doch am 30. September 1874 das dritte Angebot Thakombaus endlich annahm. Die Vitigruppe wurde damit eine Kolonie der britischen Krone.

Am 24. September 1875 langte der zum Gouverneur ernannte Sir Arthur Gordon in Levuka an und empfing die Huldigungen der eingeborenen Häuptlinge, welche ihn dadurch mit der Würde des Vuni Valu bekleideten. Die Ceremonie fand statt auf Mbau, dem alten Sitze der mächtigsten Herrscher im Archipel. Sie bestand in ihrer Hauptsache in dem feierlichen Trinken einer Schale Kawa, welche Thakombau dem Gouverneur überreichte, und dem gemessenen Händeklatschen während dieses Aktes, wodurch die alle Anwesenden überragende Stellung des Stellvertreters der englischen Königin anerkannt wurde. Thakombau trug bei dieser Gelegenheit nicht mehr, wie sonst als als Zeichen der höchsten Würde, die lange Schleppe von Tapa, sondern, wie die übrigen 200 anwesenden Häuptlinge, den fast bis zu den Füßen reichenden Sulu aus hellbrauner, weißgefleckter Häuptlingstapa, während die Häuptlinge der Laugruppe sich in Schwarz und die vitische Geistlichkeit in Weiß gekleidet hatte. Die Tama, der tieftönende Zuruf: Ndua woh! Ndua woh!, die

Begrüßung des Vasallen für seinen Feudalherrn, proklamierte den Gouverneur als den Ersten in der Gruppe. Und nun ertönt dieser Ruf pflichtgemäß aus dem Munde eines jeden, mag er an der Behausung des Gouverneurs zu Lande oder zur See vorüberkommen.

Thakombau hat für seine Ansprüche und aufgegebenen Ehren eine Entschädigung empfangen. Er ist von allen früher eingegangenen Verpflichtungen befreit und empfängt einen Jahresgehalt von 1500 Pfd. Sterl. oder 30 000 Mark. Außerdem machte ihm die britische Regierung das Geschenk einer hübschen Segelyacht. Unter den übrigen Häuptlingen nimmt er noch immer die erste Stellung ein.

Er wird uns als ein Mann von riesiger, schön proportionierter Statur geschildert und mit angenehmem und intelligentem Gesichtsausdruck. Als Erskine ihn besuchte, gab der ungeheure Haarputz, vom weißen Sala eingeschlossen, ihm ganz das Aussehen eines orientalischen Sultans. Kein Kleidungsstück bedeckte seine herkulische Brust oder verbarg die natürliche dunkle Hautfarbe und trotz seines dürftigen Anzuges war „jeder Zoll an ihm ein König“. Ringsumher lagen Bündel von Tapatuch u. a., ein Beweis, daß es freie Wahl, nicht Notwendigkeit war, welche ihn zu solcher Sparsamkeit in seiner Toilette veranlaßte. Und sicherlich ist es besser, daß wie er auch seine Unterthanen in dieser Hinsicht ihren alten Sitten getreu bleiben; ihrem körperlichen Wohlbefinden ist die leichte alte Tracht ohne Zweifel zuträglicher als die für so viele Naturvölker gefährliche europäische Kleidung.

Sehr weise ist die alte Vitiverfassung im großen und ganzen beibehalten worden. Jährlich findet eine Versammlung aller Häuptlinge, ein Bei Bose, statt. Der Gouverneur Sir Arthur Gordon trug immer Sorge, dabei allen Pomp der Majestät Englands zu zeigen. Geschmückt mit dem Großkreuz und der Kette des Ordens von St. Michael und St. Georg, bekleidet mit dem Rittermantel, dessen Schleppe die Söhne des ehemaligen

Königs zu tragen hatten, umringt von ſeinen Beamten in voller Uniform, pflegte er dieſe Verſammlungen zu eröffnen. Die Vei Boſe ſollten bei allen vornehmſten Häuptlingen, den Roko Tui, die Runde machen. Dieſe Verſammlungen geſtalten ſich, wie in alter Zeit, immer zu großen Feſten, bei welchen der Gaſtgeber eine wahrhaft verſchwenderiſche Freigebigkeit entfaltet. Als Thakombau das erſte Vei Boſe unter britiſcher Herrſchaft in ſeiner Reſidenz zu Mbau verſammelt ſah, beſchenkte er ſeine Standesgenoſſen mit Tapa von 2000 Meter Länge und 4 Meter Breite, außerdem mit 50 ſtattlichen Segelkanus. Dem Gouverneur überreichte er aber das Geſchenk, das nur Häuptlinge austauſchen, ein paar Walfiſchzähne, und erſuchte ihn, als ein Zeichen ſeiner Hochachtung 104 Schweine und einen ganzen gekochten Haifiſch anzunehmen.

Der Archipel zerfällt in zehn Provinzen, deren jeder ein Roko Tui vorſteht. Dieſer verwaltet mit dem Boſe vaka Yaſana, einem Rate, zuſammengeſetzt aus den Häuptlingen der Diſtrikte, den Bulis, alle Angelegenheiten der Provinz, namentlich liegt ihm die richtige Verteilung der Steuern für jeden Diſtrikt ob. In den Diſtrikten ſteht dem Buli die Boſe ni Tikina, eine Verſammlung der Dorfvorſteher, zur Seite, in welcher die auf den Diſtrikt fallende Abgabe unter die Dorfſchaften verteilt wird. In dem Dorfe endlich, wo der Vorſteher den Vorſitz führt, wird jedem Familienvater ſein Anteil zugemeſſen. Es iſt dies alſo dieſelbe Einrichtung, wie ſie von jeher beſtand und wie wir ſie an anderer Stelle geſchildert haben.

Nur ſind verſchiedene Mißbräuche daraus entfernt worden. Nach der alten Feudalverfaſſung waren die Niederen dem Höheren zu gewiſſen Frondienſten verpflichtet. Sie hatten ſeine Felder zu beſtellen und abzuernten, Häuſer und Schiffe zu bauen ꝛc., ohne irgend einen Anſpruch auf Entſchädigung für ihre aufgewandte Arbeit erheben zu können. Dies Recht nannte man Lala. Der oberſte Häuptling beſaß es, aber auch die unter ihm zunächſt ſtehenden und ſo fort bis zum gemeinen Volke. Es war aber Gebrauch, daß für dieſe Dienſte reiche Geſchenke gemacht

wurden, welche die Betreffenden unter sich verteilten. Es bestand eben eine Art Kommunismus; dem Tui gehörte freilich alles, aber es gehörte auch seinen Untergebenen, denen er in genügender Weise davon mitzuteilen verpflichtet war. Dieses Lala wurde indes früher sehr arg gemißbraucht und die Untergebenen von den Höherstehenden schmählich gebrandschatzt.

Durch die von Sir Arthur Gordon erlassene Bestimmung ist das Recht des Lala auf die Rokos der Provinzen und die Bulis der Distrikte beschränkt worden. Andere Häuptlinge können dasselbe nur durch diese Autoritäten auf ein an sie gestelltes Gesuch erlangen. Lala ist beschränkt auf die Häuserbauten, Anpflanzungen, Wegeverbesserung, Schiffbau, Bewirtung von Fremden, Schildkrötenfang und irgendeine Arbeit für die allgemeine Wohlfahrt. Die, welchen Lala geleistet wird, haben für Nahrung oder Bezahlung zu sorgen. Sollte dies unterbleiben, so sind die Betroffenen im Recht, zwei Jahre lang sich aller Arbeiten für den nichtzahlenden Häuptling zu enthalten, der Roko Tui kann aber anordnen, daß die Arbeiter, welche keinen Unterhalt empfangen, in entsprechender Weise entschädigt werden.

Was nun das Aufbringen der von der Regierung bestimmten Steuern anlangt, so geschieht die Zahlung derselben immer in natura und es bleibt den Distrikten und Dörfern gänzlich überlassen, welches Produkt sie wählen wollen. Man baut jetzt Kaffee, Zuckerrohr, Kakao, Vanille, Pandanus utilis zur Anfertigung von Säcken, Mango neben den schon längst erzielten: Baumwolle, Mais, Tabak, Lichtnüssen und besonders Kopra. Auch Trepang wird als Zahlung angenommen. Zuweilen thun sich mehrere Dörfer zusammen, um die für die Steuer bestimmten Produkte auf einer Pflanzung gemeinschaftlich zu erzeugen.

Die Folge dieser Maßregel, welche übrigens seitens der weißen Pflanzer anfänglich viel Anfeindungen erfuhr, ist die gewesen, daß der Betrag der für den Export bestimmten Landesprodukte in erstaunlicher Weise zunahm. Auch haben die Besteuerten selber einen nicht unbeträchtlichen Vorteil davon ge-

zogen. Denn es ist häufig vorgekommen, daß die Regierung mehr für die eingelieferten Vorräte erhielt, als ein Distrikt wirklich zu zahlen hatte, der Überschuß (1878: 40 000 Mark) wurde dann den Steuerzahlern zurückerstattet.

Das von Sir Arthur Gordon befolgte System ist ganz dem ähnlich, das in Viti schon immer im Gebrauch war. Die Vitier haben aber jetzt einen direkten Vorteil, der früher den Händlern zufiel. Die Regierung erzielte 1877 für die Tonne Kopra 10 Pfd. 10 Sh. 6 P. Sterling, die Händler pflegten aber früher nur 5 Pfd. Sterl. per Tonne zu zahlen und zwar nicht in Geld, sondern in Waren, die ihnen noch einige hundert Procent Gewinn abwarfen. Kein Wunder, wenn die Regierung Opposition fand.

Die Steuern, welche die Vitier 1879 an die Regierung zahlten, bestanden in 1100 Tonnen Kopra, 300 Tonnen Baumwolle, 180 Tonnen Lichtnüsse, 30 Tonnen verschiedener Produkte und 10 500 Hektoliter Mais, wofür 22 514 Pfd. Sterling vereinnahmt wurden. Der größere Teil der Staatseinnahmen fließt aber aus Zöllen und aus Konzessionen für den Geschäftsbetrieb. Im Jahre 1880 betrugen sie 80 678 Pfd. St. bei 91 102 Pfd. St. Ausgaben. Für 1881 scheint zum ersten Male die Herstellung des Gleichgewichts in Aussicht zu stehen, denn in den ersten 11 Monaten betrugen die Einnahmen 72 456 Pfd. St., die Ausgaben dagegen 72 673 Pfd. St. Ein Resultat, welches auch wohl diejenigen zum Schweigen bringen dürfte, welche die Kolonie als eine Last für das Mutterland schildern wollten. Und wie schnell ist dies erreicht worden! Noch 1875, im Jahre der Übernahme, betrugen die Einnahmen nur 16 438 Pfd. St. und die Ausgaben 41 523 Pfd. St. Während also die Einkünfte sich um das Fünffache gehoben haben, sind die Ausgaben nur etwas mehr als verdoppelt worden.

Allerdings hat England, um verschiedene bei Übernahme der Kolonie nötige Einrichtungen zu treffen, für Bauten, Gehälter u. a. beträchtliche Summen vorstrecken müssen. Mit anderen Verpflichtungen betrug die gesamte Schuld des jungen

Staates 1878: 100 000 Pfd. St. und 1880 schon 210 000 Pfd. St. Nach dem Statesman's Yearbook für 1881 waren indes die Unkosten des Mutterlandes für Viti pro 1878—79 und 1879—80 nur auf je 159 Pfd. Sterling veranschlagt. Die Finanzen der jungen Kolonie stehen also durchaus nicht ungünstig.

Dank der rechtzeitig gewährten Hilfe — die englische Regierung entschloß sich nach der Besitzergreifung zu Verwaltungsvorschüssen von anfangs 40 000 Pfd. St. — hat sich dieselbe rasch entwickeln können. Der Exportwert, welcher sich im Jahre 1875 erst auf 94 266 Pfd. St. belief, betrug 1880 229 528 Pfd. St. Hiervon entfielen auf England 1875: 58 572 Pfd. St. oder 62 Proc., und 1880: 212 144 Pfd. St. oder 93 Procent. Gleichzeitig stieg der Import von 118 646 Pfd. St. auf 185 740 Pfd. St. und der englische Anteil von 112 827 Pfd. St. auf 180 452 Pfd. St., d. h. von 95 auf 97 Procent.

In derselben Weise hat der Schiffsverkehr zugenommen. Die Zahl der in den drei Haupthäfen der Gruppe: Levuka, Suva und Loma Loma einlaufenden Fahrzeuge wuchs in dem Zeitraum 1877—1880 von 100 Schiffen mit 20 192 Tonnen auf 157 Schiffe mit 32 933 Tonnen, wovon auf die englische Flagge im letzten Jahre 76 Segelschiffe mit 7338 Tonnen und 46 Dampfer mit 17 591 Tonnen entfielen. Auf sämtliche übrige Flaggen, unter denen die deutsche am meisten beteiligt ist, kamen nur 34 Segelschiffe mit 7916 Tonnen und ein Dampfer mit 88 Tonnen.

Die vorstehenden Ziffern und unsere an früherer Stelle gegebene Schilderung des Aufschwungs der Bodenproduktion beweisen, daß die Engländer hier ein richtiges Kultursystem eingeschlagen haben. Es läßt sich mit Sicherheit voraussehen, daß die Kolonie sehr bald wird weiterer Hilfe entraten können.

Schon hat Neuseeland, welches einen ziemlich lebhaften Verkehr mit der Gruppe unterhält, eine Dampferlinie eingerichtet, welche regelmäßige Fahrten machen soll. Neusüdwales besitzt eine solche Verbindung schon seit längerer Zeit durch die Dampfer der Australian Steam Navigation Co., nachdem die

Dampfer der Pacific Mail aufgehört haben, Kandavu anzulaufen. Eine dritte Linie verbindet Levuka und Nukalota auf Tonga. In Levuka sind schon Zweige von zwei in Australien und Neuseeland domizilierten Banken errichtet; in London hat sich unter dem Titel: The Mortgage and Agency Company of Australasia eine Bodenkreditanstalt mit einem Kapital von 500 000 Pfd. Sterl. konstituiert, welche ihre Operationen vornehmlich auf die Vitiinseln richten will. Eine Handelskammer besteht in Levuka und eine Pflanzer-Assoziation hat Zweige in allen Teilen der Kolonie. Überall ist ein Fortschritt bemerkbar und zweifellos steht der Kolonie eine bedeutende Zukunft bevor.

Noch ist Raum für ein paar Millionen, denn die jetzige Bevölkerung ist klein genug. Außer den erwähnten 115 635 Vitiern zählt der Census von 1881 noch 2293 Weiße auf: Engländer, Deutsche, Amerikaner, ferner 5634 polynesische Arbeiter, 753 Mischlinge, 528 Kulis und 156 andere Polynesier; die Gesamtbevölkerung betrug demnach 124 999 Seelen. Man erinnere sich, daß das noch um etwas kleinere Württemberg gegen 2 Millionen Bewohner zählt.

Die oben aufgeführten polynesischen Arbeiter sind richtiger als Melanesier zu bezeichnen, da sie zumeist von der Salomon-Gruppe und den Neuen Hebriden kommen. Jetzt sind zehn Schiffe mit zusammen 1200 Tonnen beschäftigt, Arbeiter zu holen und zurückzubringen, aber obschon jährlich 1500—1800 Personen herübergeholt werden, so wird der Nachfrage keineswegs genügt. Man machte daher einen Versuch mit ostindischen Kulis, der aber unglücklich ausfiel, da während der Überfahrt die Pocken ausbrachen. Dennoch will man den Versuch wiederholen, da zur Kultur von Kaffee, Zuckerrohr, Zimmet u. dgl. die Ostindier weit besser verwertbar sind, als die Melanesier. Die Kosten eines ostindischen Arbeiters stellen sich auf 350 Mark, die eines melanesischen auf 330 Mark jährlich. Die letzte Summe setzt sich zusammen aus 60 Mark als das Drittel des für 3 Jahre gezahlten Handgeldes, ebensoviel als Jahreslohn, 95 Mark für

Nahrung, Rücktransport 40, Wohnung 10, Matten 5, Decken 8. Sulus und Medizin je 10 Mark u. a. Die Regierung beaufsichtigt die Anwerbung wie die Beschäftigung der Arbeiter und besteht dringend darauf, daß sie nach 3 Jahren — länger darf ihr Kontrakt nicht lauten — in ihre Heimat zurückgebracht werden. Dies ist ein Punkt, worüber die Pflanzer Klage führen, da gerade nach solcher Zeit die Arbeiter erst recht nützlich werden. Indes kehren viele wieder von ihren Inseln zurück. Die Eingeborenen von Viti, welche auf den Pflanzungen nicht gern arbeiten, sich vielmehr, wenn sie überhaupt Lust zeigen in Dienst zu treten, in den größeren europäischen Ansiedelungen auf kurze Zeit beschäftigen lassen, dürfen nach einer Ordre des Gouverneurs als ländliche Arbeiter nicht für länger als einen Monat angenommen werden, es steht ihnen aber frei, länger zu bleiben.

Alle Eingeborenen bekennen sich jetzt zum Christentum; die im Innern von Viti Levu wohnenden und von einigen auf 7000, von anderen auf 20 000 geschätzten, erst vor einigen Jahren zur Ruhe gebrachten Bergbewohner sind freilich bis jetzt kaum äußerlich Christen. Sie waren noch bis 1876 Kannibalen, damals erhoben sie sich, durchaus nicht geneigt, sich dem englischen Regimente zu unterwerfen, denn Thakombau war, wie sie freilich sehr richtig bemerkten, wohl ein König in Viti, aber nicht von Viti. Allein unter Führung von Engländern wurde es den mit Feuergewehren bewaffneten Lotu-Vitiern (Lotu = Evangelium) leicht, die Heiden zu schlagen und ihre mit Erdwällen, Pallisaden und Gräben befestigten Plätze Nasaucocko und Nadrau zu nehmen. Seitdem ist volle Ruhe eingetreten und die Civilisierung und Christianisierung dieser Stämme macht schnelle Fortschritte. Am stärksten von den drei herrschenden Bekenntnissen: Wesleyanern, Katholiken und Anglikanern sind die ersten, deren Zahl man für 1881 auf 103 000 angiebt. Sie besitzen 776 Kirchen außer 432, auch anderen Zwecken dienenden Gebäuden, in welchen 8 englische Missionäre und 47 eingeborene Geistliche funktionieren. Die Katholiken zählen etwa 8000 Anhänger. Der Segen, welchen die Mission hierher gebracht

hat, ist außer aller Frage. Despotie und Kannibalismus des Adels, gegenseitige Furcht, Unsicherheit des Lebens und Eigentums, ein Kriegszustand aller gegen alle lag vormals schwer auf der Bevölkerung. Jetzt, in der christlichen Zeit, ist Friede und Ordnung bei ihr eingekehrt.

In Sanima auf Kandavu wurde, als Max Buchner dort war, Gottesdienst gehalten. Die Lalis riefen zur Kirche. Drinnen saß die Gemeinde auf den Matten, welche den Boden bedeckten, alle in frischgewaschenen oder bunten Sulus, die Frauen trugen sämtlich ein Busenschürzchen. Die Erwachsenen waren sehr andächtig, nur die liebe Jugend trieb Allotria. Ein Kirchendiener, der sie mit einem dünnen Drahtstab zur Sittsamkeit zu ermuntern bemüht war, hatte wenig Erfolg. Der leidenschaftliche und doch würdevolle Vortrag des Missionärs, der sonore, tiefe Wohlklang seiner Stimme, die Kraft der vokalreichen, melodiösen Sprache, die Buchner immer wie italienisch klang, bezauberten ihn höchst eigentümlich. Und doch waren es nur wenige Worte gewesen, welche er zu verstehen vermochte.

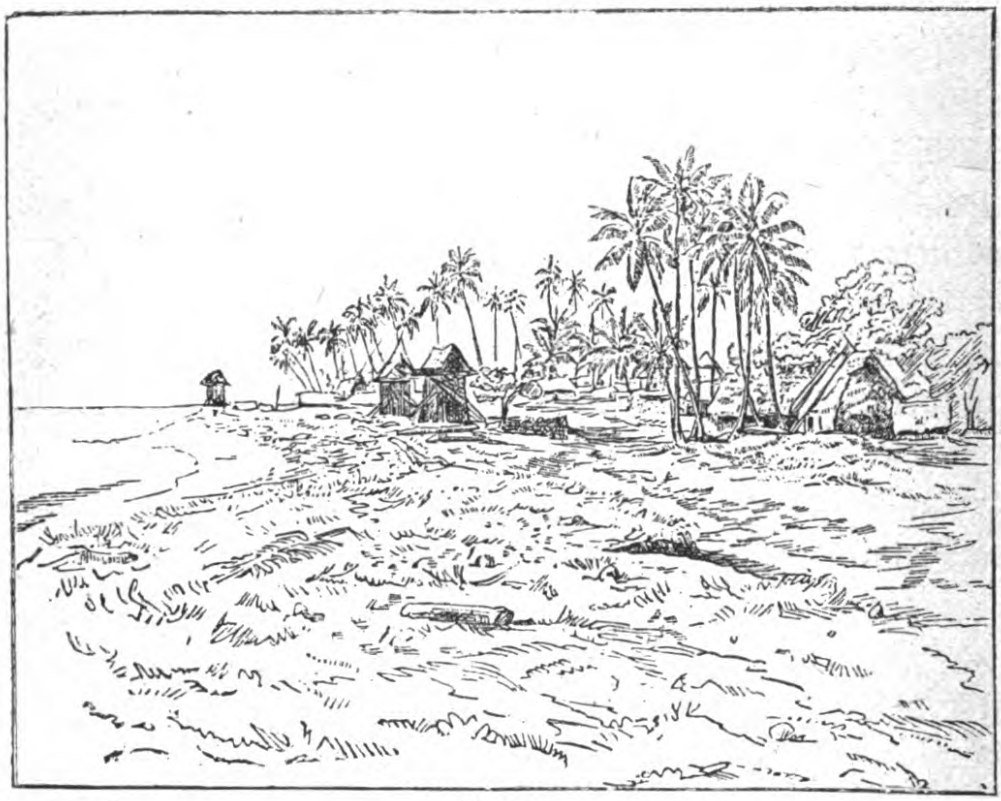
Westlich von Viti liegt die kleine Inselgruppe

Rotumah,

welche aus der gleichnamigen Hauptinsel und acht winzigen, um dieselbe umherliegenden Felseneilanden besteht, 36 qkm. oder 0,65 Q.-M. mißt und von 2500 kupferbraunen Polynesiern bewohnt wird. Die Ufer der Hauptinsel sind von einem Küstenriff umgeben, trotzdem aber sicher und gefahrlos, das Ostende bildet das sandige Kap Noatau mit dem gleichnamigen Dorfe; hinter der ähnlich gebildeten Südspitze steigt ein isolierter Bergkegel auf. Sonst ist das ganze Innere mit mäßig hohen Bergen erfüllt, welche in ihrer Zusammensetzung, in den von hohen Bäumen erfüllten Kratern die Spuren einer längst vergangenen vulkanischen Thätigkeit zeigen. In dem verwitterten Gestein gedeiht eine üppige Vegetation, welche den Bewohnern reichliche Nahrung liefert. Dennoch ist zeitweiliger Mangel der Grund zu Aus-

wanderungen geweſen, namentlich nach der Nordküſte von Vanua Levu, wo ſich rotumahniſche Kolonieen bildeten. Ein Verkehr mit Europäern beſteht ſeit geraumer Zeit; Walfiſchfänger und Händler nahmen hier immer gern Lebensmittel ein und die Eingeborenen ließen ſich leicht beſtimmen, dieſe Schiffe als Matroſen oder Arbeiter zu begleiten. Für das proteſtantiſche Chriſtentum wurden

Fig. 28.



Noatau.

die Rotumahner durch den Miſſionär Williams gewonnen, ſpäter kamen katholiſche Geiſtliche hierher und ſammelten einige Hundert der Inſulaner um ſich. Dieſe religiöſe Spaltung iſt der Grund für allerlei Zwiſtigkeiten und Unruhen geweſen. Auch ſcheinen dieſelben, nachdem die Häuptlinge das britiſche Oberhaupt herbeiriefen und Rotumah darauf 1869 der Kolonie Viti einverleibt wurde, noch nicht ganz aufgehört zu haben.

Neuſeeland.

Neuſeeland.

1. Lage und Areal.

Die Gewohnheit der Entdeckungsreiſenden früherer Jahrhunderte, ihre Funde mit ſolchen Namen zu taufen, welche ſie ihrer Heimat entlehnten, hat auch unſerem Archipel ſeine jetzige Bezeichnung verſchafft. In Anbetracht der ungeheuren, zwiſchen Pate und Täufling beſtehenden Verſchiedenheit hätte ein unpaſſenderer kaum gewählt werden können. Die kleine und flache, der gierigen Nordſee mühſam abgerungene Provinz gleicht dem von Vulkanen durchbrochenen und von ſchneebedeckten Alpengebirgen erfüllten Südlande ungefähr „wie ein Häring einem Walfiſch“. Man hat daher mancherlei andere Namen vorgeſchlagen: Auſtral-Albion, Auſtral-Britannien, keiner aber hat den alten ſo viel angefeindeten verdrängen können.

Die Geſchichte der erſten Auffindung Neuſeelands durch Tasman, der zweiten, wirklichen Entdeckung durch Cook iſt an anderer Stelle (Bd. II. S. 177 ff) verzeichnet worden. Nach Cooks letztem Beſuche im Februar 1777 kamen die Franzoſen Surville und Marion du Frésne hierher, wobei der letztere mit 14 ſeiner Schiffsgenoſſen für die Übergriffe ſeines Vorgängers mit dem Leben büßen mußte. Aber trotz dieſer und auch d'Urvilles Forſchungsreiſe blieb Neuſeeland ein faſt völlig unbekanntes Land, bis die vorzüglichen Arbeiten zweier deutſchen Reiſenden, Dieffenbachs und Hochſtetters, hochwichtige, überraſchende Aufſchlüſſe über dasſelbe gaben. Dieſen beiden Forſchern ſchließen wir einen dritten, gleichfalls einen Deutſchen, an: Julius von Haaſt, welcher uns die Südinſel gründlicher kennen lehrte.

Die neuſeeländiſche Inſelgruppe liegt faſt unter unſeren Füßen, auf der entgegengeſetzten Seite des Erdballs. Ihre ſtarre Land- und Gebirgsmaſſe ragt aus der Mitte jener ewig bewegten, unabſehbaren Waſſerwelt majeſtätiſch durch ihre reichbekleideten grünen Waldgebirge bis zu einzelnen kühnen, kegelartigen Schneegipfeln empor. Sie wurzelt am Südende der langgezogenen Inſelketten mit wilden Reihenvulkanen, welche Oſtaſien und Oſtauſtralien als Küſtenbegleiter umziehen, im tiefen Meeresgrunde als ihr letztes ſüdliches Doppelglied. Nach vielen vulkaniſchen und neptuniſchen Kämpfen ſcheint ſie gegenwärtig in vollem Naturfrieden auszuruhen. Und auch der hiſtoriſche Friede ſcheint ihr endlich geworden zu ſein und eine höhere Kulturwelt beginnt „ihre beſänftigenden Schwingen über den Schauplatz wilder Kämpfe auszubreiten.“

Die Lage Neuſeelands, des „Großbritanniens der Südſee“, hat oft zu einer Parallele mit dem britiſchen Inſelreich herausgefordert. Aber die beiden Inſeln, welche England und Irland entſprechen, liegen hier nicht neben, ſondern über einander. In den äußeren Umriſſen iſt in umgekehrter Lage beinahe die Geſtalt von Italien wiederholt, nur übertrifft die Länderbreite Neuſeelands die Ausdehnung der apenniniſchen Halbinſel von Oſt nach Weſt meiſt um das Doppelte, oft um das Dreifache. Der Flächenraum der neuſeeländiſchen Inſeln (270 053 qkm = 4904,1 Q.-M.) iſt der Größe von England und Schottland (229 915 qkm) ziemlich gleich; ihre Ausdehnung von Nord nach Süd würde, auf den Boden Europas verſetzt, etwa der Entfernung von München bis zur äußerſten Südſpitze Italiens entſprechen.

Der Archipel beſteht aus zwei großen Inſeln: der Nordinſel, in der Sprache der Maori Te Ika a Maui, der Südinſel oder Te Wahi Punamu und der kleinen Stewartinſel (Rakiura). Der nördlichſte Punkt iſt das Nordkap (Kap Otu) unter 34° 25′ ſ. Br., der ſüdlichſte das Kap Southweſt auf der Stewartinſel unter 47° 17′ ſ. Br., der öſtlichſte iſt das Kap Waiapu

(East Cape) auf der Nordinsel unter 178° 36', der westlichste das Westkap auf der Südinsel unter 166° 26' östl. Länge.

Im weiten Umkreise zerstreut liegt eine Anzahl von Inseln und Inselgruppen, welche wir als Neuseeland zugehörig zu betrachten haben, die auch vermutlich in weit zurückliegender Vergangenheit einst die Teile eines großen Insellandes bildeten, das sich nach allen Richtungen weithin ausdehnte. Solche Teile waren die Aucklandgruppe, die Campbell-, Macquarie- und die Antipoden-Insel, die Chathamgruppe, die Kermadecgruppe, die Norfolk- und Lord Howes Insel. Eine ungeheure Meerestiefe trennt noch heut Neuseeland von Australien.

Von diesen Inseln sind nur wenige bewohnt; bieten aber sehr wohl die Bedingungen für eine Ansiedelung. Auf den Aucklandinseln, der Campbell- und der Macquarieinsel schlagen zeitweilig Walfischfänger und Robbenjäger ihr Quartier auf und auf den beiden ersten unterhielt die neuseeländische Regierung Niederlagen von Vorräten für Schiffbrüchige. Auch die rauhe und felsige Kermadec-Gruppe ist unbewohnt; sie bildete wohl zur Zeit der ersten Einwanderung der Maori eine Zwischenstation zwischen ihrer alten Heimat und dem neuen Lande.

Die Chathaminseln, die größte der außenliegenden Gruppen (1627 qkm oder 29,54 Q.-M.), zeigen eine nahe Verwandtschaft mit Neuseeland. Nach den Angaben der Eingeborenen soll bis 1835 hier sowohl der Kiwi als der Kakapo (Stringops) vorgekommen sein. Auf der größten Insel Rangahauria befindet sich ein großer See; die Vegetation ist kräftig, neben vielem torfartigen Boden findet sich auch guter Lehmboden, auf welchem die Weizenkultur trefflich lohnt. Indes wird hauptsächlich Viehzucht getrieben. Man zählt ca. 70000 Schafe, 900 Pferde und 500 Rinder, daneben ebensoviel verwilderte. Die 340 Einwohner setzen sich aus 200 Weißen der verschiedensten Nationalitäten, 100 Maoris und 40 Maorioris zusammen, die letzteren die Überbleibsel einer ursprünglich 1200 Köpfe starken Bevölkerung, welche von den eingewanderten Maoris so weit vernichtet wurde.

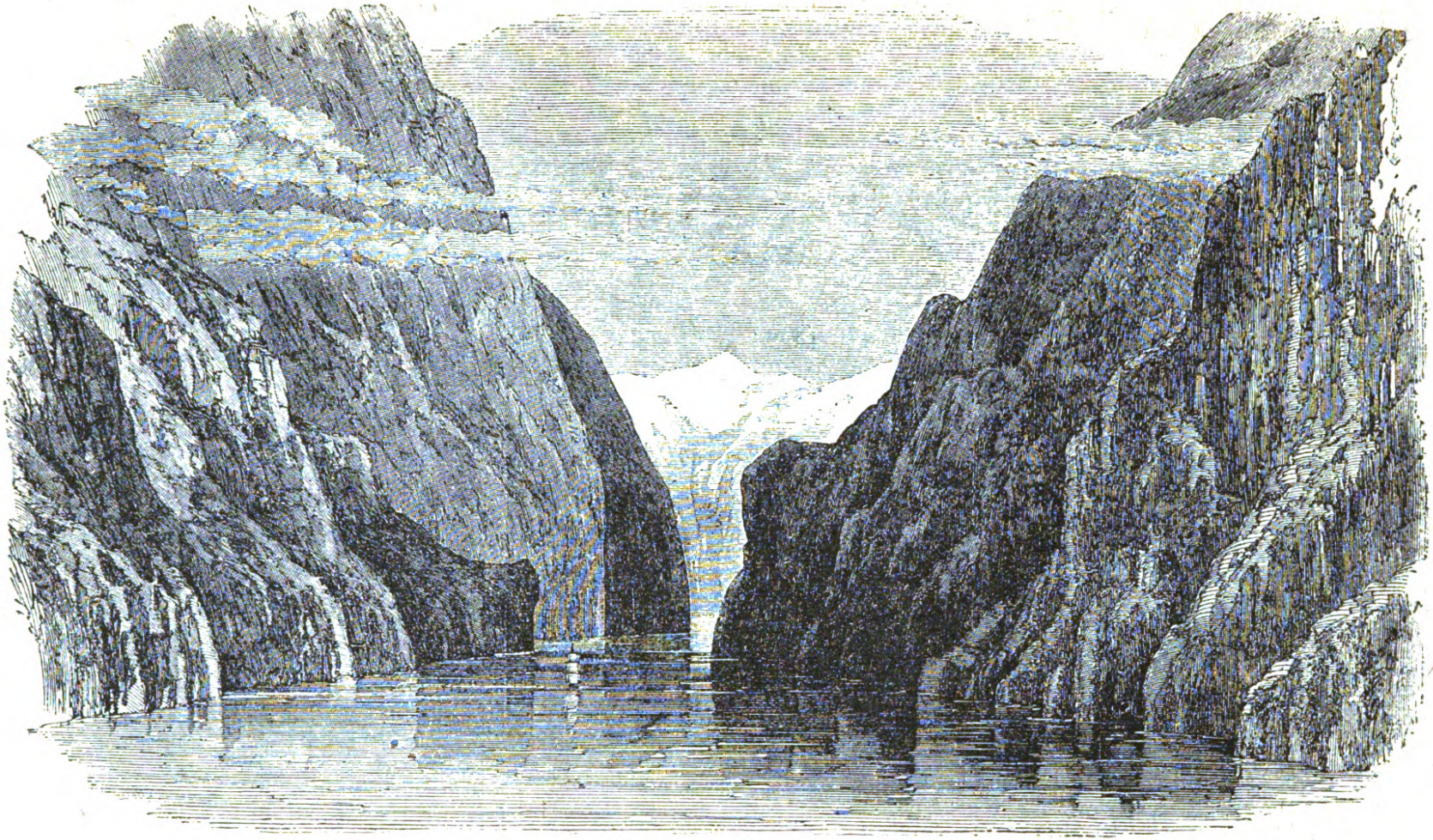
Die Norfolkinsel und Lord Howes Insel gehören zwar politisch zu Neusüdwales, aber geographisch, namentlich zoogeographisch müssen wir sie zu Neuseeland rechnen. Das Vorkommen solcher Vögel wie Nestor productus, Cyanoramphus rayneri, Notornis alba, ganz eigentümliche neuseeländische Gestalten, beweist den alten Zusammenhang. Die Norfolk-Insel, welche der schönen Araucaria excelsa den Namen gegeben hat, mißt 44 qkm und wurde 1877 von 481 Pitcairninsulanern bewohnt, welche 1856 in die aufgegebene Sträflingskolonie einzogen. Lord Howes Insel, hoch und vulkanisch, wird von einigen Walfängern bewohnt oder solchen, welche diesen Leuten Schweine, Ziegen, Geflügel und Gemüse liefern.

Die Lage Neuseelands, seine Weltstellung, ist eine außerordentlich vorteilhafte. Gerade in der Mitte der oceanischen Erdhälfte gelegen, vermag es einen beherrschenden Einfluß auf dieselbe auszuüben. Mit dem atlantischen Ocean steht es in gleich naher Verbindung auf dem Wege um Afrika, wie auf dem um Amerika. Eine gerade Linie führt von London über die Landenge von Panama nach Auckland. Nahe genug an Australien, um an den Vorteilen, welche die Verbindung mit diesem Kontinent gewährt, teil nehmen zu können, liegt es doch wieder so fern davon, daß es eine bestimmte Selbständigkeit zu bewahren vermag. So ist es ganz dazu angethan, der Schauplatz eines seinen Umkreis beherrschenden Seestaates zu werden.

2. Bodengestalt, Bewässerung und Klima.

Die äußeren Umrisse der beiden großen Inseln sind außerordentlich verschieden. Die Nordinsel hat an ihrer Ostküste eine Reihe von Baien und Golfen: die Inselbai, den Haurakigolf, die Plenty-, Poverty- und Hawke-Bai, an der Südküste die Pallisserbai und Port Nicholson. Und dementsprechend an dem südlichen Ufer der Cookstraße, welche die beiden Inseln trennt, eine Anzahl bedeutender Einschnitte. Im Nordosten die Cloudy-Bai, daran westlich anschließend eine Reihe tiefer Sunde, ferner die Tasman-

Fig. 29.



Der Milford-Sund.

und die Massacre (Golden)-Bai. Die Ostküste der Südinsel verläuft ziemlich einförmig mit Ausnahme der vorspringenden Bankshalbinsel, durch welche nördlich die Pegasus-Bai, südlich die Canterbury-Bucht gebildet wird. Die Südküste hat keine bedeutenderen Einkerbungen. Reicher gegliedert ist das durch die Foveauxstraße getrennte Rakiura, in dessen Ost- und Südseite von Paterson Inlet und Port Pegasus zerschnitten wird. Die Westküsten beider Inseln sind aber auffallend hafenarm. Zwar dringen auf der Nordinsel die Hokianga-Bai, Kaipara-, Manukau- und Kawhia-Harbor tief in das Land hinein, aber diese Meereseinschnitte bilden doch stets mehr oder weniger seichte Becken, deren schmale Zugänge vom Meere aus fast immer durch Sandbarren gesperrt sind. Die Südinsel ist auf ihrer Westseite aber völlig hafenlos und verläuft einförmig bis zum südwestlichsten Ende, wo schmale Fjorde wie der Milford Sund, das hier steil aufstrebende Land in eine Anzahl von Felseninseln und scharfen Zungen zerschneiden.

Den Hauptcharakterzug Neuseelands bildet eine große longitudinale Gebirgskette, welche, durch die Cookstraße gebrochen, die beiden Hauptinseln in der Richtung von Südwest nach Nordost durchstreicht. Die Berge der Stewartinsel sind eine Fortsetzung dieses Systems, das, von Südwest nach Nordost gerichtet, eine ausgezeichnete Hebungslinie im Stillen Ocean bildet, so daß die mittlere Richtung der nordwestlich streichenden, polynesischen Inseln durch sie unter einem rechten Winkel geschnitten wird.

Die geologische Zusammensetzung der beiden Inseln zeigt wesentliche Verschiedenheiten. Auf der Südinsel herrschen kristallinische, geschichtete und ältere wie jüngere sedimentäre Gesteine vor. Vulkanische treten hier nur ganz vereinzelt auf, so namentlich auf der Bankshalbinsel und an einigen anderen Stellen. Die Nordinsel ist aber zum sehr großen Teil vulkanisch und zwar vornehmlich in dem östlich von der Kaimanawakette belegenen Gebiete, obschon sich auch an dem östlichen Ufer der Plentybai

eine vulkaniſche Region befindet. Den großen Oſtteil nehmen faſt ausſchließlich neuere ſedimentäre Formationen ein; nur ein ſchmaler Streifen älteren ſedimentären Geſteins zieht ſich von Wellington mitten hindurch bis zum Norden.

Der vulkaniſchen Formation gehört nahezu ein Drittel der Nordinſel. Rings um Auckland in einer Entfernung von 20 Kilometer lagern ſich mehr als 60 Kegel von 100 bis 300 Meter Höhe, unter ihnen hervorragend über allen der Inſelberg Rangitoto, das Wahrzeichen von Auckland. Das Feuer in allen dieſen iſt längſt erloſchen; ſelbſt die Form der alten ausgebrannten Krater iſt oftmals kaum noch erkennbar. Im fernſten Südweſten ſteigt in einſamer Größe der ſchneebedeckte Gipfel des Taranaki (Mount Egmont) zu 2521 Meter Höhe auf, in der Plentybai ragt aus dem Ocean das kleine felſige White Island empor, aus deſſen höchſtem Gipfel, Mount Waikari, noch immer die unterirdiſche Glut emporlodert und wo an den Ufern des ſtillen Kraterſees, Lake Hope, heiße Quellen in ganzen Gruppen emporſprudeln.

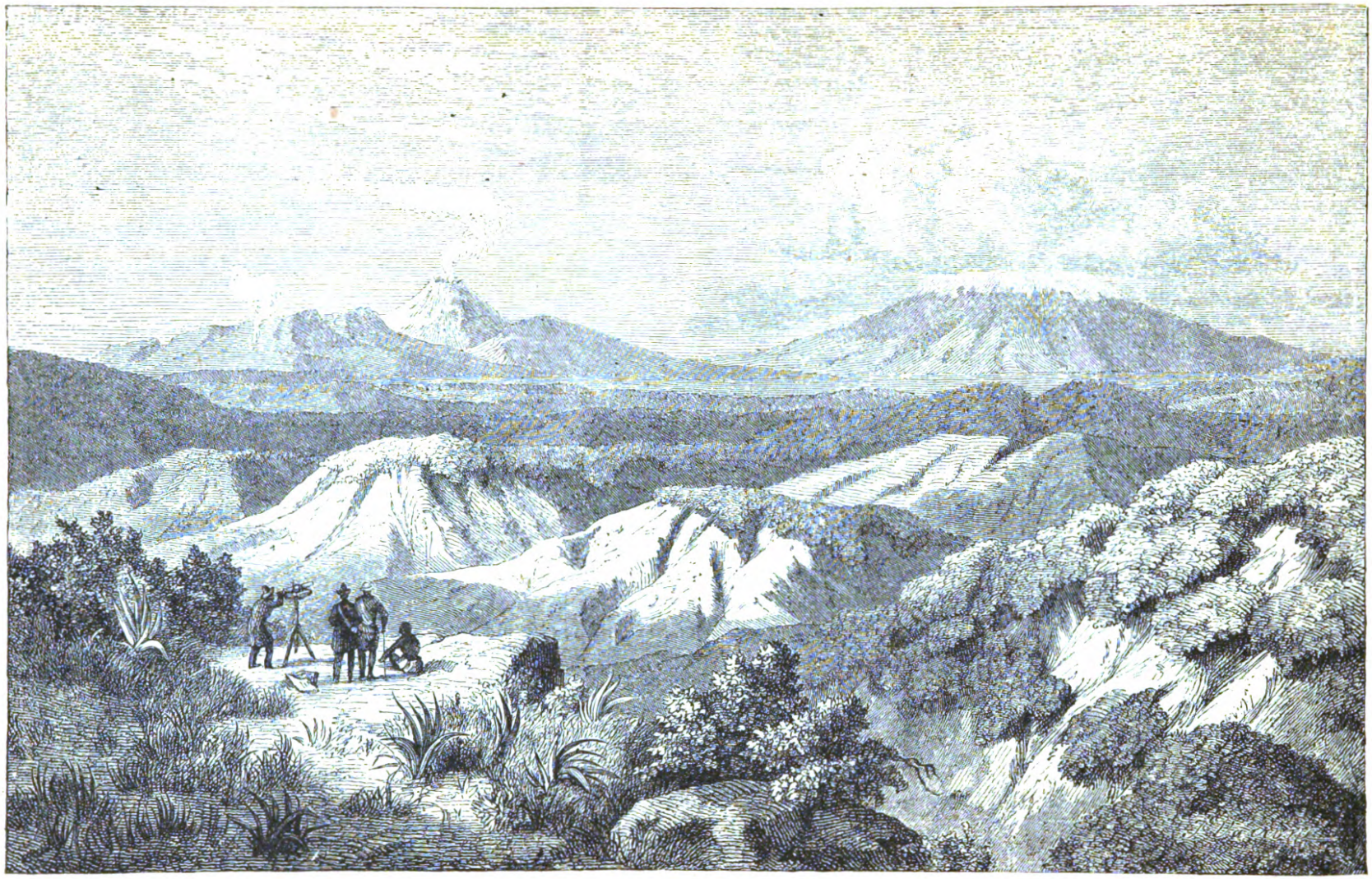
Aber das eigentliche vulkaniſche Gebiet liegt im Inneren. Hier zieht ſich nördlich an dem längſt erloſchenen, faſt immer von Wolken umlagerten Rieſenkegel des Ruapahu und der Gruppe gewaltiger, zum Teil noch thätiger Kegelberge, welche man als Tongariro bezeichnet, bis gegen die nördlichen Meeresufer hin der viel beſuchte, merkwürdige Lake-Diſtrikt, ausgezeichnet durch Solfataren, Schlammvulkane und durch ein großartiges Auftreten heißer Geyſir und Quellen.

Den 2803 Meter hohen Gipfel des Ruapahu bedeckt ewiger Schnee; der höchſte Kegel des Tongariro, der Ngauruhoe, erreicht aber die ewige Schneegrenze nicht, im Winter jedoch lagern an ſeinen niedrigeren Kuppen große Maſſen von Schnee, den der von innen erwärmte Aſchenkegel nicht duldet. An der öſtlichen Flanke des Ruapahu entſpringt Neuſeelands bedeutendſter Strom, der Waikato, links kommt ihm aus dem ſchönen See Rotoaira der Poutu, dann ergießt er ſich in den Taupoſee, welchen er ſeiner ganzen Länge nach durchfließt.

Der Taupoſee iſt 40 Kilometer lang und an ſeiner breiteſten Stelle 30 Kilometer breit, er füllt alſo ein beträchtliches Areal, man könnte ihn ein Binnenmeer nennen. Er iſt von großer, bisher noch nicht feſtgeſtellter Tiefe und offenbar durch einen Einſturz unterirdiſcher, mit dem Vulkanismus der ganzen Gegend in Zuſammenhang ſtehender Höhlen entſtanden. Das ganze weſtliche Ufer iſt von ſenkrechten Felswänden gebildet; eine Landung iſt hier nur möglich, wo Bäche oder kleine Flüſſe in den See fallen. Den breiten Sandſtrand des öſtlichen Ufers begrenzen weithin ſchimmernde Bimsſteinklippen, von denen das Land in mehreren bewaldeten Terraſſen zu den nackten Felspyramiden des Kaimanawagebirges emporſteigt, die mit ihrem ſchroffen Alpencharakter in maleriſchem Gegenſatz ſtehen zu den regelmäßigen Kegelformen der vulkaniſchen Bildungen an der Südſeite des Sees. Aus der Mitte des tiefblauen Waſſerſpiegels hebt ſich die kleine Inſel Motutaïko, in deren Nähe gefährliche Wirbel die Schiffer mit dem Untergang bedrohen. Der Sage nach hauſen dort Waſſergeiſter, die Taniwhas. Schon iſt die Zeit, die Hochſtetter vorherſah, gekommen; ein Fahrzeug, wenn auch nur ein baufälliges und mit einer auffallend kleinen Dampfmaſchine ausgeſtattetes, befährt den See wöchentlich von Tapuaeharuru am Ausfluß des Waikato nach Tokano, einem Maoridorf an der gegenüberliegenden Seite. Sonſt iſt die Fläche öde und unbelebt, wie die monotonen mit Farngeſtrüpp und Manukagebüſch bedeckten Ufer.

Und nun betreten wir jene hochintereſſante Seegegend, den Lakediſtrikt, den wir uns mit Hochſtetter von zwei parallelen Linien begrenzt denken können, welche, das öſtliche und weſtliche Ufer des Taupoſees berührend, in nordöſtlicher Richtung bis an die Plentybai reichen. Rechts zieht ſich mit ſanfter Abdachung die Kaingaroa, eine faſt baumloſe Bimsſteinfläche, links das mit dichten Wäldern beſetzte vulkaniſche Hochplateau Patetere. An mehr als tauſend Punkten entſtrömen der Erde heiße Dämpfe und rufen alle jene verſchiedenen Erſcheinungen hervor, welche ſo lebhaft an Island erinnern. Puia nennt der Maori die

Fig. 30.



Tongariro und Ruapahu vom Berge Ngahriha aus gegen Süden gesehen.

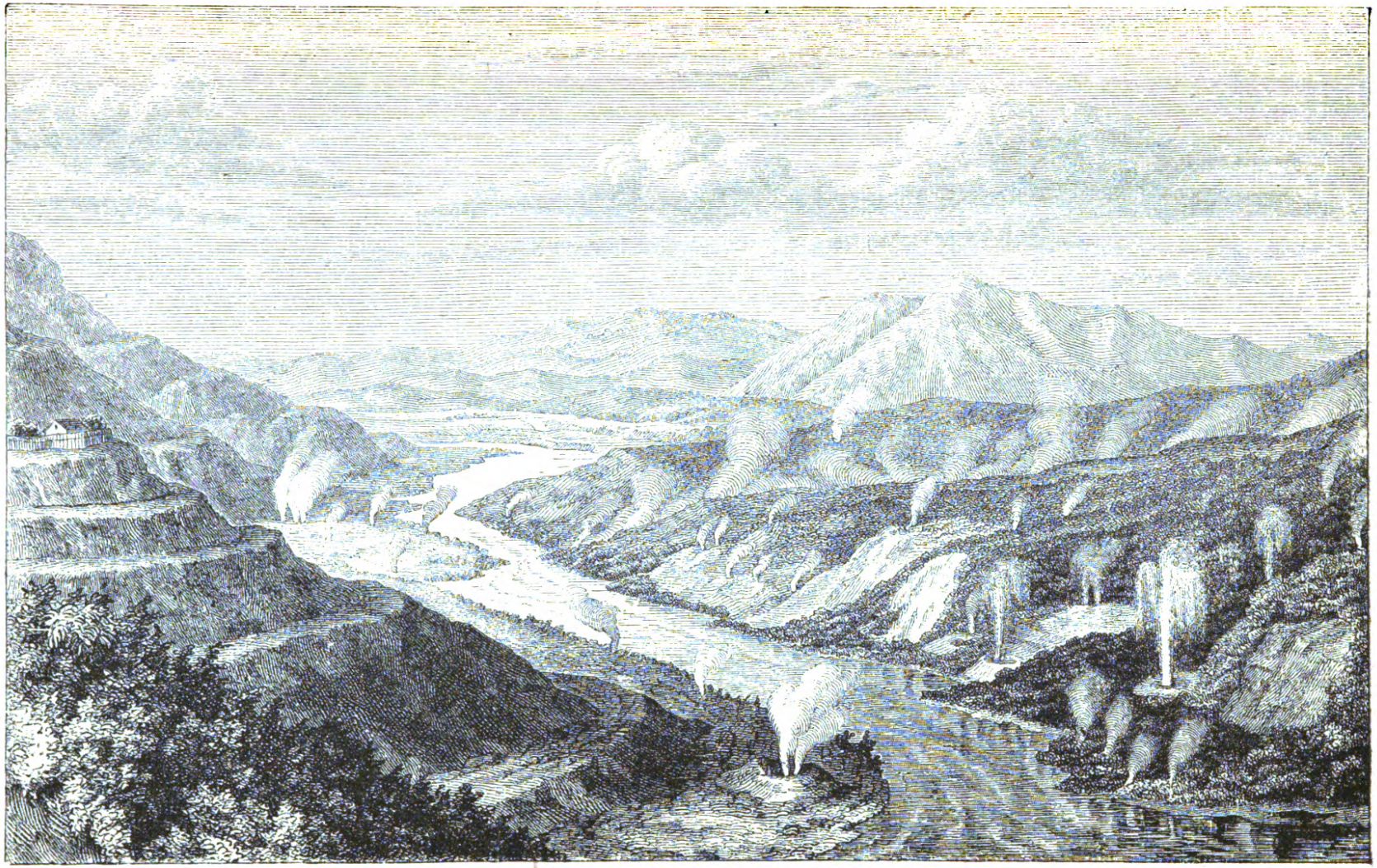
intermittierenden, geyſirähnlichen Sprudel, Ngawha die nicht intermittierenden, mit heißen Quellen durchzogenen Solfataren, Waiariki heißen alle natürlichen Bäder.

Wie am Südende des Taupo ſo dringen auch an ſeinem Nordende Gruppen heißer Quellen zu Tage und begleiten den Waikato von ſeinem Ausfluß, bis er aus der Kaiwhitiwhitiebene in ein bergiges Hochland tritt. Wo der Fluß reißenden Laufes, Stromſchnelle hinter Stromſchnelle bildend, ſich durch ein eingeriſſenes Thal ſtürzt, ſteigen an den Ufern Dampfwolken auf von heißen Kaskaden, die in den Fluß fallen, und von Keſſeln voll ſiedenden Waſſers, die von weißer Steinmaſſe umſchloſſen ſind. „Dort ſteigt eine dampfende Fontäne in die Höhe und ſinkt wieder nieder, jetzt erhebt ſich auf einer andern Stelle eine zweite Fontäne, auch dieſe hört auf, da fangen aber zu gleicher Zeit an zu ſpringen eine ganz unten am Flußufer, die andere gegenüber auf einer anderen Stelle, und ſo dauert das Spiel wechſelnd fort, als ob mit einem kunſtvoll und großartig angelegten Waſſerwerke Verſuche gemacht würden, ob die Springbrunnen auch alle gehen, die Waſſerfälle auch Waſſer genug haben.“

Eine ganze Gruppe von Seeen, augenſcheinlich Senkungen des durchaus vulkaniſchen Gebietes, liegt auf halbem Wege zwiſchen dem Tauposee und der Plentybai. Der bedeutendſte und maleriſchſte der Gruppe iſt der von vielfach geſtalteten Ufern eingefaßte Tarawera-See, überragt von dem felsgekrönten gleichnamigen Berge. Aus dem nächſtgrößten, dem faſt kreisrunden Rotorua, erhebt ſich ſteil ein erloſchener Vulkankegel.

Aber der merkwürdigſte Teil des ganzen Seeendiſtrikts iſt die Umgebung des Rotomahana, im Süden des Tarawera, welche uns Hochſtetter, Trollope und Buchner in ſo warmen Farben ſchildern. Dieſes kleine, vielgebuchtete Waſſerbecken, deſſen trübe Fläche und ſtruppige, dampfende Ufer jeglichen Reizes entbehren, iſt in ein enges Thal gebettet, deſſen Böſchungen allenthalben von kochenden Quellen und Schlammvulkanen durchwühlt

Fig. 31.



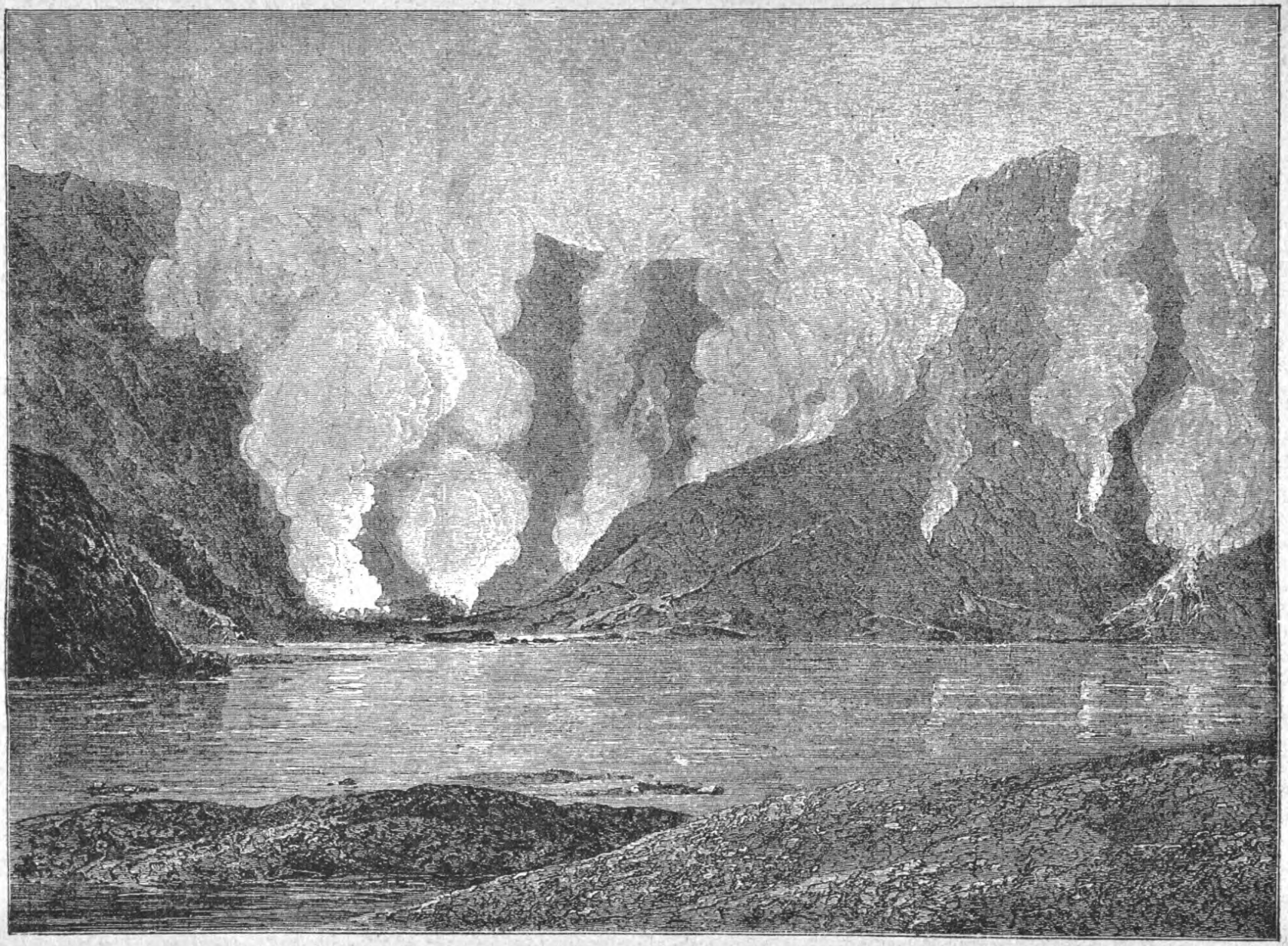
Die heißen Quellen von Orakeikorako.

ſind. Mitten unter ihnen hat die Natur zwei ſo ätheriſche, märchenhafte Gebilde aufgebaut, wie vielleicht kein drittes mehr auf der Erde zu finden iſt. Einander ſchräg gegenüberliegend, ungefähr nordöſtlich und ſüdweſtlich vom See fließen zwei breite, erſtarrte Ströme einer unendlich zart- und weichgefärbten Subſtanz von oben herab, die zwei Kieſelſinterterraſſen Tetarata und Otukapuarangi. Der Form nach gleichen ſie gefrorenen Kaskaden, die in einer Höhe von 25 Meter an farnbewachſenem Hügelabhang aus kraterförmigem, nach der Seeſeite geöffnetem Keſſel hervorquellen und in ſanften Staffeln ſich in den See ergießen. In jede dieſer vielen regellos gehäuften Staffeln ſind Schalen gehöhlt, welche Waſſer von allen Temperaturen enthalten, je höher und näher dem Keſſel oben, deſto wärmer, je niedriger, deſto kühler. Wülſte von ornamentalen Stalaktiten umfaßen die alabaſtergleichen Schalen, deren Innenflächen gepolſtert ſind mit zarten Sinterkryſtallen, nachgiebig dem geringſten Druck der Haut, ein Stoff würdig des raffinierteſten Sybariten.

Das wunderbarſte jedoch an den beiden Terraſſen ſind die Farben. Tetarata, „tattuierter Fels“, iſt glänzend weiß und mit ſchwärzlichen Dendritenzeichnungen geſchmückt, Otukapuarangi, „wolkige Atmoſphäre“, aber von einem wollüſtigen Roſenrot angehaucht. Das Waſſer, vollkommen klar und durchſichtig, erſcheint wunderſchön blau, türkisblau oder wie das Blau mancher Edelopale. Halbnackte, von dunklem Manukageſtrüpp ſpärlich bedeckte, in verſchiedenen Farben, rot, weiß und gelb ſpielende Felswände bilden den Hintergrund.

Von ihrem Kulminationspunkt, dem vulkaniſchen Syſtem des Ruapahu und Tongariro und der Kette rauher Bergrücken: den Tararuabergen, der Ruahine- und Kaimanawakette fallen größere und kleinere Gewäſſer nach allen Richtungen in das umgebende Meer. Die bedeutendſten und für den Verkehr wichtigſten ſind der Waikato und der Wanganui. Der Waikato entſpringt an den öſtlichen Abhängen des Ruapahu, durchfließt den

Fig. 32.



Die heißen Quellen des Lake Hope auf White Island.

Taupoſee ſeiner ganzen Länge nach und fällt nach 270 Kilometer langem Laufe ſüdlich am Manukauhafen in den Ocean. Sein bedeutendſter Nebenfluß iſt links der an dem Vulkankegel Rangitoto entſpringende Waipa, das ſtille Waſſer, wie der Fluß im Gegenſatz zu dem Hauptſtrom, dem ſtrömenden Gewäſſer, genannt wird. An der Stelle, wo die dunklen braunen Waſſer des Waipa ſich mit den lichtgrünen und klaren des Waikato miſchen, entſtand das jetzt ſchnell aufblühende Rangawhia, die ehemalige Hauptſtadt der vereinigten Maoriſtämme und die Grabſtätte des erſten ihrer Könige Potatau. Beide Flüſſe ſind weit hinauf befahrbar, der Waikato in ſeinem unteren Laufe durch Dampfer, die Mündung iſt aber durch eine Sandbarre verſtopft. Die Flußthäler gehören, namentlich im Waipa, zu den ergiebigſten Teilen der Nordinſel. Der 190 Kilometer lange Wanganui nimmt ſeinen Urſprung gleichfalls am Ruapahu und führt ſeine Waſſer der Cookſtraße unterhalb der nach ihm benannten Stadt zu. Seine Brauchbarkeit als Verkehrsſtraße bleibt ſeiner geringen Tiefe wegen eine beſchränkte. Weit beſſer für den Verkehr geeignet iſt der in den Firth of Thames, eine Abzweigung des Haurakigolfs, mündende Waiho, auch Thames genannt, welcher von ſeiner Mündung bei Grahamstown weit hinauf bis zum Einfluß des Pako für Dampfer befahrbar iſt. Der um Wellington mündende Hutt iſt gleichfalls eine anſehnliche Strecke aufwärts ſchiffbar. Alle Flußmündungen der Nord- wie der Südinſel bedürfen indes bedeutender Nachhilfen und Bauten, um dauernd für die Schiffahrt zugänglich und ſicher zu ſein.

Der landſchaftliche Charakter der Südinſel unterſcheidet ſich ſehr weſentlich von dem der Nordinſel. Trollope vergleicht die Scenerie, die Farbe und das Ausſehen der Gewäſſer im allgemeinen mit denen von Island und dem ſchottiſchen Hochland. „Könnte ein langeſchlafender Brite inmitten der Berge von Otago niedergeſetzt werden und man ſagte ihm beim Erwachen, er ſei in Galway oder im weſtlichen Schottland, ſo möchte er ſich leicht täuſchen laſſen, ſelbſt wenn er dieſe Landſtriche genau kennte, dabei

Fig. 33.



Am Waikato.

erhebt ſich aber hier, in der Mitte der Inſel, eine Hochgebirgskette, die an Höhe ihrer einzelnen Gipfel, an Größe und Ausdehnung ihrer ewigen Schnee- und Eisfelder mit den höchſten Centralſtöcken der penniniſchen und rhätiſchen Alpen wetteifert. Über alle ragt der erſt 1882 von dem unternehmenden engliſchen Geiſtlichen Green mit zwei tiroler Führern erſtiegene Mount Cook, der Ahoarangi oder Wolkenbrecher der Maori. Von dieſem höchſten Berge Neuſeelands, 4024 Meter, deſſen Form recht lebhaft an

Fig 34.



Mount Arrowſmith mit dem Aſhburtongletſcher.

das Matterhorn erinnert, ziehen 5 große Thalgletſcher tief herab in die Thäler. Unter ihnen, wie unter allen den zahlreichen Hochgletſchern, welche rieſigen Eiszapfen vergleichbar von den Firnfeldern herabhängen, wie unter den vielen Thalgletſchern, aus deren ſchimmernden Eispforten brauſende Bäche ſtürzen, iſt der 16 Kilometer lange, bis 50 Meter hohe Tasmangletſcher der erſte. Die meiſten dieſer Gletſcher ſind auf große Strecken mit ungeheuren Geſteinstrümmern überdeckt.

Neben der Riesenmasse des Mount Cook erhebt sich eine Reihe anderer eisgekrönter Gipfel zu bedeutenden Höhen: der Arrowsmith (3050), Tyndall (3350), Forbes (2896), Tasman (3755), der Seftonpik (3560), Aspiring (3033), am südlichsten Humboldt (2438) und Earnslaw (2804 Meter), welche eine ausgedehnte, mit Gletschern bedeckte Gebirgsmasse krönen.

In seinem mittleren höchsten Teile führt das Gebirge den Namen „Südliche Alpen", eine gewiß nicht unpassende Bezeichnung. Merkwürdigerweise ist gerade hier das Gebirge am schmalsten, nur 80 Kilometer. Zahlreiche Pässe führen von der einen Seite des Hochgebirges zur anderen, darunter der Haastpaß im südlichen Teil, in einer Einsenkung, die sich nur 523 Meter über den Meeresspiegel erhebt.

Aus den Eisthoren der Gletscher entspringen an der Westseite viele kleine Flüsse, die nach kurzem Laufe ins Meer fallen, an der Ostseite aber wilde Gebirgsströme, welche eine Anzahl, nach Süden immer größere Dimensionen annehmender Seen bilden, die durch alte Gletschermoränen aufgestaut zu sein scheinen. Manche dieser Seen, wie der Tekapo, sind wahre Prachtstücke landschaftlicher Schönheit. Dampfer befahren jetzt die großen Seen, wie den langgestreckten Wakatipu, und vermitteln den Verkehr zwischen den rasch an den fruchtbaren Ufern aufblühenden Ortschaften. Der Wakatipu ist 80 Kilometer lang, der breitere Wanaku 56 und der vielverzweigte Te Anau 64 Kilometer. Wie die Schweizerseen, so werden auch diese Seen mit der Zeit aufgefüllt werden durch das Geröll, welches ihnen reißende Gletscherbäche beständig zuführen, und doch befindet sich der Boden mancher dieser hoch über dem Meeresspiegel gelegenen Wasserbecken tief unter demselben. Wie der englische Geologe Ramsay vermutet, sind diese Seen durch die Erosion der früher weit tiefer hinabreichenden Gletscher entstanden, ebenso wie die Fjorde an der Südostküste, deren innere Wasser weit tiefer sind als ihre schmale Verbindung mit der See.

Auch von der Westseite des Gebirgskammes ziehen zahl-

reiche Gletſcher den ſteilen Abhang hinab; einer von dieſen wälzt ſich von den Flanken des Mount Cook, eingefaßt von prächtigen Metroſideros, Baumfarnen und Fuchſien, und endet erſt in einer Höhe von 230 Meter über dem Meeresſpiegel. Und dies in einer Breite, welche der von Marſeille oder Livorno entſpricht.

Die Flüſſe der Südinſel ſind für den Verkehr von faſt gar keiner Bedeutung. Sie haben alle das gemein, daß ſie, von ihrem Urſprung bis zur Mündung in breiten Kiesbetten vielfach zu ſchmalen Armen geteilt, im tief eingeriſſenen Flußbett dahinſtrömen, mit reißendem Lauf, aber ohne eigentliche Stromſchnellen oder Waſſerfälle zu bilden. Die anſehnlichſten ſind der Waitaki, der Abfluß der Seen Tekapo, Pukaki und Ohau, der Molyneux oder Clutha, welcher ſeine Waſſer von dem Wanaka- und dem Hawea-See empfängt, der Mataura aus Lake Wakatipu und der Waiu, welcher die buchtenreichen Seen Te Anau und Manipori durchſtrömt. An der Weſtküſte fließt der Hollyford durch den Mac Kerrow-See in die Martinsbai; der Grey und der Buller bilden an ihren Mündungen mittelmäßige Häfen.

Das Klima Neuſeelands iſt ſeiner inſularen Lage gemäß durchweg ein ſehr gleichmäßiges und feuchtes. Im Norden iſt es noch ein ſubtropiſches, erſt im Süden geht es in ein gemäßigtes über. Die Mitteltemperatur iſt in Auckland 19,4, in Dunedin 15,6 C. Die oceaniſche Lage aber bringt es mit ſich, daß das Land ſtatt eines Winters größtenteils eine Regenzeit hat. In Auckland iſt die Sommertemperatur 20,1, die Wintertemperatur 11,7 C., in Dunedin iſt die erſtere 14,2, die zweite 9 C. Der Regenfall und die Verteilung über das Jahr iſt ziemlich dieſelbe (177—178 Tage). Die Weſtküſten ſind aber ſehr viel feuchter, da die Nordweſtwinde es ſind, welche Regen bringen, die Südoſtwinde aber heiteres Wetter. Dieſe beiden Winde ſind aber weitaus die vorherrſchenden. Trotz der häufigen Winde und Temperaturwechſel iſt das Klima doch in hohem Grade geſund und europäiſchen Naturen ſehr zuſagend.

Pflanzen- und Tierleben.

Neuſeeland erſcheint nach den bahnbrechenden Unterſuchungen Hookers, ſowie Dieffenbachs, Hochſtetters, Haaſts u. a. als eine höchſt eigentümliche Provinz der ſüdlichen Hemiſphäre, aber als eine ſolche, die eine Verwandtſchaft ſowohl mit Auſtralien als mit Südamerika, Europa und dem antarktiſchen Gebiet zeigt. Am entſchiedenſten iſt die Verwandtſchaft mit Auſtralien. Indes findet ſich von den großen dort vorherrſchenden Baumgattungen, den Akazien und Eukalypten, in Neuſeeland keine Spur, obwohl dieſe auſtraliſchen Pflanzen, hierher verſetzt, ſehr üppig gedeihen. Die Arten, welche Neuſeeland zuſammen mit Amerika beſitzt, finden ſich zumeiſt auch in Auſtralien und Europa, und die, welche ihm mit Europa gemein ſind, erſcheinen faſt ſämtlich als Kosmopoliten. Auch von den antarktiſchen Arten finden ſich viele in Europa ſowie in Tasmanien. So iſt die neuſeeländiſche Flora durchaus nicht ſo ſtreng endemiſch, als man erwarten dürfte. Man könnte daraus auf einen früheren Zuſammenhang mit anderen größeren Ländergebieten folgern; hat ein ſolcher aber wirklich ſtattgefunden, ſo muß derſelbe ſchon vor ſehr langer Zeit aufgehört haben. Und in dieſem langen, von großen geologiſchen und klimatiſchen Revolutionen erfüllten Zeitraum haben urſprünglich identiſche Arten allmählich eine Abänderung erfahren, wie wir ſie jetzt finden.

Die neuſeeländiſche Flora zeigt aber eine auffallende Armut, denn die Inſeln enthalten nicht mehr als ein Viertel von den in einem gleich großen Gebiete Südeuropas einheimiſchen Arten. So iſt die Zahl der Farne (115 Arten), die doch in ſo ungeheuren Maſſen auftreten, kaum ſo groß wie auf den Sandwichinſeln.

Dieſe Farne bedecken, wo nicht Sumpf an die Stelle tritt, faſt alles offene Land. Es iſt dies die unſerem Adlerfarn ähnliche (Pteris esculenta), früher die Hauptnahrung der Eingeborenen. Im Walde begegnen wir 10—13 Meter hohen Farnbäumen mit ſchuppenartig gezeichneten Stämmen und zierlichen Kronen (Dick-

sonia und Cyathea), dem seltsam geformten Nierenfarn (Trichomanes reniforme), Farnkräutern in den Zweigen der Bäume, Farnkräu-

Fig. 35.



Eine Urwaldpartie in Neuseeland.

tern am Boden, kurz Farnkräuter in jeder Art und Zahl. Diese Farne bilden mit dem Unterholz aus Gebüschen und Sträuchern der mannigfachsten Art, zahllosen Schmarotzergewächsen und

Schlingpflanzen, welche sich lianenartig an den hohen Stämmen emporschlingen, undurchdringliche, an die üppigsten Tropenwaldungen erinnernde Dickichte, durch welche sich der Wanderer mit größter Mühe hindurcharbeitet.

Aber trotz dieser Mannigfaltigkeit hat der neuseeländische Wald doch einen sehr einförmigen Charakter. Nirgends fast begegnet man bunten Blüten und Blumen; die Belaubung der Bäume entspricht meist den Oliven- und Lorbeerformen, während die Sträucher an Myrten und Oleander erinnern. In den dichteren Waldungen ist es still und tot, alles Tierleben scheint erstorben, weder bunte Schmetterlinge noch Vögel erfreuen das Auge und bringen Abwechselung in die einförmige Öde.

Tritt man aus dem gewaltigen Urwald, so meint man vor sich ausgedehnte Wiesen oder Grasheiden zu sehen, aber ein Nähertreten zeigt uns statt eines grünen Teppichs mit buntem Blumenflor nur einförmiges Farnkraut und Buschwerk, und leider ist das Grün dieser Heiden kein frisches saftiges Grün, wie wir es unter solchem Himmel erhoffen dürften, vielmehr ein schmutziges Braungrün, nur hier und dort von unscheinbaren weißen Blüten unterbrochen. Wo auf den Bimsteinflächen der Nordinsel und den Alpenthälern der Südinsel eine magere Grasvegetation die Stelle des Buschwerks und der Farne einnimmt, da sind es oft mit stachligen Spitzen bewehrte Arten, die manche Striche fast völlig unwegsam machen.

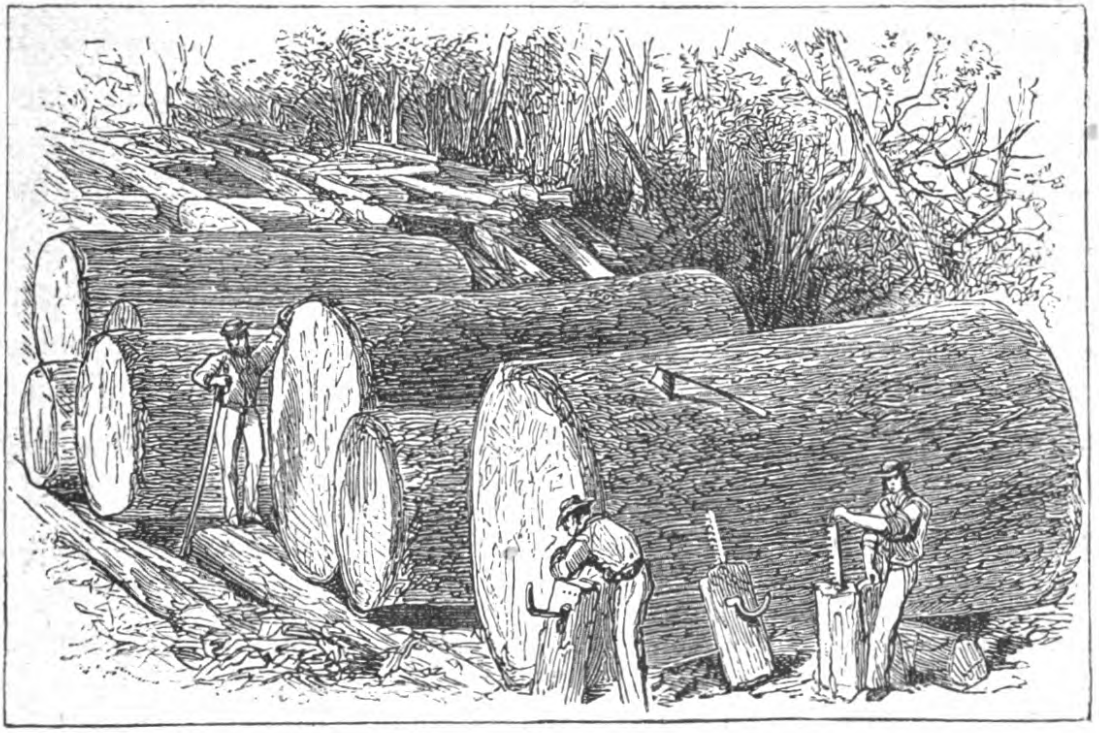
Die immergrünen Wälder übertreffen sowohl in ihren, in zertreuten Gruppen auftretenden Nadelhölzern, als in den Laubhölzern den Tropenwald an Höhe des Baumwuchses. Man kennt mehr als hundert Holzgewächse, welche über sechs Meter hinausgehen, und darunter mehr als 40 Nutzhölzer. Dennoch wird die Üppigkeit und Fülle der Tropen nicht erreicht. Wir haben hier aber, die Bambusen ausgenommen, die meisten Vegetationsformen tropischer Gebirge. Die Palmen sind freilich nur durch eine Art von geringer Größe, die Areca sapida, vertreten.

Der vornehmſte Baum Neuſeelands iſt die Kaurifichte (Dammara australis). „Mit Recht“, ſagt Hochſtetter, „nennt man die Kaurifichte die Königin des Neuſeeland-Waldes. Was die Edeltanne für die Wälder unſerer deutſchen Mittelgebirge iſt, und was in jenen mächtigen Waldungen Vorderaſiens, die einſt das Zimmerholz zu den phöniziſchen Schiffen und das Bauholz zum ſalomoniſchen Tempel lieferten, die berühmte Ceder des Libanon war, oder was heutzutage in den Urwäldern Kaliforniens der Rieſe unter den Baumrieſen, der Mammutbaum (Sequoia Wellingtonia) iſt, das iſt für den Urwald der nördlichen wärmeren Gegenden Neuſeelands die Kaurifichte.“ Leider findet ſich dieſer edle Baum nur auf der langgeſtreckten nordweſtlichen Halbinſel der Nordinſel zwiſchen $34^1/_2{}^0$ bis $37^1/_2{}^0$ ſ. Br. und zwiſchen 173^0 bis 176^0 öſtl. L. von Greenwich. Denn nur wo die beiden für ſein Wachstum notwendigen Bedingungen: feuchte Seeluft und trockener Thonboden vorhanden ſind, ſcheint der Baum zu gedeihen. Früher waren die Kauriwälder von ſehr beträchtlicher Ausdehnung, aber ſinnloſe Verwüſtung hat ſie ſehr gelichtet. Die Bäume wachſen immer geſellig; läßt der Farmer zum Schmuck der Landſchaft oder des Gehöfts hier und dort einen ſchönen Stamm ſtehen, ſo ſiecht der Sohn des ſchattigen feuchten Urwaldes dahin. Eine Gruppe ſolcher Kaurifichten gewährt aber einen herrlichen Anblick, Säule reiht ſich an Säule, von gleicher Dicke bis zu den erſten Zweigen und von gleicher Höhe, wie die Träger der Hallen eines Doms. Von den 3—7 Meter ſtarken und 25—30 Meter hohen Stämmen gehen mächtige Äſte aus wie bei unſeren deutſchen Eichen und bilden gewaltige dunkelgrüne Kronen. Manche dieſer Baumrieſen erreichen eine Höhe von 40—50 Meter. Das Holz, welches am meiſten dem unſerer Edeltanne gleicht, wird zu den verſchiedenſten Zwecken verwandt: Zu Maſten und Grubenſtützen, zu Schindeln, Eiſenbahnſchwellen und Möbeln. Es iſt ausnehmend dauerhaft; Stämme, die 50 Jahre in der Erde geweſen waren, hatten durchaus nicht gelitten.

Daher beſteht bei weitem der größte Teil des neuſeeländiſchen

Holzexports (1881: 1303380 Mark) in Kauriholz. Doch beſitzen die Inſeln noch eine Fülle nutzbarer Hölzer. Wie die Kauri-fichte im Norden, ſo tritt nur noch die Kahikateafichte (Podocarpus dacryoides) an ſumpfigen Flußufern und der Tawai (Fagus fusca) auf der Südinſel in großen geſelligen Gruppen auf. Sonſt er-ſcheint der neuſeeländiſche Wald ganz und gar gemiſcht. Die hervorragendſten Individuen ſind die großen ſchönen Waldbäume

Fig. 36.



Die Methode für das Rollen der Baumſtämme.

Totara (Podocarpus totara), aus welchem die größten Kanus und die Palliſaden der Pahs gemacht wurden, und der Matai (Podocarpus spicata), die man beide in jedem Walde antrifft. Zu den ſtattlichſten Repräſentanten des Hochwaldes gehören ferner Miro (Podocarpus ferruginea), der Rimu (Dacrydium cupres-sinum) mit ſchöner pyramidaler Form und hängenden Zweigen, Monoao (Dacrydium colensoi), das härteſte Holz Neuſeelands, Rata (Metrosideros lucida), in großen Mengen auf der Süd-

inſel anzutreffen, die beiden ſtattlichen Cedern Kawaka (Libocedrus Doniana) und Pahautea (Libocedrus Bidwillii), Pukatea (Atherosperma Novae Zealandiae) und eine große Anzahl andrer, für die verſchiedenſten Zwecke nutzbarer Bäume.

Weit wertvoller als das Holz der Kaurifichte iſt aber ihr Harz und zwar erſt dann, wenn es eine geraume Anzahl von Jahren im Boden gelegen hat. Man gräbt es in großen Stücken, die dem Bernſtein äußerſt ähnlich ſehen, aus der Erde, namentlich beſchäftigen ſich damit die Maori, welche während der Sommermonate in größeren und kleineren Partieen nach der Nordinſel kommen. Mit einem langen Speer ſtechen ſie in den Boden und fühlen ſogleich, ob ſie Kauriharz getroffen haben oder nicht. Der Export dieſes Artikels hat in den letzten Jahren infolge des ſteigenden Preiſes rapid zugenommen und betrug 1881 nicht weniger als 253 778 Pfd. Sterling.

Weiter liefern die Wälder Neuſeelands in den Rinden ihrer Bäume vortreffliche Färb- und Gerbemittel. Schwarz gewinnt man vom Hinau (Elaeocarpus dentatus), braun und rot vom Towai (Weinmannia racemosa), rot vom Atawhero (Rhabdothamnus solandri). Gerbſtoff von 13 bis 23 Prozent enthalten die Rinden des ſchon genannten Towai, des Whawako (Eugenia maire), des Tutu (Coraria ruscifolia), des Hinau und des Toa toa (Phyllocladus trichomanoides), der ſich durch ſeine peterſilienartigen Blätter auszeichnet.

Weiter gewährt die Pflanzenwelt dem Menſchen einen hohen Nutzen durch eine Anzahl von Faſerſtoffen. Erwähnenswert ſind Houhere (Hoheria populuca) und drei Arten von Cordyline (australis, indivisa und stricta), auch eine Clematisart, allein alle dieſe ſind doch nur von untergeordneter Bedeutung gegen das Phormium tenax. Dieſe Pflanze, welche man verſchieden als neuſeeländiſchen Flachs oder Hanf bezeichnet hat, findet ſich außer auf Neuſeeland nur noch auf der Chatham-Gruppe und der Norfolkinſel. Man kennt drei Varietäten: Tuhara oder Sumpfflachs, Whararikí oder Bergflachs, beide mit grober, gelb-

licher Faſer, und die kultivierte Varietät Tihore, deren feine, ſeidenglänzende Faſer von reinweißer Farbe von alters her von den Maori zu Mänteln, Matten u. a. benutzt worden iſt.

Das Phormium wächſt überall: in Sümpfen, auf den Ebenen, an den Abhängen der Berge bis zu 1800 Meter Höhe, auf trockenem wie auf feuchtem Boden. Auf feuchtem, angeſchwemmtem Boden gedeiht die Pflanze am beſten; dort werden die Blätter 3—4 Meter lang und die Blütenſchäfte 5—6 Meter hoch. Die Blätter dienen den Maori zu den verſchiedenſten Zwecken. „Friſch am Buſche oder abgeſchnitten dient es dem modernen, leſe- und ſchreibfähigen Maori anſtatt Papier; mit einer ſcharfen Muſchel kratzt er ſeine Gedanken ein. Einfach geſchlitzt in breitere oder ſchmälere Streifen und je nach Bedarf länger oder kürzer zuſammengebunden erſetzt es durch die außerordentliche Stärke ſeiner Baſtfaſer Bindfaden, Stricke, Riemzeug und alle Arten von Bändern, Seilen und Tauen; es iſt als Univerſalmittel zum Binden und Schnüren auf Neuſeeland von unſchätzbarem Werte und für die Eingeborenen beim Hütten- und Kahnbau unentbehrlich. Die Frauen flechten aus den grünen Blattſtreifen niedliche Körbe, die beim Mittagsmahl als Teller und Schüſſel dienen; die Männer machen Leinen, Netze und Segel daraus.“ Zu allen dieſen Zwecken gebrauchte man das Blatt ſchon in rohem Zuſtande, aber die Maori verſtanden auch die Bearbeitung desſelben. Das gewöhnliche Kleid Weruweru wurde aus dem halbpräparierten Blatt verfertigt, das Staatskleid Kaitaku aber aus der fein und rein präparierten Faſer. Die Zubereitung des Flachſes wurde früher von Weibern und Sklaven beſorgt; heut will ſich niemand mehr dieſer Arbeit unterziehen. Im Jahre 1831 betrug der Export 1062 Tonnen, ſank aber nachher, wohl infolge der Kriege, auf 60—70 Tonnen jährlich. Von den Maori war kaum noch Flachs zu bekommen. Die Nachfrage nach ſolchem Material wuchs aber ſtetig, und als während des nordamerikaniſchen Bürgerkrieges der Preis von Manillahanf auf 1520 Mark per Tonne ſtieg, ſetzte die neuſee-

ländiſche Regierung eine Prämie von 80 000 Mark für eine Maſchine aus, welche die Flachsfaſer in großen Quantitäten rein für den Export herrichten würde. Solche Maſchinen wurden bald aufgeſtellt und die Produktion und Ausfuhr nahm damit ſchnell zu. Die letztere betrug 1880: 132 340 Mark. Das Phormium beſitzt eine Zähigkeit, welche ſich mit jeder Faſer meſſen kann und nur von der Seide übertroffen wird. Lindley giebt die Stärke von Seide auf 34, von neuſeeländiſchem Flachs auf 23, von europäiſchem auf 16 und von europäiſchem Hanf auf 11 an.

Die Fauna der neuſeeländiſchen Inſeln iſt ſelbſt im Vergleich mit der polyneſiſchen eine außerordentlich arme. Von Landſäugetieren fanden die Entdecker nur die Fledermaus in zwei Arten, eine kleine Ratte und einen Hund, den Kararehe, der in den bewohnteren Teilen ſchon ausgerottet iſt, wie die einheimiſche Ratte durch ihre eingeführte norwegiſche Verwandte gänzlich verdrängt zu ſein ſcheint. Cook brachte den Maori das Schwein und die Koloniſten haben alle europäiſchen Haustiere, ſowie Haſen und auch Kaninchen eingeführt. Die letztgenannten ſind hier, wie auf dem Auſtralkontinent, zu einer großen und gefährlichen Landplage geworden, die man mit allen Mitteln zu beſeitigen ſucht, ſo daß 1881 für 1 695 480 Mark Kaninchenfelle exportiert werden konnten. Rinder und Schweine ſind in vielen Gegenden verwildert anzutreffen, und namentlich die Schweine haben ſich, da ſie an den Wurzeln des Farnkrauts eine zuſagende Nahrung finden, ausnehmend vermehrt. So berichtet Julius von Haaſt, daß drei Jäger, welche die Vertilgung der den Lämmern gefährlichen Schweine kontraktmäßig übernommen hatten, auf einem Gebiet von 100 000 Hektaren in 20 Monaten 25 000 Stück töteten und ſich anheiſchig machten, auf demſelben Grund noch weitere 15 000 zu erjagen.

Die Avifauna iſt weit reicher. Wir kennen 133 Arten, welche Neuſeeland eigentümlich ſind, davon ſind 73 Landvögel. Es giebt indes nur wenige, welche ſich durch die Schönheit ihrer

Farben auszeichnen. Nur die äußerst seltenen, zur Familie der Papageien gehörigen Nestor notabilis und Nestor Esslingii mit ihrem bunten Gefieder (grünlicher Metallschimmer und unter den Flügeln rot, gelb und blau) machen eine Ausnahme. Sie zeichnen sich aus durch einen merkwürdig verlängerten, sichelförmig gebogenen, weit über den Unterkiefer hervorragenden Oberschnabel und durch ihre rauhe und schnarrende Stimme, welche zuweilen lebhaft an Hundgebell erinnert. Der Hauptrepräsentant dieses Geschlechts ist der sehr häufige Kaka (Nestor hyperpolius) mit mattbraunem und graugrünem Gefieder. Ebenfalls auf Neuseeland beschränkt ist der Kakapo oder Nachtpapagei (Strigops habroptilus), der merkwürdigste aller Papageien. Er lebt in Löchern unter Baumwurzeln oder Felsenhöhlen, kommt selten am Tage zum Vorschein und bedient sich der Flügel fast gar nicht. Man jagte ihn daher mit Hunden und hat ihn so weit ausgerottet, daß er nur noch in den entlegensten Alpenthälern vorkommt. Von Singvögeln besitzt Neuseeland nur einige wenige. Der beste Sänger Oceaniens, nach Rochelas' übertriebenem Lobe der beste Sänger der Welt, ist der in tiefem metallischen Grün schimmernde Poë (Prosthemadera circinata), ein unserer Krähe ähnlicher, leicht gezähmter, unterhaltender Vogel; der Hauptsänger ist aber der Kokorimoko (Anthornis melanura). Eine stattliche Bewohnerin der Hochwälder ist die große Taube Kuku (Carpophaga Novae Zealandiae). Die Weka (Ocydromus australis), in großer Zahl auf der Südinsel heimisch, ist ein sehr diebischer Vogel; lüstern nach allem Glänzenden, trägt sie Löffel, Gabeln u. a. fort und saugt in den Hühnerställen die Eier aus.

Die merkwürdigste Erscheinung unter den neuseeländischen Vögeln ist aber der Kiwi oder Schnepfenstrauß (Apteryx australis und Mantelli). Er ist kaum größer als ein Huhn, ohne Flügel, ohne Schwanz, mit vierzehigem Fuß und langem, schnepfenartigem Schnabel, am Körper bedeckt mit langen haarartigen, braunen Federn. Der erste Balg eines neuseeländischen Kiwi

kam 1812 nach England und erregte das größte Erstaunen; später hat man den Vogel auch lebend herübergebracht. In Neuseeland selber ist er jetzt äußerst selten, wenigstens nur mit den größten Schwierigkeiten aufzufinden, und es wird wahrscheinlich bei den vielen Nachstellungen, welche der Vogel erfährt, nicht mehr viele Jahre dauern, bis er das Schicksal seines Vorgängers, des riesigen Moa, teilt, dessen Knochen man in zahlreichen Höhlen der Nord- und Südinsel aufgefunden hat. Das erste Fragment eines Moaknochens kam 1839 nach London; seitdem sind viele Funde gemacht worden. Man kennt jetzt 14 verschiedene Arten, von welchen die von der Südinsel: Dinornis robustus, elephantopus, crassus, Palapteryx ingens u. a. einen gedrungenen massigeren Knochenbau, die von der Nordinsel: Dinornis giganteus, gracilis u. a. schlankere, gestrecktere Formen haben. Die größte Höhe dieser Vögel ist nach einzelnen Knochen und Skeletten verschieden auf 3 bis 4 Meter geschätzt worden; ein an der Ostküste von Nelson gefundenes Ei hatte 23 Centimeter im Durchmesser, 69 Centimeter im Umfang und war 30 Centimeter lang. Die meisten der Moa-Arten haben drei Zehen, wie der australische Emu; die Art Palapteryx hat aber vier Zehen. Wahrscheinlich existierten diese merkwürdigen Riesenvögel noch vor wenigen Generationen; jedenfalls lebten sie noch geraume Zeit nach der Einwanderung des Maori und zwar in großer Anzahl.

Von Amphibien giebt es nur einen Frosch und einige Echsen, die letzteren sämtlich ungefährlich. Schlangen und Schildkröten fehlen ganz. Auffallend ist auch die verhältnismäßige Armut an Insekten. Fische sind in den Landseeen und Flüssen nicht häufig, man hat nur zahlreiche Aale, indessen ist man mit der Akklimatisierung von Forellen, Lachs, Karpfen u. a. ebenso glücklich gewesen, wie bei der Einführung europäischer Singvögel und jagdbarer Hühnerarten. Die Küsten und Buchten sind aber außerordentlich reich an Fischen, die indes an Farbenpracht gegen die Bewohner der indischen Meere weit zurückstehen. Früher hielten sich in dem benachbarten Meere viele Wale, Delphine und

Robben auf; die ersten beiden sind bald ganz verscheucht und die letzteren finden nur noch an der wilden, zerrissenen und unbewohnten Südküste der Südinsel hinreichende Sicherheit.

Die Maori.

Neuseelands Bewohner sind verhältnismäßig jungen Datums. Ihre Überlieferungen glänzen, um mit Peschel zu reden, noch im frischen Schmucke, denn sie wollen noch Zahl und Namen der Schiffe festgehalten haben und die Küstenstellen kennen, wo ihre Vorfahren landeten. Als ihr Stammland bezeichnen sie Hawaiki, vielleicht die Samoagruppe. Von dort entfloh Ngahue, vertrieben im Kampf gegen seine Landsleute, und landete nach langer Irrfahrt auf Tuhua, das jetzt auch Mayor heißt, in der Plentybai. Aber auch auf dieser fernen, kleinen Insel glaubt er sich vor der Verfolgung seiner Feinde nicht sicher, und so geht er hinüber nach der Nordinsel selber, nach Rotearoa. Und weiter zieht er zur Südinsel die Westküste entlang, bis er zum Arahura, jetzt Brunner, kommt, findet dort den kostbaren Grünstein, Punamu, und kehrt dann, die Ostküste von Te Ika a Maui hier und dort berührend, nach Hawaiki zurück. Noch immer befehden sich in der Heimat die feindlichen Parteien, und so entschließt sich die schwächere, durch Ngahues Schilderungen bewogen, zur Auswanderung nach dem neuen Lande.

Die Stammbäume der Maori führen gewöhnlich 18—20 Generationen seit ihrer Ankunft in Aotere oder Neuseeland aus Hawaiki auf, so daß die Einwanderung also vor kaum 400 Jahren stattgefunden haben muß. Die Zahl dieser ersten Einwanderer soll 800 betragen haben, Nachschübe aber noch später, ja sogar noch vor einem Jahrhundert hierher gekommen sein.

Die Einzelnheiten jener Einwanderung sind mit großer Treue von Generation zu Generation überliefert worden. Die Namen der zwölf Kanus, welche die Wanderhelden trugen, werden noch heute genannt. Auch zeigt man noch Überreste der Fahrzeuge an verschiedenen Stellen der Küste. Bei Maketu in der Plenty-

bai kann man den Steinanker des Kanus Arawa ſehen, das hier auf dem Trockenen lag und durch einen Brand zerſtört wurde. Am Kawhia Harbor, an der Weſtküſte der Nordinſel, ragt ein langes und ſpitzes Felsſtück aus dem Dünenſand empor, das iſt der Reſt des Kanus Tainui, auf welchem die Vorfahren der Küſtenbewohner ins Land kamen. Weiter ſüdlich davon kann man in der Klippe Punga o Matori an der Mündung des Mokaufluſſes den Steinanker ſehen, den ehedem das Kanu Tokomaru führte.

Mit dem Menſchen ſollen auch mehrere Erzeugniſſe der Tier- und Pflanzenwelt aus der nördlichen Tropenheimat in das kältere ſüdliche Land gekommen ſein: die Kumara oder ſüße Kartoffel (Convolvulus batata), der Taro (Arum esculentum), die Kalabaſchpflanze Hue (Lagenaria vulgaris), der Karakabaum (Corynocarpus laevigata), die Ratte Kiore, der Pukeko (Porphyrio) und der grüne Papagei Kakariki (Platycercus), die in der That alle in der ſie umgebenden Welt recht ſehr wie Fremdlinge erſcheinen.

Die Maori d. h. die Einheimiſchen, die Eingeborenen Neuſeelands gehören zur polyneſiſchen Raſſe. Es iſt, darin ſtimmen alle Beobachter überein, ein ſtarker und wohlgebauter Menſchenſchlag; ihren Stammverwandten, den Tonganern und Tahitiern ſind ſie an Kraft überlegen, wenngleich ſie nicht die gerundeten Formen jener beſitzen. Sie ſind muskulöſer, ihr Geſichtsausdruck iſt kühner, energiſcher. Dem Durchſchnitteuropäer ſtehen ſie an Körperkraft nicht nach, bemerkenswert iſt aber eine größere Länge des Vorderarmes, eine größere Kürze der Beine, namentlich vom Knie ab, als wir das bei Europäern antreffen. Dabei iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Vornehmen, dem Adel, und den niederen Klaſſen deutlich erkennbar. Während jene meiſt 6 Fuß, ja bis zu 7 Fuß hoch ſind, woraus ſich Tasmans Schilderung ihres rieſigen Körperbaues erklärt, ſind dieſe viel kleiner und von ſchlechterem Wuchs. Sie ſind auch viel dunkler als die beſſeren Klaſſen, deren Farbe meiſt olivenbraun iſt in allen möglichen

Schattierungen. Die Frauen ſind durchweg weniger hübſch, doch ſieht man zuweilen ſchöne, wohlgebildete Geſtalten. Leider verkümmert die Raſſe unter dem Einfluß einer beklagenswerten Aftercivilisation mehr und mehr.

Den harten und großen Zügen verleiht die Tattuierung einen ſtarken Ausdruck von Wildheit. Dieſe höchſt kunſtvoll ausgeführten Arabesken brachte man mit Hilfe eines Meißels hervor; um ſie deſto dauerhafter zu machen, wurden ſie mehrere Male überarbeitet. In die geſchlagenen Wunden rieb man das verkohlte Holz oder Harz der Kaurifichte. Die Tattuierung bedeckte bei den Männern gewöhnlich das ganze Geſicht, ſo daß es über und über blau erſchien. Bei den Weibern beſchränkten ſich ſolche Ornamente auf Kinn und Lippen, auch genoſſen nur Frauen höherer Abkunft dieſer Auszeichnung, denn eine ſolche war es in hohem Grade, durfte doch die Operation an einem unvollſtändig tattuierten Manne nicht fortgeſetzt werden, falls derſelbe in Gefangenſchaft geriet und zum Sklaven gemacht wurde. Jetzt begnügen ſich viele mit einigen halbkreisförmigen, der Naſe parallelen Linien auf beiden Wangen, viele Geſichter tragen dieſen Schmuck auch gar nicht mehr.

Ebenſo ſelten iſt die urſprüngliche Nationaltracht geworden. Dieſe beſtand bei den Männern aus dem Maro und einem Mattenmantel aus Phormium tenax, darunter trug man auch wohl einen Rock, der bis auf die Kniee hinabreichte. Das Haar wurde hinten zu einem Schopf zuſammengebunden, mit Federn oder Blumen geſchmückt, in die Ohrlöcher allerlei Zierat aus Muſcheln, Holz und Knochen geſteckt und der Hals mit Bändern geſchmückt, unter welchen kleine Menſchenbilder aus Nephrit, die Heitiki, einen beſonders hohen Wert hatten und als Familienkleinode von Generation zu Generation fortlebten.

Heute ſieht man nur wenig von ſolcher Tracht. Die vornehmen Maori — es giebt auch ſolche von großem Wohlſtande unter ihnen — kleiden ſich vielfach vollkommen europäiſch. Braune Kavaliere und Damen mit wallendem Schleier zu Pferd gehören

zu den häufigen Erſcheinungen in den Straßen der größeren Städte. Die ärmere Klaſſe der Maori — und zu ihr gehört doch weitaus die überwiegende Mehrheit — hat durch den Wechſel nichts gewonnen. In den Städten erſcheinen ſie in zerlumpten europäiſchen Kleidern, weiter ins Land hinein, in dem eigentlichen Maoridiſtrikt, beſteht die Kleidung von Männern und

Fig. 37.



Vornehmer Maori.

Weibern gewöhnlich nur in einem Hemd und einem grell und bunt gefärbten Shawl.

Buchner hatte auf ſeiner Reiſe von den Thames Goldfeldern nach Auckland zwei vornehme, alte Maoridamen als Gefährtinnen. Ihre ſtark tattuierten Lippen und ebenſolches Kinn bewieſen ihre hohe Abkunft. Haifiſchzähne mit roten Siegellacktropfen in den Ohren, Grünſteinfratzen mit Perlmutteraugen als Amulette am

Halſe, falſche europäiſche Armbänder und Ringe um das Handgelenk und die Finger, alte Mäntel aus Phormium, mit roten Troddeln und ſchwarzen Franſen beſpickt, um die Schultern, darunter grellrote wollene Unterröcke und ſchmutzige Hemden, ungekämmtes, wallendes, kohlſchwarzes Haar, ohne Kopfbedeckung

Fig. 38.



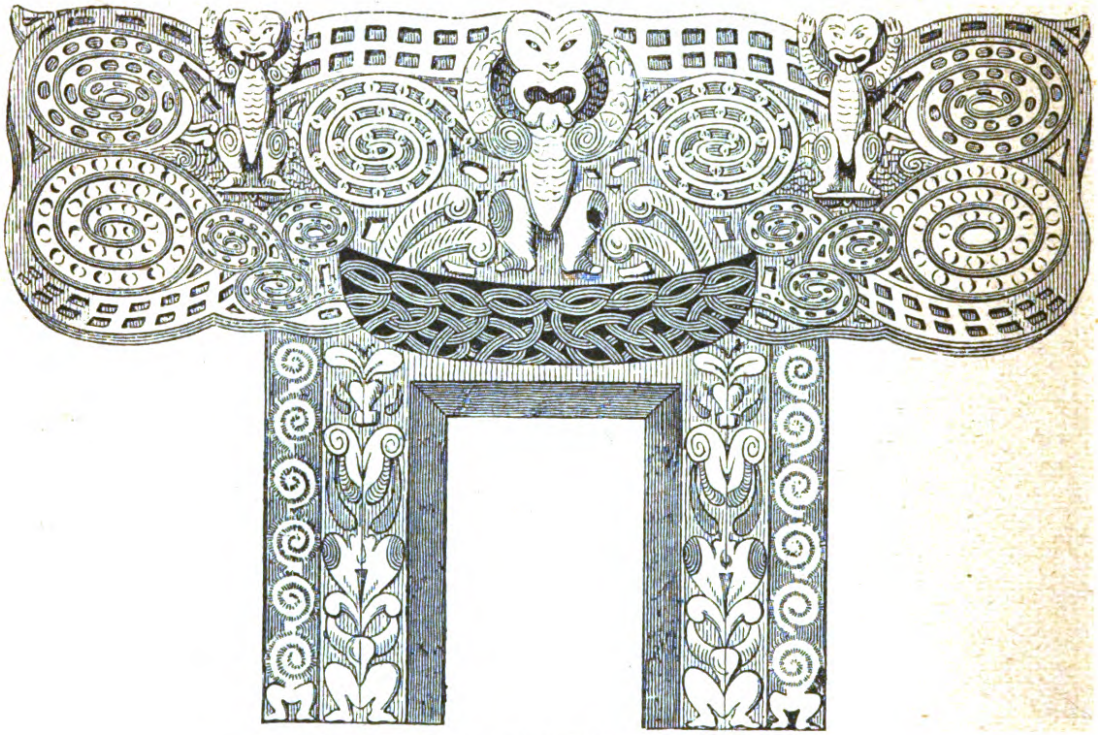
Vornehme Maorifrau.

und barfuß, die Waden mit einem Muſter aus kleinen Längsſtrichen tattuiert — ſo repräſentierten ſie den Typus vornehmer Häuptlingsfrauen vom Lande. Auf dem Sofa nach Pakehaart zu ſitzen, behagte ihnen nicht lange; ſie rutſchten hinunter auf den Boden. Hier nahmen ſie auch ihr Mittageſſen ein, wobei ſie ſich der Meſſer und Gabeln recht gut zu bedienen wußten, und

als sie fertig waren, zogen sie schmutzige Thonpfeifen aus dem Busen und rauchten.

Die Architektur der Maori war immer eine sehr einfache und sie ist es auch bis heute geblieben. Mögen auch einzelne Reiche ihre Häuser nach europäischem Muster angelegt und mit europäischem Komfort versehen haben, die weitaus größte Zahl lebt noch, wie früher, in niedrigen, mit Rohr- und Grasmatten bedeckten Hütten, deren Wände aus Flechtwerk bestehen. Selbst

Fig. 39.



Holzschnitzereien an der Thür eines Hauses.

der alte König Tawhiao wohnt noch heut nicht besser. Die Reichen zierten freilich alle Pfosten mit kunstvollen Schnitzereien, grotesken Figuren und Arabesken, bei den Ärmeren fielen und fallen alle solche Verschönerungen fort. In der Mitte des aus der nackten Erde bestehenden Fußbodens ist ein Feuerplatz angebracht, von welchem der Rauch seinen Weg durch die niedrige Thür, vielleicht auch durch ein daneben angebrachtes Fenster zu finden hat. Ein solches Feuer dient indes nur zur Erwärmung,

denn das Kochen beſorgt man in einem vor dem Wohnhauſe errichteten Schuppen, dem Kauta, wo bei ſchlechtem Wetter auch die Mahlzeiten eingenommen werden. Und hier halten ſich auch für gewöhnlich die Beſitzer jener koſtbaren Häuſer auf, denen dieſe Wohnungen für den alltäglichen Gebrauch zu gut erſcheinen, wenn ſie nicht vorziehen, ſich ein zweites Wohnhaus, gleich jenen der niederen Klaſſe aufzubauen.

Fig. 40.



Vorratshäuschen.

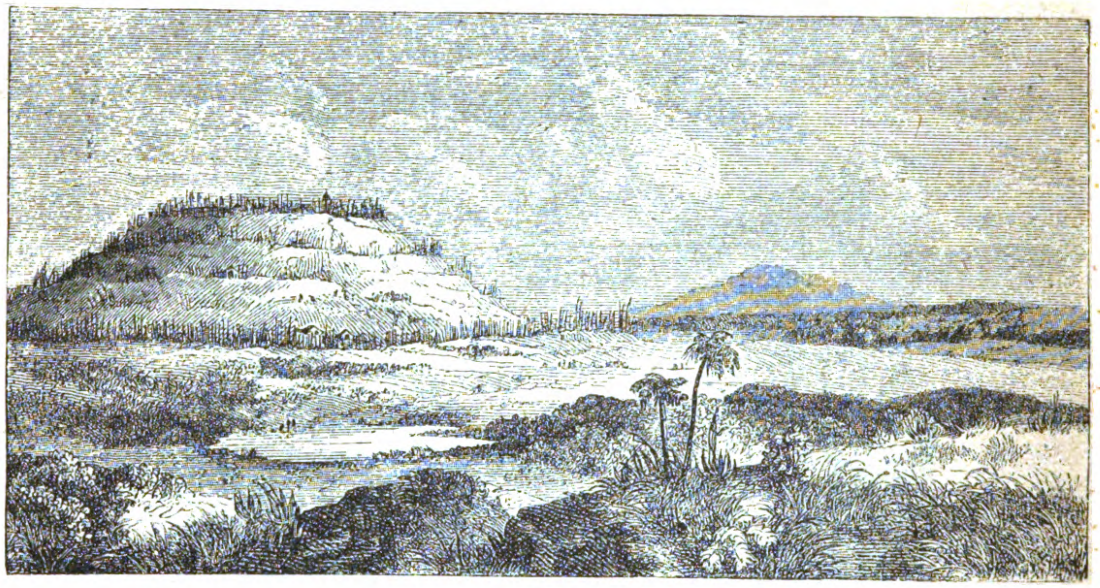
Recht zierlich aber ſind die kleinen Vorratshäuschen, Pataka, auf meterhohen Pfoſten, mit geſchnitzten Figuren am Giebel und Schnitzereien an den Rändern des Daches, an „große Taubenſchläge im Schweizerſtil“ erinnernd. Hier bewahrt man Lebensmittel, Waffen, Geräte auf. Jetzt ſchützen anachroniſtiſcherweiſe europäiſche Vorhängeſchlöſſer den Inhalt vor unberechtigten Gelüſten.

Die einzelnen Hütten werden von niedrigen Zäunen aus

Flechtwerk eingefaßt; Schweine und Hunde tummeln sich ohne Zwang in diesem Raume umher. Die Gehöfte sind ohne Ordnung über den Platz verstreut, auch dem Gemeindehaus, dem Whara, ist keine besondere Stelle angewiesen. Es ist gewöhnlich ein langgestreckter Holzbau mit niedrigem, die Erde fast berührendem Dach, alles innen und außen mit schönen Holzschnitzereien verziert. An einem der Ornamente hängt jetzt statt der alten hölzernen Trommel eine Glocke.

In demselben Baustil sind heute auch die Kirchen errichtet,

Fig. 41.



Maunga Wao, die Ritterburg der Maori.

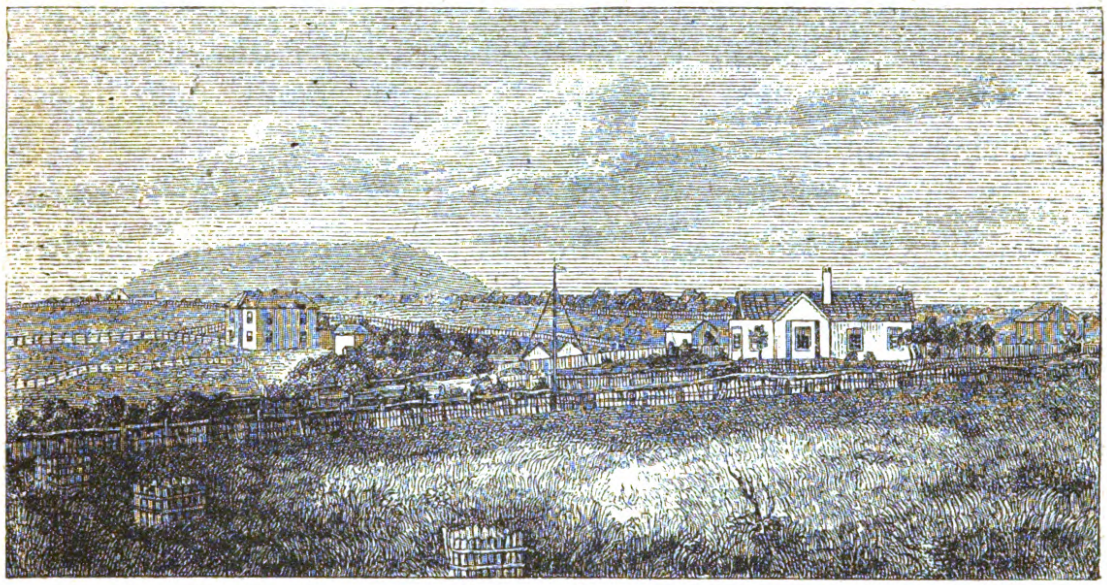
nur wird das Dach bisweilen so spitzig in die Höhe gezogen, daß es den Eindruck eines gotischen macht. Streifen von starken Brettern und Schilfgeflecht bilden abwechselnd die Seitenwände sowohl wie das Dach. Das Geflecht ist weißgetüncht, die Holzteile tragen auf rotem Grunde groteske Ornamente in weißer Farbe. Bei diesen kirchlichen Gebäuden wie bei den Gemeindehäusern haben jetzt Glasfenster die Stelle der Matten ersetzt.

Alle Gebäude eines Dorfes wurden von zwei Palliſadenreihen eingefaßt, die äußere Reihe 2—3, die innere 6—10 Meter hoch, jede von einem in Holz geschnitzten verzerrten Gesicht, ver-

mutlich dem eines Gottes, gekrönt. Zwischen beiden Reihen lief ein 8 Meter tiefer Graben. Diese Pahs, welche zuweilen 80—100 Häuser zählten, waren in der Regel an Plätzen errichtet, deren natürliche Vorzüge durch einige Nachhilfe leicht erhöht werden konnten.

Auf dem Isthmus erhebt sich steil der Bergkegel Maunga Wao, jetzt Mount Eden, eine alte Ritterburg der Maori. Oben auf dem Gipfel wohnte der Häuptling mit seiner Familie und den Edlen des Stammes, am Fuße des Hügels dehnten sich

Fig. 42.



Maunga Woa (Mount Eden) mit seiner heutigen Umgebung.

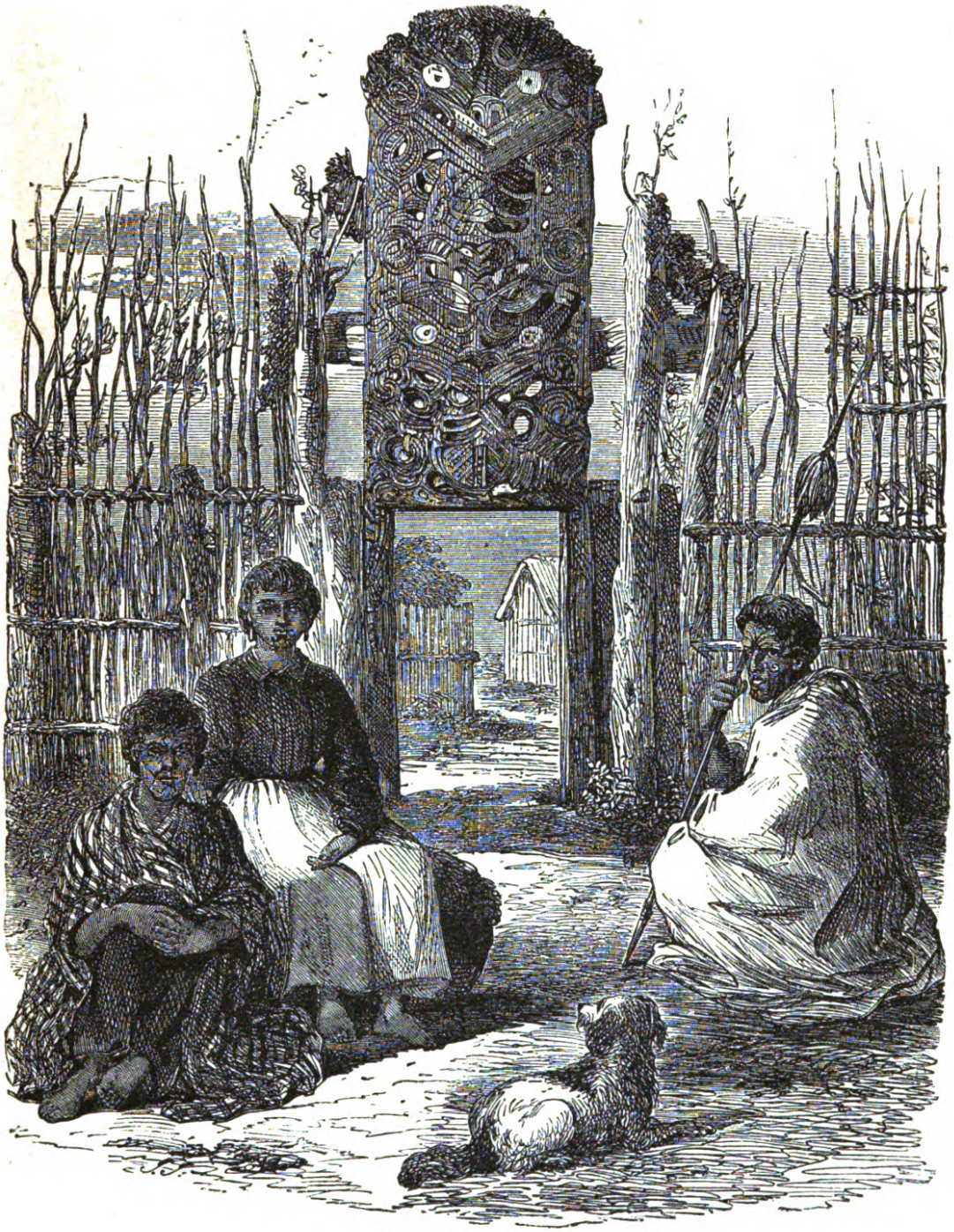
weithin die Wohnplätze der Leibeigenen, welche die Kumarafelder zu bestellen hatten.

Mit diesen Pahs ist es jetzt vorbei. Seitdem sie sich gegen europäische Kriegskunst als ungenügend erwiesen, hat man keine mehr errichtet. Und doch gaben sie den englischen Truppen trotz ihrer Armstrongkanonen genug zu schaffen. Die neuseeländischen Gräben befinden sich, wie schon bemerkt, nicht außerhalb der Verteidigungslinie wie die Gräben unserer Festungen, sondern innerhalb derselben; sie sollten nicht das Vordringen des Feindes hindern, vielmehr den Belagerten eine gesicherte Stellung

geben, von der sie auf die Angreifer feuern konnten. Es ist erstaunlich, welchen Widerstand die Maori in diesen Pahs gegen die Engländer zu leisten imstande waren. Gegen den Gate Pah bei Taurenga wurden außer einem 110 Pfund-Armstronggeschütz noch 14 andere Kanonen ins Feld geschickt; 1700 Engländer feuerten damit und mit ihren Enfield-Gewehren auf die 300 dort verschanzten Maori unausgesetzt vom Morgen bis 4 Uhr Nachmittag. Man hätte meinen sollen, der ganze Pah mit sämtlichen Verteidigern wäre zu Atomen geblasen worden. Als aber die Belagerer endlich zum Sturme schritten und in den Pah hineindrangen, wurden sie mit einem Verlust von 93 Mann, worunter 11 Offiziere, wieder hinausgetrieben und geschlagen. An diese Schlacht von Rangariri denken die Maori noch immer mit wohlberechtigtem Stolze.

In ihrer Bewaffnung standen sie in diesen Kämpfen freilich den Europäern völlig gleich. Die mit bunten Federn geschmückten Speere aus Holz und Knochen, die steinernen oder hölzernen Streitäxte sind längst durch eiserne Beile und Flinten ersetzt worden. Der Speer, den jetzt der Häuptling trägt, gilt nur als Symbol seiner Autorität. Früher bildete derselbe die einzige Angriffswaffe, während man Schutzwaffen gar nicht kannte. Am höchsten geschätzt waren die Mere, Streitäxte aus Nephrit, welche als kostbare Familienkleinode von Generation zu Generation vererbt wurden. Diese Waffen mit den unvollkommenen Werkzeugen, welche man besaß, zu formen, zu glätten, zu schärfen und mit den Verzierungen zu schmücken, an denen es selten mangelte, kostete die Mühe und Arbeit vieler Jahre. Darum wurden sie auch wie ein Heiligtum bewahrt. Der wertvollste Besitz, dessen sich der große und mächtige Te Heuheu seinem Gaste Hochstetter gegenüber rühmen konnte, war so ein Mere punamu, eine Streitaxt von 15 Zoll Länge aus dem schönsten geflammten und durchscheinenden Nephrit (Punamu) geschnitten. Fünfmal schon war diese Mordwaffe mit seinen Ahnen begraben gewesen.

Fig. 43.



Thor eines Pah.

Es iſt erſtaunlich, wie die Maori mit ihren höchſt unvollkommenen Werkzeugen: ſcharfen Steinen und Muſcheln, Sägen aus Haifiſchzähnen, welche auch als Bohrer dienen mußten, u. a. ſolche und ähnliche Leiſtungen vollbringen konnten. Wie die Balken an ihren Häuſern, ſo waren auch alle ihre hölzernen Geräte, ſo namentlich auch ihre Boote mit Schnitzereien förmlich überladen.

Die neuſeeländiſchen Boote waren anders gebaut als die

Fig. 44.



Ein Kriegskanu.

ihrer polyneſiſchen Verwandten, namentlich waren ſie viel breiter. Daher brauchten die großen neuſeeländiſchen Fahrzeuge keine Ausleger. Cook beſchreibt einen ſolchen Kahn von 68½ Fuß Länge, 5 Fuß Breite und 3½ Fuß Tiefe, deſſen beide Enden ſpitz zulaufend ſich hoch über das Waſſer erhoben. Überall, namentlich aber vorn, brachte man reiche, buntgemalte Schnitzereien, meiſt einen mit Federn geſchmückten Kopf mit verzerrtem Geſicht, und eine Menge durchbrochener Verzierungen an. Zum Schiffbau lieferten die Kaurifichte und der Totarabaum vortreffliches Material. Die

großen Kriegskanus hatten zuweilen zwei Segel und bis 50 Ruderer an jeder Seite. Ein Anführer, Kaituki genannt, leitete durch ſeinen Geſang und ſeine Geſtikulationen die Bewegung des Bootes, nach dem Takte des von ihm vorgetragenen Liedes erhöhte oder mäßigte ſich das Tempo.

Die großen Kriegskanus dirigierten oft zwei Kaitukis. Gleichmäßig, wie von einer Hand geführt, gingen dann die Ruder, die Männer mit dem raſcheren Zeitmaß wilder, faſt konvulſiviſch arbeitend.

Solche große Kanus giebt es heute nicht mehr, ihr Nutzen iſt dahin. Auch Doppelboote gab es, wie noch ſonſt in Polyneſien, und in alter Zeit Kähne aus Binſengeflecht, wie denn noch in ſpäter Zeit die Moreore auf den Chathaminſeln Flöße aus Phormium tenax flochten, auf welche ſie vorn einen zierlich geſchnitzten Schnabel ſetzten.

Solch ein Volk mußte auch den Fiſchfang tüchtig betreiben, ſelbſt wenn die Armut des Landes an Nahrungsmitteln nicht darauf hingewieſen hätte. Und in der That verſtanden es die Maori vortrefflich, mit großen Netzen auf gemeinſamen Zügen, mit Angelhaken und Fiſchſpeer dem Meer ſeine Beute abzugewinnen. Und Fiſche waren auch außer den Erträgniſſen des Bodens die hauptſächlichſte Nahrung. In der Hauptſache beſtand die letztere aus den Wurzeln des Farnkrauts, Pteris esculenta, anderer Farnarten und aus dem Mark der Cyathea medullaris. Aber man baute auch ſüße Bataten und Taro. Sorgfältig wurden die von Rohrzäunen eingefaßten Felder an den Abhängen der Hügel von Steinen und Unkraut gereinigt und mit dem hölzernen, ſpatenartigen Ko, auf deſſen Querholz man den Fuß ſetzte, umbrochen und beſtellt. Es war dies, wie auch die übrigen Ackergeräte, ein außerordentlich rohes Inſtrument, und dennoch werden uns die Felder als beſſer gehalten geſchildert als die von vielen Europäern. Die alten Werkzeuge und Geräte ſind längſt durch den Pflug, die Egge u. a. erſetzt und zu den früheren Kulturen ſind Weizen, Mais, Tabak und vor allem Kartoffeln

hinzugetreten. Die letzteren sind jetzt leider fast die ausschließliche Speise der ärmeren Maoris. Dazu kommt der feine, graugelbe Schlamm, den zahllose Vulkane auf der Nordinsel auswerfen, von den Ansiedlern native porridge, einheimischer Hirsebrei genannt, der ganz geschmack- und geruchlos ist und von den Maoris in großen Quantitäten gegessen wird. Kartoffeln, Schweine und Gemüse brachte Cook den Neuseeländern. Mit tiefer Ehrfurcht, sagt Hochstetter, nennt jeder Eingeborene noch heute den Namen des Mannes, der sie durch diese neuen Nahrungsmittel das Menschenfleisch entbehren lehrte.

Mangel an animalischer Nahrung kann aber der Grund für die früher furchtbar herrschende Anthropophagie nicht gewesen sein. War doch Überfluß an Fischen und Geflügel und züchteten die Maori doch, wie Georg Forster berichtet, sehr viele Hunde. Als Cook auf seiner ersten Reise mit Solander und Banks ans Land ging, sah er, wie die Eingeborenen außer einem Hunde auch Menschenfleisch verzehrten, das in Körben neben ihnen lag. Auf die Frage, warum sie denn nicht den im Wasser schwimmenden Leichnam einer Frau äßen, antworteten sie, die Frau sei eines natürlichen Todes gestorben und ihre Verwandte, sie aber verzehrten nur die Leichen ihrer in der Schlacht erlegten Feinde. Das ursprüngliche Motiv scheint also Rachsucht gewesen zu sein; später wurde der Genuß aber beliebt und zur Gewohnheit. Auch hatten sicher religiöse Ansichten damit zu thun, denn die Leiche und die Öfen, in welchen sie gebraten wurde, waren streng tapu und der Inhalt eines Ofens war immer für die Götter bestimmt. Nicht allein die im Kriege Erschlagenen wurden verzehrt, auch Sklaven schlachtete man zu diesem Zwecke.

Ob der Kannibalismus unmittelbar nach der Ankunft der Maori begann, ob sie diese Sitte von Hawaiki mit herüberbrachten, wissen wir nicht. „Aber es ist gewiß", sagt Dr. Thomson in seinen Untersuchungen über das Wesen der Anthropophagie, „daß 1642 einer von Tasmans Matrosen gefressen wurde, daß 1774 eine Bootmannschaft Cooks dasselbe Schicksal traf, daß Marion

du Fresne und viele andere Seefahrer zu demſelben ſchrecklichen Ende kamen, und daß die Pioniere der Civiliſation und alle Miſſionäre, einer nach dem andern, die allgemeine Verbreitung der Anthropophagie in Neuſeeland bis 1843 bezeugen. Es iſt unmöglich anzugeben, wie viele Neuſeeländer wirklich verſpeiſt

Fig. 45.



Ein Kannibale aus früherer Zeit.

worden ſind; daß ihre Zahl aber keine kleine geweſen iſt, können uns zwei Ereigniſſe lehren, welche durch europäiſche Zeugen beglaubigt ſind. Im Jahre 1822 fraßen Hongis Krieger nach der Einnahme von Totara an der Themſe 300 Perſonen und 1836 wurden während des Rotura-Krieges 60 Menſchen in zwei Tagen gekocht und verzehrt.“ Es wäre leicht, noch mehr

Beiſpiele anzuführen, das obige dürfte genügen. Aber ein Kriegslied aus demſelben Werke mag hier Platz finden. Es lautet:

O! mein Söhnchen, weinſt du, ſchreiſt du nach Nahrung? Hier haſt du ſie, das Fleiſch Hekamanus und Weratas! Obſchon ich überſättigt bin von dem weichen Gehirn des Putu Riririki und des Raukauri, ſo groß iſt mein Haß, daß ich mich noch weiter füllen will mit dem des Pau von Ngaraunga, des Pipi und mit dem köſtlichſten Leckerbiſſen, dem Fleiſch des verhaßten Te ao.

Ein Unrecht ſahen die Neuſeeländer in dem Verzehren ihrer Nebenmenſchen durchaus nicht. Als die Miſſionäre ihnen darüber Vorſtellungen machten, erwiderten ſie: „Die großen Fiſche freſſen die kleinen, Hunde freſſen Menſchen, Menſchen Hunde, Hunde einander, Vögel einander, ein Gott den andern.“

Dieſe Zeit iſt vorüber; der heutigen Maorigeneration klingt jede Erinnerung daran faſt wie ein Märchen. Ein alter Häuptling, der mit einem jungen Maori auf der Reiſe war, als ſie an einem Kriegspah vorbei kamen, gedachte vergangener Tage in folgender Weiſe. „Siehe“, ſagte er zu ſeinem jungen Freunde, „hier haben wir deinen Vater gefangen und getötet, dort haben wir ihn gekocht und gegeſſen.“ Der junge Mann hörte zu, als ob es ihn weiter gar nichts anginge; beide ſchliefen gemütlich in demſelben Zelte, aßen aus demſelben Topfe und waren gute Freunde.

Der letzte Fall von Kannibalismus, d. h. von dem Verzehren des Leichnams eines Erſchlagenen, wird 1843 berichtet, allein die Hauhau-Religion belebte dieſe ſchauderhafte Sitte noch einmal wenigſtens zum Teil, denn die Maori, welche ſich zu dieſer Sekte bekannten, tranken das Blut ihrer Feinde und verſchlangen ihre Augen. Hier iſt alſo deutlich der Wahn erkennbar, durch ſolche Handlung die Kraft und Fähigkeit des Feindes in den eigenen Körper zu übertragen. Glücklicherweiſe iſt auch dieſe Periode vorübergegangen, um wohl nie wiederzukehren.

Wir knüpfen daran eine Betrachtung des, wie bei ſo vielen

Völkerſtämmen, ſo auch hier herrſchenden Schädelkultus. Keine ſchönere Beute kannte der alte Maorikrieger als den Kopf, welchen er dem im Kriege beſiegten Gegner abſchnitt; er nahm ihn mit nach Hauſe und ſteckte ihn auf den Pfählen ſeiner Wohnung auf als Ehrenzeichen, als Kriegstrophäe, als Talisman. Damit war für den Feind keinerlei Unehre verknüpft. Den Kopf ſuchte man aber durch allerlei Mittel zu konſervieren. Auch die Köpfe von Freunden wurden in dieſer Weiſe präpariert, doch kann man ſolche ſofort erkennen, denn ihr Mund iſt geſchloſſen, während jene im weit geöffneten Munde die Zähne zeigen.

Und Feindesſchädel waren es auch ſicher nur, mit welchen lange Zeit nach Sydney ein ſchwunghafter Handel betrieben wurde. Aber bald erſchlug ein Eingeborener den andern, nur um den Kopf zu bekommen, ihn zu konſervieren und nach Sydney für europäiſche Sammlungen zu verkaufen. Beſonders wurden Kopfjagden angeſtellt, als man nach ſolchen Schädeln verlangte, welche das Moko, die Tattuierung, recht deutlich zeigten. Aber man nahm auch die Köpfe der nichttattuierten Sklaven und tattuierte dieſelben nach dem Tode. Um jene Zeit wurden ſelbſt Töpfe mit eingeſalzenem Menſchenfleiſch nach Sydney gebracht, bis der dortige Gouverneur dieſe gräßlichen Einſchleppungen verbot.

Den Maoris, in deren Charakter Habſucht ein Hauptzug iſt, wurde es nicht allzu ſchwer, ſich auch von den Schädeln der eigenen Verwandten zu trennen. Man hatte ihrer ja genug, denn nur mit den Sklaven machte man, wenn ſie ſtarben, keine Umſtände, man warf ſie ins Waſſer, in Höhlen; die Freien aber, beſonders die Vornehmen, erhielten eine zuweilen ſehr feierliche Beſtattung. Man legte die Leichen auf Gerüſte, begrub ſie in der Erde oder ſtellte ſie in offenen Särgen aus. Nach einigen Monaten wurden die Knochen gereinigt, mit Öl geſalbt und in einem prachtvoll geſchnitzten Sarge auf den Wahi tapu, einen ſtreng geheiligten Platz geſchafft. Auf einem Felsvorſprunge des

Vulkans Tongariro ſteht noch heut ein ſolcher Sarkophag mit den Gebeinen des großen Tukino Te Heuheu, welcher bei einem Bergrutſch mit ſeiner ganzen Familie den Tod fand. Statt zu fliehen, ging der mächtige Häuptling der Gefahr kühn entgegen. Mit Zauberformeln glaubte er die Kataſtrophe hemmen zu können und die Naturkräfte zu bannen. Der Kraterſchlund des Vulkans war ihm zum Grabe beſtimmt worden. Aber als man ſich dem oberſten Eruptionskegel näherte, ertönte ein dumpfes unterirdiſches Rollen und die entſetzten Träger flohen. Darum war bis in die jüngſte Zeit der Berg aufs ſtrengſte tapu.

Auf dem Grabe der Häuptlinge errichtete man ein Denkmal, einen niedrigen hölzernen Pfahl, mit Tüchern umhangen, nur der oberſte Teil, welcher das Geſicht vorſtellte, blieb frei. An der getreu nachgeahmten Tattuierung erkannte der Maori, wem das Denkmal errichtet war.

Die religiöſen Anſchauungen der Neuſeeländer waren ſchon bei der erſten Kenntnisnahme derſelben durch Europäer verworren und unklar. Zwar ſind uns vielfache Berichte über dieſelben durch tüchtige Forſcher zugegangen, aber erſt Baſtian hat uns einen tieferen Einblick in die Weltanſchauung dieſes Volkes gewährt. Durch ein glückliches Geſchick wurden ihm die Sammlungen mitgeteilt, mit welchen ſich einige hervorragende und begeiſterte Männer ſeit Jahren beſchäftigt hatten. Darauf beruht die folgende Darſtellung.

Die Schöpfung beginnt in Neuſeeland, wie ſonſt in Polyneſien, mit dem Po als Urnacht. Die Himmel ruhten auf der Erde und alles war Finſternis. Nie waren die beiden getrennt geweſen. Dieſer Zuſtand wurde unerträglich, denn die Menſchen waren zahlreich geworden. Damit Licht werde, beſchloſſen die Söhne Rangis (des Himmels) und Papas (der Erde) die Eltern von einander zu reißen; nur Tawhiri-Matea, der Windgott, hatte Mitleid mit ihnen. Zum Andenken an dieſe Dinge ſagt man: „Die Nacht! die Nacht! der Tag! der Tag! das Suchen, das Ringen nach dem Licht! nach dem Licht!“

Einer der Brüder nach dem andern erhob ſich, den Himmel von der Erde zu trennen: Rongo-Matana, der Gott der Ernten, Haumia-Tikitiki, der Gott der wilden Früchte, Tangaroa, der Gott des Meeres, Tumatauenga, der Kriegsgott, aber keiner vermochte es. Zuletzt erhob ſich Tane-Mahuta, der Waldgott, und riß, indem er ſein Haupt beugte und mit den Füßen nach oben ſtieß, Himmel und Erde aus einander. Was kümmerte Tane ihr Wehklagen? Nun wurden die Menſchen ſichtbar, welche bisher in den Höhlungen an ihrer Eltern Brüſten verborgen geweſen waren.

Aber der Sturmgott Tawhiri-Matea gedachte nun ſeine Brüder zu bekriegen, weil ſie ſeine Eltern getrennt hatten. Er erhob ſich und folgte ſeinem Vater, dem Himmel. Bei ihm wohnte er in den offenen Räumen des Himmelsgewölbes, zog ſeine Kinder groß und entſandte ſie nach allen Richtungen. Und nun beginnt der Kampf.

Ein Windſtoß genügt, den Waldgott zu fällen. Tief unten am Boden liegt er, mit all ſeinen Zweigen, Fraß für Moder und Wurm. Dann wendet er ſich gegen die Gewäſſer. Tangaroa verläßt die wellenzernagte Klippe und flieht in die Tiefen des Oceans. Aber ſeine Kinder trennen ſich. „Schwimmender Fiſch“ ſucht den Ocean auf und „Schrecken“, das große Reptil, bleibt auf dem Lande. Seit jener Zeit iſt unaufhörlicher Krieg zwiſchen den Waſſern und dem Lande geweſen.

Nun wandte ſich der Sturm gegen Rongo-Matana und Haumia; aber die Erde riß ſie hinweg und verbarg ſie in ihrem Buſen und der Sturm ſuchte ſie vergebens, denn die Erde bedeckte ſchützend ihre Kinder. Darauf geht es gegen Tu; aber Tu achtet des Sturmes nicht, er allein iſt ſtark im Kampfe. Aufrecht ſteht er auf den offenen Ebenen ſeiner Mutter Erde, bis die Wut der Himmel und die Winde nachlaſſen. Weil ihm aber ſeine Brüder nicht beiſtanden, beſchließt er ſie zu bekriegen.

Er macht Schlingen und Fallſtricke und hängt ſie in die Bäume. Ha! Tanes Kinder ſind gefangen. Er ſchneidet den

Flachs, er knotet das Netz, er zieht es durchs Waſſer. Ha! Die Söhne Tangaroas ſterben auf dem Strande. Nun ſucht er Rongo und Haumia. Die Erde hat ſie verborgen, aber ihr Haar, das ſich über dem Boden zeigt, verrät ſie. Er ſpaltet den Hartholzbaum mit ſteinernem Keil, er verfertigt das ſpitze Ko und gräbt die Erde. Rongo und Haumia werden aufgedeckt und liegen trocknend in der Sonne.

So verſchlang Tu ſeine Brüder und verzehrte ſie; während des Kampfes aber trug es ſich zu, daß der größere Teil der Erde von den Waſſern überſchwemmt wurde; nur der kleinere blieb trocken.

Aber das Licht fuhr fort, ſich zu vermehren, und wie das Licht zunahm, ſo vermehrte ſich auch das Volk. Geſchlecht reihte ſich an Geſchlecht bis hinab zu den Zeiten Maui-Potikis, der durch ſeine Vergehen gegen Hine Nui te Po dem Menſchengeſchlecht den Tod brachte, denn ohne dieſes würden ſie ewig gelebt haben.

Nun bleibt in dieſen letzteren Tagen der Himmel weit von ſeinem Weibe, der Erde, entfernt; aber die Liebe des Weibes wird in Seufzern zu dem Gatten emporgetragen. Dies ſind die Nebel, die von den Gipfeln der Berge aufwärts ſchweben; und die Thränen des Himmels fallen auf ſein Weib nieder. Siehe, die Tautropfen!

Dieſe Sage von der Schöpfung iſt allegoriſch und ihre Bedeutung war nur den Prieſtern verſtändlich, dem gemeinen Volke iſt ſie niemals mitgeteilt worden. Weit populärer war der über ganz Polyneſien verbreitete Mauimythus. Auf Maui häuft ſich auch hier eine Menge von Thaten, wie auf Herakles, mit dem wir ihn am eheſten vergleichen können. Den ganzen Mythenkreis, der ſich um ſeine Perſon gebildet hat, zu durchwandern, alle die verſchiedenen Schickſale, welche er durchzumachen hat, hier auch nur zu berühren, iſt unmöglich. Einige aber dürfen wir uns näher anſehen. Die Sage von der Feſſelung und dem gewaltſamen Angriff auf die Sonne, welche zu ſchnell

über den Himmel schritt und dabei mit ihrem flammenden Feuer die Menschen plagte, finden wir mit wenigen Abweichungen bei den Samoanern, wiederum ein Hinweis auf die Herkunft der Maori. Eine andere ist die Mythe von der Entstehung der Nordinsel, welche noch in dem Namen derselben nachklingt.

Der Fisch des Maui, Te Ika a Maui, heißt sie noch heute bei den Eingeborenen, die bei der Erzählung von Mauis That hinweisen auf die Fischgestalt ihres Wohnplatzes, dessen einzelne Punkte sie als Gliedmaßen des Fisches bezeichnen. Im Süden ist der Kopf; dort sind die Port Nicholson einschließenden Landzungen die Kiefern, Port Nicholson selber ist das eine Auge, der Wairapasee das andere. Kap Egmont stellt die Rückenflosse, das Ostkap die Bauchflosse vor und die nordwestlich streichende Landzunge ist der Schwanz. Und in der That ist der Vergleich nicht so übel, er beweist auch für die richtige Vorstellung, welche die Maori schon lange vor Ankunft der Europäer von ihrem Lande hatten. Die Sage aber, welche sich an den Fisch des Maui knüpft, ist nach einer von Bastian mitgeteilten Version folgende.

Nachdem Maui seine große That gegen die Sonne vollbracht hatte, blieb er träge daheim, während seine Brüder fleißig zum Fischfang gingen. Darüber murrten seine Weiber und Kinder. „Ha!“ ruft Maui, „denkt ihr, ich könnte nicht Fische fangen? Bald wird die Sonne sie bescheinen, wie sie am Strande aufgehäuft liegen.“ Nun verfertigt er einen Angelhaken aus dem Kinnbacken seiner Ahnherrin Muri-ranga-whenua, der „Fernsten-Grenzen-der-Erde“, der unbesieglichen Waffe, welche sie ihm auf sein Bitten geliehen hatte. Dann dreht Maui eine Schnur. „Jetzt“, sagt er zu seinen Brüdern, „laßt uns auf das Meer hinausfahren und fischen.“ Aber seine Brüder, denen er schon manchen bösen Streich gespielt hatte, wollten ihn nicht mitnehmen und fuhren allein hinaus. Aber als sie zurückgekehrt waren, versteckte sich Maui im Kanu und, ohne zu wissen, daß er bei ihnen war, fuhren die Brüder am nächsten Morgen abermals

auf die See. Da sich Maui nun erhob, wollten sie ihn wieder ans Land bringen. Er aber sagte: „Erlaubet mir hier zu bleiben, damit ich das Wasser aus dem Kanu schöpfe.“ So gestatteten sie ihm zu bleiben. Nun fuhren sie auf Mauis Zureden immer weiter hinaus, vorbei an ihrer gewohnten Fangstelle, über den fernsten Ankerplatz hinaus, den Kanus jemals erreicht hatten, denn Maui sprach zu ihnen: „Es lohnt sich nicht, hier zu fischen! Laßt uns hinaus fahren in die Strömungen des großen Oceans außer Sicht vom Lande, so wird unser Kanu in einem Augenblick gefüllt sein, denn die Fische werden dem Haken scharenweise folgen.“ Und so geschah es in der That. Nur zweimal warfen sie ihren Haken aus, da war das Kanu schon gefüllt. So schickten sich Mauis Brüder an, zurückzukehren. Aber Maui sprach: „Wartet ein wenig, bis ich meinen Haken auswerfe.“ Darauf zieht er unter seinem Mantel seinen Haken hervor, der von eingelegten Perlen glänzt, geschnitzt ist und verziert mit Büscheln von Haar und Federn: den Kinnbacken seiner Ahnherrin Muriranga-whenua.

Der Köder aber fehlt und seine Brüder wollen ihm keinen geben. Da ballt er seine Faust und schlägt sich auf die Nase, daß das Blut fließt. Das reibt er auf den Haken und wirft ihn ins Meer. Hinab sinkt der Haken — hinab, hinab. Jetzt ist er dicht am Grunde und jetzt hat er den Giebel von dem Hause Tongonuis, des Ahnherrn Mauis, erreicht, der unter den Wassern wohnt. Weiter sinkt der Haken, er geht an der Dachrinne vorbei, an dem Schnitzwerk der Vorderseite. Jetzt hat er den Boden erfaßt und Maui zieht an der Leine. Ha! das Haus jenes Alten, Tongonui, ist an dem Haken des Maui-tikitiki-o-Taranga! Und mit ihm herauf kommt eine Welt. Der trübe Ocean wallt auf, die Gipfel der Berge sind nahe und manch ein wirbelnder Strudel tost.

Aber nun fühlt Maui den ganzen Widerstand, seine göttliche Kraft hat ihres gleichen gefunden, nicht näher kommt der Haken. Grimmig zieht er und singt dabei jauchzend:

Warum,
Warum o Tongonui?
Klammerſt du dich an des Oceans Tiefen?
Noch widerſtehend
Der Kraft Ranga-whenuas
Tauchend in das bewegte Meer,
Tauchend!
Hebend! Ooi!
Die Kraft Ranga-whenuas
Trägt den Sieg davon!



Ha! der Fiſch Mauis erhebt ſich aus dem Waſſer — ein Landfiſch — ein großes Land — Papa-tu-a-nuku, die Walfiſcherde!

Maui geht nun fort, den Göttern ein Opfer zu bringen, und ſchärft, ehe er geht, ſeinen Brüdern ein, ja nicht vor ſeiner Wiederkehr den Fiſch zu zerteilen und zu koſten. Aber die Brüder achten ſeiner Worte nicht, ſie zerſchneiden den Fiſch und eſſen davon. Darüber ergrimmt der Meergott Tangaroa und läßt den Fiſch ſich ſträuben in grimmigen Zuckungen. Und hierdurch wurde das Land ſo häßlich geſtaltet — Berge, Thäler, Ebenen, Schluchten, Abgründe, alle gemiſcht.

Das iſt die Sage von Maui, dem Lieblingshelden maoriſcher Mythologie. Aber ſolche Kraft, wie er, konnte auch der Menſch haben, wenn er alle Karakia, alle Zauberſprüche kannte. Dann beſaß er die Obergewalt über alle Naturereigniſſe und der homeriſche Ausſpruch „Alle Sterblichen bedürfen der Götter“ galt für ihn nicht mehr. Davon war der Maori tief durchdrungen und neuſeeländiſche Koloniſten hatten Gelegenheit, ſich davon zu überzeugen, wenn bei gefährlicher Seefahrt in gebrechlichem Kanu ſich unter Sturmesgebraus und Wogenſchwall die Geſtalt des alten Tohunga erhob, um ſo laut, als es ſeine Stimme erlaubte, dem Meere und dem Wind ein Schweigen zuzurufen. Dem Maori waren ſeine Inkantationen nicht flehende Gebete, auch nicht Beſchwörungen, ſondern Befehle an die Natur, denn er, das Abbild Tuis, beſitzt die Autorität, zu gebieten. Freilich wollte ſich die Natur nicht immer fügen; Te

Heuheu rief vergebens dem ſtürzenden Berge ſein Halt entgegen und mußte ſeinen Wahn mit dem Tode büßen.

Daher konnte von einer Prieſterſchaft nur in bedingter Weiſe die Rede ſein; es ſcheint ſogar, als hätte jeder Vornehme als Prieſter fungieren dürfen. Die Macht, das Mana, eines Maoriprieſters war begrenzt und erſtreckte ſich nur auf Angelegenheiten, in denen die Einmiſchung der Götter erkannt werden konnte. Im Kriege wurde ſeinen Befehlen Folge geleiſtet, nach Beendigung desſelben hörte das auf. Wenn Hongi auf dem Marſch ſeine Scharen halten laſſen wollte, ſo teilte er dies dem alten Te Kamara mit, der ſeine Expedition begleitete. Dieſer gab dann ſein Gewand einem Mann, um dasſelbe an einer beſtimmten Stelle niederzulegen, und dieſem Zeichen wurde ſtets Gehorſam erwieſen. Dagegen kehrte ſich der Häuptling Korotiwah in einer Schlacht durchaus nicht an den Prieſter Te Rakino, denn dieſer hatte am Vorabend ſeinen Stamm beleidigt; er zog im heftigſten Kampfe mit den Seinen zurück und erſchien erſt ſpät wieder im Treffen. Der Prieſter übte auch andere Befugniſſe aus, er beſtimmte, wann die Frucht in die Erde gebracht werden mußte u. a.

Nach Baſtian's aus den Mittheilungen eines alten Prieſters geſchöpfter Darſtellung iſt der Himmel in zehn Terraſſen aufgebaut. Auf der höchſten derſelben thront in dem Naherangi oder Tuwarea genannten Tempel unter den dort vereinigten Göttern Rehua als der höchſte, ein nebeliger Feuergott, der mit ſeiner erſten Frau Atatuhi den Mond, die Sterne, die Dämmerung und den Tag, mit ſeiner zweiten Frau Wero wero dagegen die Sonne zeugt. Die nächſte, die neunte Terraſſe iſt von den Geiſtergöttern, Wairua, bewohnt, welche bevorzugte Seelen unter ſich aufnehmen. Die achte Terraſſe bildet den Aufenthalt der Geiſterſeelen und in der ſiebenten werden die Seelen, unter Erwachen des Geiſteslebens, zum Niedergang in Menſchenleiber vorbereitet. Dieſe vier höchſten Abteilungen des Himmels ſtehen unter der Herrſchaft von Rehua; über die drei nächſten gebietet Tawhaki. In der ſechſten Terraſſe weilen die Untergötter, in der fünften Halb-

götter, Gehilfen der vorigen, und in der vierten belebt ſich an dem Lebensquell Hauora die Seele des Embryo für irdiſche Geburt. Die drei unterſten Terraſſen ſtehen unter Maru. Hier befinden ſich in der dritten die großen Seen, welche die Waſſer über dem Firmamente halten, und wenn die aufgewühlten Tiefen über den Rand ſpritzen, erſcheint der niederfallende Schaum als Regen oder Hagel auf der Erde. Die zweite Terraſſe bildet den Himmel des Regens oder Sonnenſcheins und dann folgt die Luftatmoſphäre, das Reich Tawhiri-Mateas, des Windgottes.

Gleich der oberen Welt, dem Himmel, iſt auch die untere, die Erde, in zehn über einander liegende Abteilungen geſchieden. Zunächſt iſt die mit Gras und Bäumen bedeckte Erdoberfläche unter die Herrſchaft des Gottes Tane-mahuta geſtellt. Dann kommt die Region der Götter Rongo Motane und Haumia Tiketike, wo die eßbaren Knollen wachſen. Darauf folgt Reinga, der Eingang zum Hades der Maori. Am Reinga, am wildzerriſſenen Geſtade des Nordkap, ſteht ein uralter Pohutukauabaum (Metrosideros tomentosa) und ſchickt durch eine Höhlung am Klippenrande ſeine niederhängenden Schlinggewinde tief in das Schattenreich hinab. Das iſt die Leiter für die Toten, für alle dieſelbe. Zur Nachtzeit, beſonders nach großen Schlachten, hören die Bewohner des Nordkaps im Sturm- und Wogengetoſe das Rauſchen vorüberſtreichender Seelen, „gleich denen Galliens, wenn ſie ſich auf dem Einſchiffungsplatz zur Überfahrt nach Britannien drängten.“

Die Seelen der Häuptlinge ſteigen erſt zum Himmel und laſſen dort ihr linkes Auge als Stern zurück; dann gehen auch ſie nach dem Rainga, wo im nächtlichen Dunkel die greiſe Urahnin Hine nui te po weilt. Weiter geht es hinunter in das Au Toia unter der Herrſchaft Whiros. Mehr und mehr ſinken nun dem Seelengeiſt die Kräfte, ſo daß er, Uranga o tera erreichend, ſchwer der rachſüchtigen Göttin Rohe entgeht, die alle Seelen zu töten ſucht. Entkamen ſie mit ſtets abnehmender Kraft in die nächſten Hiku Toia und Pou Touri, ſo erlagen

ſie wohl dem Gotte Meru und nur wenige noch taumelten durch die Region Toke in den Schlund der letzten, zehnten Schicht Meto, wo alles in Verweſung endete.

Das war alſo die Vorſtellung der Maori von den Zuſtänden nach dem Tode. Wahrlich keine tröſtliche und keine ſolche, welche den Lebenden ermutigen konnte, dem Tode froh entgegen zu gehen. Und doch thaten dies die Maorikrieger. Für ſie war es genug, wenn ihre Thaten in dem Munde ihrer Nachkommen fortlebten. So hoch ſtand ihnen der Ruhm, daß die größeren Heldenthaten eines Sohnes den abgeſchiedenen Vater nicht, wie den Achilleus im Hades, mit Freude erfüllten, daß ſie vielmehr ſeinen Neid erregten und ihm im Grabe keine Ruhe ließen.

Ein tapferer Häuptling, der Sproſſe eines hochberühmten Heldenkönigs, kehrt von einem ſiegreichen Kriegszuge ruhmgekrönt zurück. Wie er mit ſeiner tapferen Schar am ſturmgepeitſchten Strande des dunkelſtarrenden Nordkaps vorüberzieht, brauſt es in den Wogen, ſie zerteilen ſich und heraus tritt, mit Speer und Keule bewaffnet, eine rieſige Spukgeſtalt. Und wie das Geſpenſt auf ihn zuſchreitet, erkennt der junge Fürſt den Geiſt ſeines Vaters. „Sohn“, ruft der ihm zu, „bereite dich zum Kampfe. Bis in die Unterwelt iſt der Ruhm deiner Thaten gedrungen, du verdunkelſt den meinigen. Neid fühle ich im Herzen; wir müſſen uns meſſen, wer der Größere ſei.“ Der Kampf beginnt, der Sohn wird überwunden und beruhigt kehrt der Geiſt des alten Kriegers in die Unterwelt zurück.

Aber es iſt nicht zu verwundern, daß eine ſolche Zukunft nicht befriedigte. Wenn auch nicht allen, ſo wurde doch bevorzugten Perſonen ein beſſeres Schickſal eröffnet. Tapfere Krieger zogen in die Sonne ein und die Sonnenflecken ſind ihre Schatten. Und wie Rupe, der, ſeine Schweſter Hinauri ſuchend, bis zu dem zehnten Himmel, wo Rehua herrſcht, vorgedrungen war, ſo glaubten die Stämme von Taranaki durch die verſchiedenen Himmelshallen bis zur achten aufſteigen zu können, wo die Geiſterſeelen weilen.

Die alte Religion war mit der Zeit so morsch in ihren Stützen geworden, daß sie schon im Zusammenbrechen war, als die ersten Europäer sich auf dem Maorilande ansiedelten. Zwar waren die Neuseeländer nicht schnell geneigt, das Christentum anzunehmen, als es ihnen geboten wurde, wie es einige ihrer polynesischen Verwandten thaten. Aber daß ihnen die alte Religion nicht genügte, das beweist die Entstehung jener eigentümlichen Mischung, welche sie aus den verschiedensten Bekenntnissen herstellten, eine Verquickung alten Aberglaubens mit christlichen und jüdischen Dogmen. Ihren jetzigen Zustand hat Bastian treffend charakterisiert.

„Die Religion des Maori liegt in seiner Selbstachtung und in der dadurch bedingten Verehrung seiner Atua, seiner göttlichen Vorfahren, unter einem als naturgemäß empfundenen Zusammenhang. Fühlt er sich inmitten fremder Verhältnisse gestellt, vor deren stärkerer Macht er sich zu beugen hat, so geht ihm mit dem stolzen Selbstgefühl auch sein Gott verloren und rasch bricht er hoffnungslos zusammen."

Mit den staatlichen Verhältnissen verhält es sich ähnlich wie mit den religiösen. Sie befanden sich bei der Ankunft der Europäer und wohl schon lange vorher gleichfalls in der Auflösung begriffen, und sie haben ebenso wie jene durch europäische Einflüsse eine Neugestaltung erfahren. Denn einen von allen oder auch nur von einer größeren Zahl anerkannten Maorikönig hat es früher niemals gegeben. Bei keinem polynesischen Volke sind die Unterschiede zwischen den Ständen mehr verwischt als hier. Man kannte nur zwei Klassen: Freie und Sklaven, die letzteren verschonte Kriegsgefangene, welche zwar alle schweren Arbeiten für ihre Herren verrichteten und auch das Menschenfleisch liefern mußten, wenn solches verlangt wurde, außerdem aber sich doch einer leidlichen Existenz erfreuten. Unter den Freien, den Rangatira, hatten die Ariki durch ihre Geburt die angesehenste Stellung, die sich auf den ältesten Sohn vererbte. Diese Ariki besaßen die Macht, alles tapu zu machen und auch

vom tapu zu befreien. Aber ſie hatten ſonſt ſehr wenig Gewalt; ſie konnten, mit Ausnahme des Sklaven, Gehorſam nicht von einem einzigen Mitgliede ihres Stammes fordern. Auch vermochten ſie durchaus keine Garantie für die Handlungen einer Abteilung, eines Iwi, oder auch nur einer Unterabteilung, eines Hapu, übernehmen. Als Heke zum erſten Male die Flaggenſtange bei Kororareha umgehauen hatte, wurde von Sydney eine Truppenabteilung abgeſandt und die Arikis der Ngapuhi Hapus ſchloſſen mit dem Gouverneur einen Vertrag, nach welchem Heke fortan keinerlei Störungen des Friedens mehr verurſachen ſollte. Heke war nur ein niederer Häuptling, er fühlte ſich durch jenen Vertrag aber ſo wenig gebunden, daß er allen zum Trotz die Flaggenſtange zum zweiten Male umſtürzte und die Stadt Kororareka einäſcherte.

Der Ariki mag ferner die Kraft des Tapu beſitzen, die ihm vermöge ſeiner Abſtammung innewohnt, aber es iſt nicht nötig, daß er die Führerſchaft des Stammes hat. Der Ariki der Ngatikaihoro mußte dieſelbe an ſeinen Neffen abtreten, weil er einen Diebſtahl begangen hatte, und auch das Tapu, welches auf einem Felde lag, ſah er ſich genötigt, auf das Drängen des Volkes zu entfernen. Als Hape, der oberſte Häuptling der Ngatiraukawa, auf dem Sterbebette lag, fragte er ſeine Söhne, ob ſie imſtande ſein würden, das Volk zu weiteren Siegen zu führen und die Ehre des Stammes zu wahren. Als ſie keine Antwort gaben, trat Te Raugaraha, der zum Volke gehörte, hervor und ſprach: „Ich bin imſtande in deine Fußtapfen zu treten und ſogar das zu thun, was du nicht konnteſt.“ So wurde er Führer des ganzen Stammes und blieb es bis an ſein Ende. Als Anführer einer Kriegerſchar wurde er ſelbſt nicht von dem berühmten Hongi übertroffen, aber die Macht der Ariki, etwas tapu zu machen, beſaß er deswegen doch nicht. Den Ariki zeichnete auch eine beſonders prächtige Kleidung aus, ſowie das Tragen gewiſſer Federn im Haar und der Tiki um den Hals; in der Hand trug er einen ſchön geſchnitzten Stock aus hartem Holz.

Unter die Ariki konnte ein durch Geburt dieſem Stande nicht angehöriger Mann zwar nicht aufgenommen werden, da ja ihre Gaben und Kräfte göttlicher Natur waren, wohl aber unter die Rangatira. Namentlich wurde dieſe Ehre Europäern zu teil, welche ſich mit Maorifrauen verheiratet und die Tattuierung angenommen hatten; es geſchah dies aber auch ohne ſolche Bedingungen. Der neuſeeländiſche Beamte William Baker in der Abteilung für die Eingeborenen wurde ſogar von dem berühmten Te Kaniatakirau zum Häuptling unter dem Namen Te Huia ernannt, wie uns Hochſtetter erzählt, dem ſelber dieſe Auszeichnung, ja der Beſitz eines Stück Landes angeboten wurde, welches zwiſchen den Ngaiterangis und den Ngatihokos zum Zankapfel geworden war.

Daß die Stellung der Frauen eine niedrigere war als die der Männer, darüber werden wir uns nicht wundern, es darf vielmehr unſer Erſtaunen erregen, daß das weibliche Geſchlecht hier nicht in der ſtrengen Scheidung von dem männlichen lebte, wie in Hawaii oder gar in Tahiti. Die Frauen der Maori nahmen mit allen Familienmitgliedern an den Mahlzeiten teil; ſie fanden bei den Kindern denſelben Gehorſam wie die Väter und ſie waren auch bei den öffentlichen Verſammlungen und Kriegsberatungen zugegen. Sie begleiteten ihre Männer in den Kampf und feuerten ſie zur Tapferkeit an.

Die Neuſeeländer lebten in Polygamie. Doch beſaßen nur die Vornehmen mehrere Weiber und nur eine, die, welche zuerſt die Mutter eines Sohnes wurde, nahm die eigentliche Stelle einer Gattin ein. Die Frau gab auch dem Manne die Stammesangehörigkeit und den Rang; ſie ſtieg nicht zu ihm hinab, er wurde durch ſie erhöht. Ceremonien bei Schließung der Ehe fanden nur in ſeltenen Ausnahmefällen ſtatt; ein Prieſter rief wohl über das neuvermählte Paar den Segen herab. Die Bewerbung war aber zuweilen eine ſehr rohe. Dieffenbach berichtet, daß wenn ein Mädchen von zwei Liebhabern umfreit ſei, dieſe die Geliebte je an einem Arme faßten; wer ſie dem andern entriß, führte die

Braut heim. Ohne Verrenkungen ſoll es dabei nicht immer abgegangen ſein. Die Braut wurde um ihre Einwilligung ſelten gefragt; ihre Hand vergaben die Eltern, auch der älteſte Bruder, deſſen Zuſtimmung für beſonders wichtig galt. Aber Fälle, wo Verbindungen aus reiner Neigung und trotz aller Hinderniſſe geſchloſſen wurden, liegen gleichfalls vor. Die Legende von der ſchönen Hinamoa, ein Seitenſtück zu der Hero- und Leanderſage, nur daß der ſchwächere Teil hier das Schwimmen übernimmt, iſt dafür eine gute Illuſtration.

Hinamoa, die einzige Tochter des Häuptlings Umukaria in Owhata an den Ufern des Rotoruaſees, liebte den ſchönen, aber armen Tutunakai, welcher auf der kleinen Inſel Mokoias in der Mitte des Sees lebte. Aber ihre Verwandten widerſetzten ſich ihrer Verbindung. Da beſchloß ſie zu fliehen. Als alles ſchlief, eilte ſie leichten Fußes hinunter zum See, aber kein Kanu war zu ſehen. Vorſorglich hatte man ſie alle hoch auf den Strand gezogen und ſie waren zu ſchwer für Hinamoas Kräfte. Von drüben her klangen zu ihr die Töne von Tutunakais Flöte, klagend, lockend; ſie konnte nicht widerſtehen, ſie ſtürzte ſich in das Waſſer und ſchwamm hinüber. Und mit glücklicherem Erfolge als der helleniſche Liebende.

Welche tiefe und zarte Empfindung ſpricht ſich nicht in dem folgenden, uns von Hochſtetter mitgeteilten Gedichte einer jungen Frau des Ngatikahunuaui-Stammes aus, das beiläufig jetzt auch in figürlichem Sinne gebraucht wird, wenn man einer hochſtehenden Perſon Dankbarkeit für beſondere Aufmerkſamkeit ausdrücken will. So wurde es auch ein „Freundſchaftsgeſang“ an den berühmten Reiſenden.

Dunkel rollen düſtre Wolken
Um den Gipfel Pukehina,
Uber'n Pfad, wo mein Geliebter
Ewig meinem Blick entſchwunden.
Kehr', ach kehr' noch einmal wieder!
Daß der Liebe Strom kann fließen
Aus den thränenmüden Augen,

Ein Tribut der wahren Liebe.
Deine trauten Arme drückten
Mich Unwürd'ge an die Bruſt einſt,
Klammernd wand ſeitdem mein pochend
Herz um Dich die ſtärkſten Ranken.

Die Neuſeeländerin, die ſo warmer Liebe fähig war, konnte auch, wenn der Gegenſtand derſelben unerreichbar war, auf das Leben verzichten. Davis teilt in ſeinen Maori Mementos den ſchönen Geſang einer Eingeborenen mit, welche ſich aus verzweifelnder Liebe von einer Klippe herabſtürzte. Und tief rührend ſind die Klaggeſänge um geliebte Tote.

Ihr blauen Wellen, die ihr kommt und gehet,
Nicht länger mögt ihr fluten, mögt ihr ebben,
Denn euren Liebling hat man fortgetragen.
Das laute Volk verſammelt ſich zu Feſten,
Der Kahn durchſchneidet raſchen Laufs die Wellen,
Der weiße Schaum des Waſſers ſpritzt hoch auf.
Die Vögel fliegen hin und wieder,
Am Himmel dunkle Wolken bildend
Und dann auf ſchroffen Klippen niederſitzend.
Nur du allein, Geliebte, kommſt nicht wieder,
Und nicht 'ne Locke deines Haares blieb uns,
Um ſie mit bittren Thränen zu benetzen.

Dies das Ende eines Klaggeſangs, welchen die alte Häuptlingsfrau Patuwhakairi am Hokianga verfaßte, als die ſchöne, junge und liebenswürdige Ngaro ſtarb, die ſie mit dem Abendſtern vergleicht, der niederſinkt, „um aufzugehen in einem helleren Himmel, wo tauſend warten, um ihn zu begrüßen."

Damit ſind wir ſchon in eine Betrachtung der geiſtigen Eigenſchaften der Maori eingetreten. Eine nicht geringe Zartheit des Gefühls wird ihnen nach den angeführten Proben wohl niemand abſprechen. Ihre Kosmogonie gehört zu dem Schönſten und durch wahrhaft poetiſche Anſchauung Hervorragendſten, was wir unter den Mythen heidniſcher Völker kennen. Und wie man Dichtertalent zu den edelſten Eigenſchaften rechnete, ſo war die

Ausbildung der Redekunſt eine der Hauptaufgaben einer ſorgfältigen Erziehung eines Maorihäuptlings. Je geſchickter alte Sagen und Geſänge, Sprichwörter und Ausſprüche großer Häuptlinge in eine Rede verflochten wurden, deſto größer war der Eindruck, welchen dieſelbe bei den Zuhörern machte, deſto lauter der Beifall, der dem Redner am Schluſſe zu teil wurde. Dieſe Gabe haben ſie in den letzten Jahren nicht mehr ſo wie früher zu pflegen geſucht, obſchon vielleicht gerade die Geneigtheit der zum Chriſtentum Bekehrten, als Prieſter zu wirken, ihren Grund in ſolcher Fähigkeit hat. Die jüngere Generation zeigt eine größere Vorliebe für das Schreiben von Briefen, welche ſie puka puka (von dem engliſchen book) nennen, und zwar in ſolchem Maße, daß ſchon vor 20 Jahren eine Maori-Briefpoſt errichtet werden mußte, um die lebhafte Korreſpondenz zwiſchen den Eingeborenen zu befördern.

Alles, was wir von der Maori-Litteratur beſitzen, iſt durch mündliche Überlieferung aufbewahrt worden, bis Shortland, Dieffenbach u. a., namentlich aber Sir George Grey, Sammlungen der Sagen und Lieder dieſes Volkes machten. Außer den Götter- und Heroenmythen, ſolchen, wie wir ſie an anderer Stelle mitgeteilt haben, beſaßen ſie eine ganze Reihe von Geiſtergeſchichten: von Patupaearehes, den rieſigen, nur für Zauberer ſichtbaren Urbewohnern, welche auf hohen Bergen hauſen, von Taniwhas, den Unholden des Waſſers, die beſonders als Haifiſche erſcheinen, den krokodilartigen Ngararas, welche, gleich unſerem Lindwurm, in Schluchten und Höhlen wohnen, aus denen ſie hervorkommen, um den Wanderer zu verſchlingen. An alle hervorragenden Naturerſcheinungen, an eigenartig geſtaltete Berge, namentlich an Vulkane, an Quellen und Flüſſe knüpfen ſich vielerlei Sagen, aus denen der Name, welchen man ihnen gab, ſeine Erklärung herleitet.

Wir erinnern uns da an den Namen, welchen die Nordinſel führt. Gerade dieſe Nordinſel iſt durch ihre den Naturmenſchen notwendig mit abergläubiſcher Furcht vor unterirdiſchen,

dämoniſchen Gewalten erfüllenden Erſcheinungen vor allem der Schauplatz mannigfacher Sagen geworden.

Zwiſchen dem Vulkan Tongariro und White Island oder Whakari in der Plentybai zieht ſich eine große Anzahl heißer Quellengebiete hin. Der Zuſammenhang dieſer Quellen mit dem Vulkan war den Maori klar genug, wie wir das aus einer oft erzählten Sage ſehen.

Unter den erſten Einwanderern von Hawaiki befand ſich auch der Häuptling Ngatiroirangi. Von Maketu, wo er landet, macht er ſich mit ſeinem Sklaven Ngauruhoe auf ins Innere, ſtampft Quellen aus der Erde, beſäet die Ebenen am Taupoſee mit Kowaibäumen, die aus ſeinem von Büſchen zerfetzten Tuch aus Kiekie-Blättern emporſprießen, und beſteigt den Tongariro. Den Gipfel bedecken Schnee und Eis, die Wanderer laufen Gefahr, zu erfrieren. Da ruft Ngatiroirangi ſeinen Schweſtern auf Whakari zu, ihm von dem heiligen unlöſchbaren Feuer zu bringen, das ſie von Hawaiki mitgebracht haben. Dieſe ſchicken die beiden Geiſter Pupu und Te Haeata unter der Erde nach dem Gipfel des Berges zu rechter Zeit, um den Häuptling zu retten, aber zu ſpät für den Sklaven. Nach dem letzteren benennt ſich noch heute die Höhlung, durch welche das Feuer aufſtieg. Und hier brennt das heilige Feuer unaufhörlich fort, wie auch an zahlreichen Punkten, an denen es aufſprühte, als die beiden Geiſter es unter der Oberfläche forttrugen.

Wie unſer Landvolk in den Spinnſtuben, ſo liebten auch die Maori die Regentage und langen Winterabende durch allerlei Erzählungen abzukürzen. Wunder und böſer Zauber ſpielen auch bei ihnen eine große Rolle. Hochſtetters Märchen von Kohuki und ſeinen beiden Frauen, der ſchlechten Tuhoroponga und der guten und ſchönen Korire, läßt uns freilich den verſöhnenden Schluß vermiſſen, denn die Unſchuld muß ungerächt der Falſchheit und Schlauheit unterliegen. Der getäuſchte Kokuhi erfährt es gar nicht, daß ſein geliebtes Weib von der böſen Zauberin umgebracht worden iſt, und lebt ganz glücklich mit dieſer bis an ſein

Ende. Unſer Gewährsmann meint, daß dies vollkommen den Anſchauungen eines Volkes entſpreche, welches in ſeiner Sprache nicht einmal ein Wort für Dank habe. Aber ſo ſtumpf in der Unterſcheidung von Recht und Unrecht waren die Maori doch nicht, und wenn in jener Sage die Bosheit über die Tugend ſiegt, ſo erzählt uns Davis von der Vergeltung, die auf das Haupt des Mannes fiel, der ſeinen Bruder zu töten ſuchte, weil er ſein Weib begehrte.

Heneitekakara war ein ſehr ſchönes Weib; ihr Gemahl war Waihuka. Deſſen älterer Bruder Tuteamoamo wurde neidiſch und gedachte ihn zu töten. So lud er ihn denn ein, mit auf die See zum Fiſchfang zu gehen, und als nun der ſchwere Ankerſtein nach gethanem Fange nicht in die Höhe kommen wollte, überredete der ältere Bruder den jüngeren zu tauchen. Als dieſer im Waſſer und nicht mehr ſichtbar war, zerſchnitt Tuteamoamo das Ankertau und ſegelte von dannen. Das Rufen und Bitten ſeines Bruders rührte ihn nicht, höhniſch warf er ihm ſeine Habe zu: „Das ſoll dein Kahn ſein.“ Waihuka ſchwamm auf der See, er betete zu den Göttern und rief zu den Vögeln: Toroa, Kakoro und Kawau, ihn ans Land zu bringen. Keiner hörte auf ihn. Dann bat er die Fiſche, aber auch ſie kümmerten ſich nicht um ihn; endlich nahm ihn der Walfiſch, ſein Vorfahre, auf den Rücken und brachte ihn ans Ufer.

Als der ältere Bruder ans Land kam, fragte Heneitekakara, wo ihr Mann ſei. „In einem anderen Kahn“, erwiderte Tuteamoamo. Aber die Frau wurde unruhig und traurig; ſie dachte, er ſei tot. Abends kam der ältere Bruder an ihre Thür und rief: „Heneitekakara, ſchieb den Riegel zurück.“ Sie aber antwortete:

O laß mich weinen!
Laß mich ausſprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka;
Sieh, das Jahr iſt lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr iſt dein.

Dabei grub ſie ein Loch im Hauſe, um unter der Wand hinweg zu entfliehen. Noch einmal rief der ältere Bruder: „Schieb den Riegel zurück!“ und noch einmal gab ſie ihm dieſelbe Antwort. Dann entkam ſie glücklich an den Strand. Dort dachte ſie die Leiche ihres Mannes zu finden. Sie fragte die Vögel, ſie fragte die Fiſche des Meeres, keiner hatte ihren Mann geſehen, bis ſie zum Walfiſch kam, der zeigte ihr, wo Waihuka ſaß. Da weinten die beiden; dann ſagte der Mann: „Laß uns zu unſerem Hauſe gehen!“

Dort waren ſie ſtill, daß der falſche Bruder ſie nicht hören konnte. Waihuka aber kämmte ſein Haar und ſchmückte es mit Federn. Dann nahm er nach einander ſeine beſte Lanze, ſeine Keule, ſein Meſſer und fragte ſein Weib: „Sehe ich damit gut aus?“ Aber Heneitekakara ſagte: „Nimm die Lanze und wenn du ſie ſo ſchwingſt, wie jetzt, wird dein Bruder unterliegen.“

Zur Abendzeit, als es kühl wurde, kam Tuteamoamo an die Thür und ſagte: „Heneitekakara, riegle auf, riegle auf!“ „Komm herein, Tuteamoamo“, ſagte Heneitekakara. Tuteamoamo trat herein, aber ſein Bruder ſprang vor und durchbohrte ihn. So, das iſt das Ende.

Wie die Samoaner, ſo beſaßen auch die Neuſeeländer Fabeln, Geſpräche zwiſchen Tieren, in welchen das für jeden paſſende hervorgehoben wird, ſo in der Fabel von der Heuſchrecke und der Ameiſe, der Ratte und der Eidechſe, in der jedem ein Platz angewieſen wird, den er auszufüllen ſuchen muß, ohne ſich auf thörichte Abwege führen zu laſſen. Außerordentlich reich waren die Maori an Sprichwörtern, darunter viele ſehr treffende. Der Hund leckt die Hand, die ihn ſchlägt, der Mann aber züchtigt ſie. Friedlicher klingt: Tapferkeit im Krieg hat unſicheren Erfolg, aber Fleiß im Landbau hat ſicheren Lohn. Die Steine kochen das Eſſen nicht, aber des Mannes Hände. Die Nahrung, die dir andere geben, ſtillt den Hunger, die Nahrung, die dir deine eigene Hand verſchafft, macht ſtark und friſch. Die Morgenſonne kann die Wolken bewältigen, die Abendſonne kann es nicht.

Die Ecken des Hauſes kann man leicht ausſuchen, die Ecken des Herzens ſind unzugänglich. Beim Pflanzen ſind Freunde rar; iſt die Ernte herein, ſo kommen ſie ſcharenweis. Dann auch ſolche, die auf die Beziehungen der Maoris zu den Weißen und auf die Zukunft deuten: Der Maori verkauft ſein Land und liegt in der Sonne, der weiße Mann kauft es und bearbeitet es für Brod. Der Stamm wird ausſterben wie die Moa.

Weiter hatten die Maori einen außerordentlichen Reichtum an Liedern und Geſängen. Da gab es die religiöſen Karakia: Zauberſprüche, Gebete, Incantationen. Danach nennt man jetzt die chriſtlichen Kirchenlieder ſo. Dann ſang man bei der Arbeit, beim Rudern, beim Tragen die Toto-waka und Tuki-waka, gewöhnlich ein Chor mit einem Vorſänger. Die Haka, Liebeslieder, und Ngeri, Kriegslieder, begleitete man mit mimiſchen Bewegungen oder Tanz.

Das Beſte aber, was die Maori auf dem Gebiete der Poeſie hervorgebracht haben, finden wir in den Waiata aroha, Liebes- oder Freundſchaftsliedern, und den Trauergeſängen, den Waia tangi, von welchen wir ja ſchon einige ſchöne Beiſpiele gegeben haben. Von ihnen möge noch eins folgen, welches der Häuptling Wata Ranihi Tawia am Waitakere bei Auckland beim Abſchied in das Album Hochſtetters ſchrieb.

Hoch um die Tararua-Gipfel Nebel ziehen,
Mein Freund, der Doktor, weilet fern im Norden,
Des Herzens Schlag iſt nicht mehr ſanft und ruhig,
Nur heftig, regellos hebt ſich die Bruſt,
Und einſam klag' ich; denn kein Fluß uns ſcheidet,
Des Meeres Strom iſt's, der uns ewig trennt.
Ich hier auf Paritua's Felſenklippe,
Du ferne, ferne unter andrem Himmel.

Das iſt die eine und die ſchöne Seite des Bildes, welches wir von den Maoris entwerfen können. Aber es giebt noch eine andere und eine düſtere. Derſelbe Maori, der ſo zart ſeine Empfindungen ausſprechen konnte, zeigte zu oft zugleich eine

Wildheit und Roheit, die uns mit Abſcheu erfüllt. Seine Rachſucht trieb ihn zu Greueln aller Art. Hinterliſtig und verſchlagen hielt er den Verrat faſt für eine Tugend, und dennoch zeigte er in den Kriegen oftmals wieder eine gewiſſe Ritterlichkeit. Die Neuſeeländer ſind leidenſchaftlich und leicht erregt, dennoch wiſſen namentlich die Häuptlinge ſich wohl zu beherrſchen, denn ſie halten es für ſchimpflich, den Anſchein von Ruhe zu verlieren.

Hochſtetter ſtattete dem regierungsfreundlichen Häuptling Takerei einen Beſuch ab. Der Empfang war ſehr ceremoniell. „Nie hatte ich“, ſagt der Reiſende, „einen ſchöner und edler geformten Maori-Schädel geſehen als Takereis ſtolzes Haupt, aber auch nie kältere und ſtrengere Züge als auf ſeinem über und über tattuierten Antlitz. Kein Zug des Lachens oder auch nur der Freundlichkeit kam über das Geſicht des Mannes während unſerer mehrſtündigen Anweſenheit. Er ſaß da, zuſammengekauert, eine ſchmutzige wollene Decke umgeſchlagen, die Pfeife ſchmauchend, und warf unheimliche, wilde Blicke um ſich. Dabei gab er den ab- und zugehenden Eingeborenen kurze, raſche Befehle. Es lag etwas außerordentlich Imponierendes in der ſtolzen, ernſten Miene des Mannes, der mir wie aus Stahl geſchmiedet vorkam, aber auch etwas außerordentlich Wildes.“

Als Begrüßung reicht der Maori heute nicht nur dem Pakeha, auch ſeinem eigenen Landsmanne die Hand. Die alte Sitte des Naſendrückens, das Hongi, iſt zwar noch nicht ausgeſtorben, allein bei der jüngeren Generation verliert ſie ſich mehr und mehr. Es iſt ein merkwürdiger Anblick, Männer und Frauen bei Begegnungen nach langer Trennung mit trauriger Miene, vielleicht ſogar unter heftigem Weinen auf einander zugehen zu ſehen, um dieſe Ceremonie zu vollziehen. Hat man eine Weile geklagt und geweint (um die in der Zwiſchenzeit Geſtorbenen), ſo iſt man heiter genug. Das europäiſche Küſſen und Schütteln der Hände hat aber ſchon vielfach ſeinen Einzug gehalten.

Merkwürdig iſt es, wie wenig die Maori, darin ganz abweichend von ihren Verwandten auf Tonga, Samoa, Hawaii, die Schwierig-

keiten des engliſchen Idioms überwältigt haben. Ein Maori ſagte, er glaube, die engliſche Sprache gehe in ſein Ohr, aber er könne ſie nicht wieder herausbringen. Die Eingeborenen ſind außerordentlich ſchwer zu verſtehen, wenn ſie engliſch ſprechen. Das liegt zum großen Teil an der Maoriſprache ſelber. Das Maori-Alphabet hat nur 14 Buchſtaben und völlig verſchmolzene Diphthonge giebt es gar nicht. Da ſie kein s haben, ſo wird aus Sixpence Hickipennie. Aus New Zealand machen ſie Nuitireni, aus Victoria Queen of England Wikitoria te Kuini o Ingarangi. So iſt es denn gekommen, daß die engliſchen Koloniſten, die doch ſonſt jedem Volke ihre Sprache aufdringen, ſich hier haben bequemen müſſen, das Idiom der Eingeborenen zu erlernen. Auch die beiden Maori, welche im Oberhauſe, ſowie die vier, welche im Unterhauſe ſitzen, ſprechen, wenn ſie ihre Meinung abgeben, ihre eigene angeſtammte Sprache. Man kann dies als Unbildſamkeit hinſtellen, man kann es vielleicht aber richtiger als einen dem hohen Selbſtgefühl der Maori entſpringenden Konſervatismus auslegen.

Sind aber die Maori im Beſitze hoher geiſtiger Eigenſchaften, ſo berührt uns die Wahrnehmung um ſo ſchmerzlicher, daß auch ſie dem Untergange geweiht ſind. Die ganze eingeborene Bevölkerung wurde 1856 auf 56 049 Seelen berechnet und der letzte Cenſus vom 3. April 1881 ergab 44 099 Seelen, 24 370 männlichen und 19 729 weiblichen Geſchlechts, alſo eine ſehr bedeutende Abnahme bei einer bedenklichen Ungleichheit der Geſchlechter. Man könnte danach der Raſſe das Prognoſtikon ſtellen, daß ſie bis zum Anfang des nächſten Jahrhunderts erloſchen ſein wird. Macaulays Neuſeeländer, der von der London-Brücke auf die Trümmer der Rieſenſtadt niederſchaut, wird eine poetiſche Fiktion bleiben. Die Maori ſelber ſagen, daß ſie untergehen werden wie ihre Rieſenvögel, die Moa. Sie weichen den Europäern. „So wie der Klee das Farnkraut tötete und der europäiſche Hund den Maori-Hund, wie die Maori-Ratte von der Pakeha-Ratte vernichtet wurde, ebenſo

wird nach und nach auch unſer Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet.“ Das iſt ihr düſterer Glaube.

5. Die Koloniſten und ihre Beziehungen zu den Maori.

Die erſten Berichte, welche von den neu entdeckten Inſeln im Südlichen Ocean nach Europa gelangten, waren nichts weniger als einladend. Seit Tasman in der Maſſacre-Bai durch einen Überfall vier ſeiner Leute verlor, ſetzt ſich die Geſchichte Neuſeelands kaum aus etwas anderm zuſammen als aus einer Reihe blutiger Konflikte zwiſchen den wilden Eingeborenen und den gewaltthätigen und rückſichtsloſen Repräſentanten europäiſcher Civiliſation. Cook allein, der eigentliche Entdecker des Archipels, macht eine rühmenswerte Ausnahme, ſein Name lebt darum noch heut in dankbarer Erinnerung bei dem Volke, das er mit reichen Gaben beſchenkte.

Das ſchreckliche Ende, welches ſo viele Schiffe und Mannſchaften an den ungaſtlichen Küſten betroffen hatte, verſchaffte den Bewohnern den Ruf des blutgierigſten Kannibalenvolkes, und nur mit Abſcheu nannte man in Europa den Namen eines Landes, das wir jetzt als Cooks ſchönſte Entdeckung betrachten. Gewaltthaten waren es geweſen, welche die Maori zu größtem Haſſe gegen die Fremden, die Pakeha, entflammten, eine Gewaltthat war es aber auch, welche die günſtigſten Beziehungen zu den Engländern anbahnte. Um die Koloniſten der Norfolkinſel mit der Bearbeitung des Phormium bekannt zu machen, ließ der Gouverneur King 1793 einige Maori entführen, behandelte ſie dann aufs freundlichſte und ſchickte ſie, ſeines Lobes voll, bald in ihre Heimat zurück. So entſpann ſich ein Verkehr. Denn den an Gefahren gewöhnten Walfiſchfänger und Robbenſchläger, der im Anfang dieſes Jahrhunderts noch auf reiche Beute in jenen Meeren hoffen durfte, konnte die Furcht nicht zurückſchrecken, wenn ihm wohlgeſchützte Buchten Holz für ſeine Operationen und erfriſchende Lebensmittel nach langer Fahrt im Überfluß boten. Und da für jene Schiffe das Hauptquartier immer Sydney war, ſo entſtand

mit der schwindenden Furcht, Speise für ein Kannibalenfest zu liefern, bald eine Niederlassung an der Bai of Islands zu Kororareka. Es waren gerade nicht die besten Elemente, welche sich dort zusammenfanden: entlaufene Matrosen und entsprungene Sträflinge aus Neusüdwales, Abenteurer aller Art, die hier mit Maoriweibern ein wenig erfreuliches Pakeha-Maori-Leben führten. Rum war ein Hauptkonsumtionsartikel und die Bevölkerung bestand nach dem Ausspruch eines alten Kolonisten aus solchen, die Rum verkauften, und solchen, die Rum tranken. Und zu dem Handel mit Lebensmitteln, Flachs und Schweinen trat sehr bald ein Handel mit Menschenschädeln, der die Eingeborenen in noch tiefere Barbarei notwendig stürzen mußte. Bald folgten auf das Settlement an der Bai of Islands andere an der Ostküste, an der Cookstraße und an der Foveauxstraße und die sich schnell mehrenden Ansiedler lehrten die Eingeborenen manche nützliche Fertigkeiten, sie brachten ihnen leider auch viele Laster.

Dies war die erste Klasse von Kolonisten, die zweite war ungleich besserer Art; es waren die Missionäre. An derselben Inselbai, wo die erste Niederlassung weißer Männer überhaupt gegründet war, landeten 1814 die ersten Glaubensboten und begannen ihr für viele Jahre erfolgloses und undankbares Werk.

Namentlich waren es die furchtbaren, die Nordinsel verheerenden Kriege, welche alle Civilisationsbestrebungen hinderten. Und leider wurden diese Kriege durch den Mann hervorgerufen, in welchem die Missionäre ein mächtiges Werkzeug ihrer Pläne zu sehen gehofft hatten. Hongi war Häuptling des Ngapuhistammes, ihm gehorchten auch alle Stämme in der Umgegend der Inselbai, aber dieser Machtkreis war für ihn zu eng. In Begleitung des Missionärs Kendall kam er 1820 nach London und sogleich wurde der schöne und stolze Kannibale der Löwe des Tages. Seine Gewandtheit, sich in den höchsten Kreisen zu bewegen, erregte allgemeine Bewunderung. Doch hatte seine Achtung vor den Missionären durch diesen Besuch nicht zugenommen; sein Ideal war Napoleon geworden, der ihm in Europa das

einzige nachahmungswürdige Beiſpiel zu bieten ſchien. Solche ehrgeizigen Pläne hatte der engliſche Hof und die engliſche Regierung in keiner Weiſe ermuthigt. An Geſchenken hatte man es nicht fehlen laſſen, aber höhniſch wies Hongi auf die Ritterrüſtung, welche ihm König Georg IV. ſtatt der erbetenen Waffen geſchenkt hatte, doch ohne Waffen wollte er nicht heimkehren. All ſeine Habe in Sydney in Geld umſetzend, verſah er ſich dort mit Flinten und Schießbedarf und rüſtete damit ein Heer von Kriegern aus, denn er gedachte die ganze Nordinſel ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. So wütete bis 1828, wo eine feindliche Kugel dem Leben dieſes Kannibalenfürſten ein Ende machte, ein fürchterlicher, die Inſel zerfleiſchender Krieg, welcher keine friedlichen Beſtrebungen aufkommen ließ.

Dennoch hatte ſich ſelbſt in dieſer wilden, gefahrbringenden Zeit die Zahl der Europäer und ihrer Niederlaſſungen vermehrt. Der Handel mit Flachs und Holz nahm von Jahr zu Jahr zu und ſelbſt ein Verſuch zur Anlage einer Kolonie wurde 1826 durch eine Auswanderungsgeſellſchaft, freilich ohne Erfolg, gemacht.

Vielleicht ſcheiterte dieſes Unternehmen auch an dem wohlberechneten Widerſtand der Miſſionäre, welche die Geſchicke Neuſeelands nicht aus der Hand zu geben. gewillt waren. Nach Hongis Tode hatte ſich ihr Einfluß über die ganze Nordinſel ausgebreitet und auf ihren Antrieb ſtellten 13 neuſeeländiſche Häuptlinge an die engliſche Regierung die Bitte, zum Schutze der Eingeborenen und für die Sache der Humanität und Civiliſation 1833 einen Vertreter nach Kororareka zu entſenden. Die engliſche Regierung willfahrte dieſem Anſuchen, das außer der eifrigen Fürſprache der Miſſionäre in einer Furcht vor franzöſiſcher Occupation eine ganz beſondere Unterſtützung fand. Der Oberſt Busby wurde als Konſul bei den Miſſionären accreditiert und nun von dieſen unter ſeiner Beihilfe der Verſuch, freilich ein vergeblicher, gemacht, durch Konföderation der Maoriſtämme einen von ihm und den Miſſionären regierten Staat zu bilden.

England machte damals alſo keine Anſprüche auf Neuſeeland.

Zwar hatte ſchon Cook im Namen Georgs III. von ſeiner Entdeckung Beſitz ergriffen, aber die engliſche Nation hatte ſich um dieſe ferne Beſitzung niemals gekümmert und auch die Abmachungen von 1814, wonach die neuſeeländiſchen Inſeln einen Teil des britiſchen Reiches bilden ſollten, ſtanden nur auf dem Papier. Die Regierung that nicht die geringſten Schritte, um ihre Rechte auf die Inſeln geltend zu machen. Als der engliſche Kolonialminiſter, Lord Normanby, endlich daran ging, dies zu thun, ſprach er es aus, die Koloniſation Neuſeelands ſei darum ſo lange hinausgeſchoben worden, weil man wiſſe, daß die Fortſchritte von Weißen unter Wilden ſtets zur Vernichtung der eingeborenen Raſſe geführt haben.

Und zu dieſem Schritte wurde die engliſche Regierung förmlich gezwungen. In London hatte ſich ſchon 1825 durch das Zuſammentreten ſolcher Männer wie Lord Durham, Francis Baring und Edward Gibbon Wakefield, unter welchen der letztere das bewegende Prinzip war, eine Geſellſchaft gebildet, die New Zealand Land Company, um Neuſeeland zu koloniſieren. Die Miſſionäre traten dieſem Plane mit derſelben Entſchiedenheit entgegen, die ſie zwei Jahre ſpäter dem Baron von Thierry zeigten, einem Engländer mit einem franzöſiſchen Namen, welcher ſich ſouveräner Häuptling in Neuſeeland und König von Nukahiva nannte und am Hokianga einen unabhängigen Staat gründen wollte.

Das Londoner Projekt verlief im Sande, zwar wurde es 1836 noch einmal unter einer anderen Form angeregt, vermochte aber dennoch nicht, das Wohlwollen und die Unterſtützung der Regierung zu gewinnen. So beſchloß man denn, ohne ſie zu handeln, und 1839 ſegelte das erſte Schiff des neu konſtituierten New Zealand Land Company von Deal in der Abſicht, von den Eingeborenen Neuſeelands Land zu einer britiſchen Kolonie zu erwerben. Nun ſah ſich die engliſche Regierung genötigt, etwas zu thun, wollte ſie nicht die Koloniſten preisgeben, und am 15. Juni 1839 wurde Neuſeeland für einen Teil der Kolonie

Neusüdwales und dieser untergeordnet erklärt. Zum Konsul, später zum Gouverneur, wurde Kapitän Hobson ernannt.

Die britischen Ansiedler landeten im August 1839 an der Südküste der Nordinsel in der Bucht, die jetzt den Namen Wellington-Hafen führt. Kapitän Hobsons Schiff warf im folgenden Januar in der Bay of Islands Anker, also gerade am entgegengesetzten Ende. In demselben Monat langte das erste eigentliche Auswandererschiff in Neuseeland an und gründete die Stadt Wellington. Bis zum Ende des Jahres 1840 wanderten von Großbritannien und Australien 1458 Personen ein. Ein Teil von diesen ging aber nach Auckland, das von Kapitän Hobson statt der Inselbai gewählt worden war. Es folgte dann in dem nächsten Jahre die Gründung der Kolonien New Plymouth und Nelson durch die New Zealand Company, von Otago 1848 durch eine schottische Gesellschaft in Verbindung mit der vorgenannten Kompanie, und von Canterbury 1850, das in ähnlicher Weise durch die anglikanische Kirche gegründet wurde. Zu diesen 6 Provinzen kamen 1858 Hawke's Bai durch die Teilung der Provinz Wellington, 1860 Marlborough, das von Nelson, und Westland, das von Otago abgelöst wurde. Die Provinzialeinteilung bestand bis 1876, in welchem Jahre eine Einteilung in Grafschaften an die Stelle jener trat. Doch spricht man immer noch von jenen 9 Provinzen, welche mit Ausnahme von New Plymouth, welches Taranaki heißt, die ursprünglichen Namen fortführen.

Die faktische Besitzergreifung Neuseelands war keinen Augenblick zu früh geschehen, denn schon hatte Frankreich sein Augenmerk auf die Gruppe geworfen, welche ihm für die Gründung einer Sträflingskolonie geeignet schien und welche auch französische Handels- und Schiffahrtsvereine in das Bereich ihrer Operationen zu ziehen gedachten.

Die Ansiedler bei Wellington beeilten sich, ihren Plan zur Landerwerbung so schnell wie möglich ins Werk zu setzen. Noch vor Ende 1839 war eine Strecke Landes, so groß wie Irland,

für Flinten und Schießbedarf, Spiegel, Siegellack, Taſchentücher und rote Nachtmützen, Feuerſteine und Maultrommeln erſtanden worden und man begann ſich einzurichten. Kapitän Hobſon dagegen berief mit Hilfe der Miſſionäre eine Verſammlung von 46 Häuptlingen nach Waitangi und ſchloß mit ihnen einen Vertrag ab, wonach die dort verſammelten Häuptlinge alle ihre Souveränitätsrechte für immer abtraten, die Königin den Häuptlingen und Stämmen, ſowie den Familien und einzelnen Perſonen das ungeſtörte Recht auf ihre liegenden Gründe garantiert, bei allen Veräußerungen aber das Vorkaufsrecht unter jedesmal zu verabredenden Bedingungen hat, und wonach endlich die Eingeborenen Neuſeelands in den königlichen Schutz genommen und ihnen alle Rechte und Privilegien engliſcher Unterthanen gewährt werden. Dieſer Vertrag wurde von jenen 46 Häuptlingen an Ort und Stelle und ſpäter von 512 Maoris in verſchiedenen Gegenden beider Inſeln unterzeichnet.

Man ſagt, daß alle Künſte der Überredung und Beſtechung ins Feld geführt werden mußten, ehe man dieſes Ziel erreichte. Und es gab zur Zeit, wie auch ſpäter, genug ſolcher, welche den Abſchluß eines bindenden Vertrages, der die Eigentumsrechte der Eingeborenen anerkannte, mit ſcharfem Tadel überhäuften. Man wollte die Maori in derſelben Weiſe behandelt wiſſen, wie die Bewohner des auſtraliſchen Kontinentes, denen kein Recht an Grund und Boden jemals eingeräumt worden iſt. Der Vertrag von Waitangi erkannte aber ein ſolches Recht für die Maori an. Und aus der Verletzung dieſes Rechts ſind alle Kriege zwiſchen ihnen und den Anſiedlern hervorgegangen.

Die Regierung ſuchte gleich zu Anfang die Maori vor Übervorteilung zu ſchützen. Die New Zealand Land Company hatte für eine kleine Schiffsladung von allerhand Waren 20 Millionen Acres oder 8 Millionen Hektaren Landes gekauft. Eine offizielle Unterſuchung reduzierte dieſes Quantum auf 282 000 Acres. Davon lagen 60 000 Acres in der Umgegend der jungen Anſiedelung New Plymouth. Aber die Verkäufer, ſo be-

hauptete ein anderer Stamm, hatten kein Recht an diesem Lande und durch eine abermalige Untersuchung schrumpften die 60 000 Acres zu 3500 zusammen. Die Maoris hatten Zahlung für das Ganze erhalten und sie zahlten das empfangene Geld auch nicht wieder heraus; die Ansiedler hatten nachgeben müssen und die Maori gingen in ihren Forderungen sehr bald weiter.

Aber die Landveräußerungen waren nicht die einzige Beschwerde der Eingeborenen. Ehe eine Regierung bestand, gab es keine Zölle, alle Häfen waren frei. Walfischfänger pflegten häufig einzukehren und ein reger, unbehinderter Handel hatte sich entwickelt. Die neue Sachlage änderte dies Verhältnis vollkommen. Die Walfischfänger blieben fort; Pulver und Blei waren kaum mehr zu haben und Tabak und wollene Decken wurden teuer.

An der Inselbai zu Kororeka war eine Zollstätte errichtet und daneben eine Flaggenstange. Dieses Symbol britischer Autorität, welches den Maori so viel genommen hatte, begann ihnen verhaßt zu werden und am 8. Juli 1844 wurde dasselbe von dem Häuptling Heke niedergehauen und verbrannt. Die Flaggenstange wurde zwar bald wieder errichtet, zugleich aber Kororeka zum Freihafen erklärt. Dessenungeachtet und vielleicht gerade wegen dieser Nachgiebigkeit wurde das Niederschlagen und Verbrennen wiederholt. Zum dritten Male richtete man den Mast auf und schützte ihn nun durch eine militärische Bedeckung. Das hinderte Heke aber nicht, seine Angriffe zu wiederholen und die Folge war, daß die Truppen sich auf einige Schiffe, welche gerade im Hafen lagen, zurückzogen und den Ort verließen. Dies war im Jahre 1845 und damit beginnen die Maori-Kriege, welche mit seltenen Unterbrechungen bis in die neueste Zeit hinein gedauert haben.

Heke wurde in seinem Pah zu Okaikau angegriffen und die Kolonisten erlitten einen schweren Verlust. Mit verstärkten Kräften zog man zum zweiten Male gegen den widerspenstigen Häuptling, um eine zweite Niederlage zu erleiden, doch sahen sich die Maori bewogen, in der Nacht den Pah zu räumen. An die Stelle des Gouverneurs Fitzroy

trat nun der energiſche Sir George Grey, welcher den Aufſtand ſchnell niederwarf, ſodaß 1846 Friede geſchloſſen werden konnte. Grey wußte aber die Eingeborenen in ihren Rechten überall zu ſchützen. So ſetzte er es durch, daß die engliſche Hochkirche ſich mit 66 000 Acres an der Inſelbai begnügte, während ſie bisher 216 000 Acres beanſpruchen zu können glaubte, er ſchaffte für die Maori die bei denſelben für äußerſt entehrend geltende Gefängnisſtrafe ab, und er beſtimmte, daß ein Anſiedler nur von der Regierung, nicht aber von den Eingeborenen Land kaufen könne.

Damit war Ruhe hergeſtellt, aber nicht auf lange Zeit. Die Maori, und zwar nicht allein der intelligentere Teil, ſahen ſehr wohl ein, daß das Gedeihen und Wachſen der Fremden nur auf ihre Koſten geſchehe. Dies zu verhüten, beſchloſſen die bisher getrennten Stämme, ſich zu einer Nation unter einem König zu vereinigen. „Laſſet uns geordnet leben“, rief einer ihrer Redner, „daß wir wachſen, wie die Europäer wachſen! Warum ſollen wir aus dem Lande verſchwinden? Neuſeeland gehört uns. Ich liebe das Land.“

Der gewählte König war Potatau te Wherowhero, der Häuptling der Ngatimahutas, eines mächtigen Volksſtammes am Waikato, ein in ſeiner Manneskraft mächtiger Kriegsheld, jetzt alt, blind und lahm. Er ließ ſich den Friedenskönig nennen und nahm als Symbol der Prinzipien des neuen Königtums ein rotes Kreuz mit drei Sternen: Glaube, Liebe und Geſetz in die neue Nationalflagge auf. Das weiße, mit rot eingefaßte Feld trug außerdem das Wort Nuitireni, d. i. Neuſeeland. Zur Hauptſtadt ward Ngaruwahia am Zuſammenfluß des Waikato und des Waipa auserſehen. Die Seele der ganzen Bewegung aber war William Thompſon oder Wiremu Tamihana nach maoriſcher Sprachweiſe, ein äußerſt gewandter, thatkräftiger Mann, den man allgemein den Kingmaker, den Königsmacher, nannte.

Zur ſelben Zeit trat eine Anzahl einflußreicher Häuptlinge am Waikato zu der ſogenannten Land League zuſammen, die es ſich zur Aufgabe ſtellte, fernere Verkäufe von Land an die

Engländer zu verhindern. Der Friedenskönig Potatau ſtarb und ſein Sohn Matutaora, d. i. Methuſalem, welcher ſich ſpäter, als er die Hau Hau-Religion annahm, Tawhiao nannte, folgte ihm, aber nicht als Friedenskönig. Der Krieg entbrannte ſehr bald aufs neue.

Ein Maori hatte ein kleines Stück Land bei Plymouth an einen Anſiedler verkauft. Der Häuptling Wiremu Kingi, d. i. William King erklärte dieſen Verkauf für null und nichtig und erbaute auf dem Grundſtück einen Pah. Zwar wurde er hier wie bei Waireka geſchlagen, aber bei einem Sturm auf den Pah Waitara erlitten die engliſchen Soldaten eine empfindliche Niederlage; die Maoris ſchlugen nach $4^1/_2$ ſtündigem Kampf ihren Bajonettangriff erfolgreich zurück. Darauf folgte 1861 ein Waffenſtillſtand. Keine der beiden Parteien glaubte aber an dauernde Ruhe, die Koloniſten übten ſich in den Waffen, die Anſiedler von New Plymouth ſchafften Weib und Kind nach der Südinſel und die Maoris ſorgten für Kriegsmaterial; in den Jahren 1857 bis 1860 kauften ſie, wie die Zolltabellen beweiſen, für mindeſtens 50 000 Pfd. Sterling Waffen und Munition. Dagegen hatten die Engländer 15 000 Soldaten zuſammengebracht, wovon 5000 Freiwillige waren.

An Stelle des Gouverneurs Crown hatte die engliſche Regierung inzwiſchen abermals den früheren Gouverneur Neuſeelands, Sir George Grey, nach Auckland berufen, weil ſie, wie die betreffende Depeſche des Herzogs von Newcaſtle beſagte, „keinen Diener der Krone kenne, dem ſie die Erfahrung und das Talent zutrauen könne, das Unheil, von welchem ſowohl die Koloniſten, wie die Maoris bedroht ſind, womöglich abzuwenden.“

Aber Krieg war unvermeidlich geworden. Zwar gab es hervorragende Koloniſten: unter der Geiſtlichkeit, im Richterſtande, welche für die Maori plaidierten, aber die Bewegung hatte ſich allmählich zur Entſcheidung der Frage zugeſpitzt, welche der beiden Nationalitäten überhaupt im Lande bleiben ſolle. Auch Greys Bemühungen, die Unzufriedenheit der Maori dadurch zu beſchwich-

tigen, daß er ihnen eine Verfassung gab, konnten den Ausbruch von Feindseligkeiten nicht hindern.

Sie begannen wiederum in Taranaki. Hier fingen die Maori an, auch solches Land zu besetzen, das wirklich und rechtmäßig von Europäern erkauft worden war. Um dem Gesetz Nachdruck zu geben, wurde eine kleine Abteilung Soldaten auf den Schauplatz der Streitigkeiten abgeschickt. Die Maori legten einen Hinterhalt und vernichteten dieselbe bis auf den letzten Mann. Das war am 4. Mai 1863 und von da ab hat der Kampf bald hier, bald dort mit kleinen Unterbrechungen bis in die Mitte des Jahres 1872 hinein gedauert.

Den 15 000 Mann der Engländer stellten die Maori nur 2000 entgegen, aber diese Truppen kämpften nicht in so großen oder auch nur annähernd so großen Zahlen an irgend einer Stelle gegen einander, vielmehr hier und dort in kleinen Abteilungen. Es war ein Guerillakrieg, in welchem die Eingeborenen dem englischen Militär weit überlegen waren und nur die besser auf solche Kampfesweise eingerichteten Kolonisten zu fürchten hatten. Bei der Verteidigung ihrer Pahs entwickelten die Maori einen Heldenmut, wie er größer nicht gedacht werden kann. Wie sie den Gate Pah gegen ganze Batterien schwerer Geschütze und gegen eine sechsmal so starke englische Macht siegreich behaupteten, haben wir schon früher geschildert. Ähnliche Fälle werden von anderen Gegenden berichtet. Aber schließlich mußten die tapferen Maori der überlegenen Macht ihrer Gegner weichen; der Waikato-Stamm wurde nahezu vernichtet, die Überlebenden nach Taranaki gedrängt und mit der Einnahme des Orakau Pahs im oberen Thal des Waikato am 2. April 1864 das ganze Gebiet für immer von der englischen Regierung in Besitz genommen.

In Taranaki blieben die Maori aber noch immer im Besitz von Ländereien, welche rechtmäßig den Ansiedlern gehörten. Hier entbrannte der Kampf aufs neue 1864 und zwar bald mit dem bestimmten Programm, eine feste und sichere Verbindung über Wanganui nach Wellington herzustellen. In den Kämpfen, welche

bis zu Anfang 1865 dauerten, leisteten befreundete Maori sehr wirksamen Beistand, wie dies auch früher schon geschehen war. So wurde auf der Insel Montona im unteren Lauf des Wanganui eine Art Duell ausgefochten, für welches von beiden Seiten, den feindlichen wie den freundlichen Maori, eine Anzahl Kämpfer bestimmt ward. Der Sieg blieb, allerdings mit schweren Verlusten, auf Seiten der befreundeten Maori. Diese Zersplitterung, so gewöhnlich bei uncivilisierten Völkern im Kampfe gegen höherstehende Eindringlinge, verhalf den Engländern ganz besonders zu ihren endlichen Erfolgen.

Ein solcher freundlicher Maori war auch der Häuptling Te Kooti oder Scott, wenn wir die englische Aussprache acceptieren. Man entdeckte jedoch, daß er mit den Hau Haus, den feindlichen Maori, konspirierte. Wir haben oben über diese aus dem Krieg erwachsene Religion gesprochen. Te Kooti wurde zum Gefangenen gemacht und mit 300 anderen Neuseeländern 1866 nach den Chatham-Inseln verbannt. Zwei Jahre darauf landete er mit fast allen seiner gefangenen Genossen in der Poverty-Bai. Er hatte sich eines Schuners bemächtigt, welcher die Inselgruppe besuchte, und den Kapitän in seinen Dienst gezwungen. Von da ging er nach Taranaki und dort hat er vier Jahre lang allen Versuchen englischer Truppen — 2000 haben gegen ihn im Felde gestanden — sich seiner Person zu bemächtigen, erfolgreich widerstanden. Wie Thompson in früheren Jahren, so war nun Te Kooti der Held der Maori. Um ihn gefangen zu nehmen, verausgabte die Kolonialregierung nahe an eine halbe Million Pfund Sterling, und er ist noch jetzt frei.

Und die Landfrage ist bis auf den heutigen Tag keineswegs geregelt. Denn die Maori betrachten die Konfiskationen ihrer Ländereien immer als eine ungerechtfertigte und zu beseitigende Maßregel. Erst in jüngster Zeit sind wiederum Unruhen ausgebrochen, indem die Maori das Ansiedlern in Waikato und Taranaki zugehörige Gebiet ergriffen und umpflügten. Der leitende Geist war der Häuptling Te Whiti, welcher eine drohende

Bewegung der eingeborenen Bevölkerung veranlaßte. Indessen sind die ausgebrochenen Unruhen ohne Blutvergießen nach zahlreichen Verhaftungen wieder beschwichtigt worden. Die Regierung erbitterte die Maori dann abermals, als sie die Anlage einer Straße durch den von Maoris allein bewohnten Bezirk Parikoha anordnete. Diesem Beschlusse wurde ein entschiedener Widerstand entgegengesetzt. Der Häuptling Sydney Taiwhanga aber unternahm Mitte 1882 eine Reise in Begleitung von zwei anderen: Hare Hongi Hika und Hakena Parore nach London, um der Königin und ihren Ministern seine Beschwerden wegen der Verletzung des Vertrags von Waitangi persönlich vorzutragen.

Die neuseeländische Regierung ist entschieden abgeneigt, Gewalt gegen die Maori zu gebrauchen. Der Maori-König ist in seinem Gebiet faktisch Alleinherrscher und dies Gebiet ein Asyl für alle Übelthäter, denen er seinen Schutz angedeihen lassen will. Die Kolonialregierung weiß, wie viel Blut und Geld frühere Kriege gekostet haben, und sie hütet sich, einen solchen zu provozieren. Sie weiß, daß das Ende nicht mehr allzu fern ist. Und auch die Maori sehen das ein. Als die neuseeländische Regierung einmal unschlüssig war, ob sie Krieg gegen Matutaera, d. i. König Tawhihao erklären solle, gab ein freundlich gesinnter Maorihäuptling dem Gouverneur folgenden Rat: „O Gouverneur, Matutaera ist jetzt wie ein Baum, der allein dasteht in einer Lichtung unserer Wälder. Läßt man ihn unbeachtet, so welkt er bald und stirbt ab. Mein Rat für dich, o Gouverneur, ist der, Matutaera in Ruhe zu lassen."

Dieser Rat ist denn auch befolgt worden und ihm gemäß handelt man auch heute. Man geht noch weiter. Jährlich werden nicht unbedeutende Summen für die Unterstützung hilfsbedürftiger Maori durch Mehl, Zucker, Decken u. a. verausgabt; die Regierung findet es billiger, diese sugar and flour Politik zu befolgen, als sich in kostspielige und prekäre Kämpfe einzulassen. Mußten doch 1860—61 die 240 Hektar streitigen Landes in Taranaki mit 20—30 Millionen Mark Kriegskosten erkauft werden!

Das Land, welches jetzt noch ausschließlich von Maori bewohnt wird, die „King Country", ein kompaktes Gebiet auf der Nordinsel, umfaßt 4050 Quadratkilometer und liegt nordwestlich vom Taupoſee. Gegen Westen ist die Grenze das Meer zwischen dem Aoteahafen und dem Mokaufluß. Von dem letzteren geht sie beinahe parallel dem Breitengrad nach dem Taupoſee, an dessen nordwestlicher Ausbuchtung entlang bis fast zum Waikato, hierauf parallel dem linken Ufer des Waikato bis zu seinem Mittellauf, von wo sie eine Strecke weit von diesem Flusse gebildet wird, um etwa in gleicher Breite von Aotea wieder nach Westen abzubiegen. Das Hauptdorf des hier herrschenden Königs heißt Te Kuite. Aber auch diese immer noch großen und fruchtbaren Striche werden den weißen Eindringlingen zufallen.

Denn wie jene dahinschwinden, so nehmen diese zu. Die Kolonie ist jetzt 43 Jahre alt und hatte nach dem Census vom 3. April 1881 eine Bevölkerung von 534 008 Seelen, davon 489 909 Kolonisten (269 643 männliche, 220 275 weibliche) und 44 099 Maori (24 370 männliche, 19 729 weibliche). Unter den Kolonisten wurden 4941 Chinesen gezählt, darunter nur acht weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Deutschen, die sich sowohl auf der Nordinsel, als auf der Südinsel niedergelassen haben, wird offiziell auf 4819 angegeben. Der Census von 1878 führt aber unter damals 414 412 Einwohnern 5643 Lutheraner auf, die fast sämtlich Deutsche sind, so daß wir mit Hinzurechnung der anderen Konfessionen Angehörigen die Deutschen wohl auf 7000 bis 8000 veranschlagen können.

Hauptprodukte sind jetzt Gold, wovon bis 31. März für über 318 Mill. Mark ausgeführt wurde, namentlich von Otago, Hokitika und dem Thamesflusse, ferner Kohle, Weizen, Hafer und Gerste (Getreideexport 1880: 18 176 200 Mark), Wolle (63 386 000 Mark), Fleischkonserven und Wild. Die Kolonie hatte 1878 (letzte Zählung): 137 768 Pferde, 578 430 Rinder, 13 069 338 Schafe und 207 337 Schweine. Die Industrie ist gering, obschon zahlreiche und hohe Prämien zur Belebung derselben ausgesetzt

wurden. Daher besteht die Einfuhr (1881: 149 140 900 Mark, davon deutsch 115 580 Mark) vornehmlich in Industrieprodukten. Der Ausfuhrwert betrug damals 121 217 320 Mark.

Die Einnahmen (1882: 69 763 400 Mark) decken in der Regel die Ausgaben nicht, da Neuseeland große Summen für Eisenbahnen (2043 Km.), Telegraphen (6013 Km.), Einwanderung u. a. verausgabte. Die Anleihen haben daher eine Höhe von nahe 554 Mill. Mark erreicht d. i. 1070 Mark pro Kopf. Dennoch ist der Kredit der Kolonie ein guter.

6. Städte.

Infolge der fast gleichzeitig von verschiedenen Punkten aus unternommenen Ansiedelung Neuseelands hat die Kolonie eine größere Anzahl von Orten von städtischem Charakter, aber gerade durch diese Zerteilung auch keine Stadt von besonders großem Umfang. Die Hauptstadt, welche sonst in Australien einen so bedeutenden, ja unverhältnismäßig hohen Prozentsatz der Bevölkerung bildet, nimmt hier nicht einmal den ersten Rang ein. Allerdings ist Wellington erst seit 1876 an die Stelle von Auckland getreten. Es zählt jetzt mit vier Vorstädten 21 005 Einw., worunter eine Anzahl Maori, die zumeist in der Vorstadt Te Aro wohnen, ist Sitz des Gouverneurs, der Regierung, des Parlaments, hat eine große Anzahl von Kirchen, 2 Theater, 6 Banken, ein Museum und einen freilich in den ersten Anfängen stehenden botanischen Garten, Gas- und Wasserleitung. Wegen der immer noch vorkommenden Erdbeben sind fast alle Gebäude Wellingtons, wie der anderen Städte der Nordinsel, aus Holz gebaut. Das neue Regierungsgebäude ist ein stattlicher Palast in der gediegensten Renaissance und die Hauptkirche täuscht dem Fremdling von ferne eine stolze gothische Kathedrale aus weißem Marmor vor. In den Gärten herrscht der unschöne australische Eukalyptus. Eine Eisenbahn führt nach Napier. In dem sehr geräumigen Hafen, einem Teil des Port Nicholson, liegt die kleine brandungumtoste Quarantäne-Insel Somes Island.

Dampferlinien verbinden die Stadt, welche eine eigene Flotte von 37 Segelschiffen von 5815 Tonnen und 18 Dampfer von 2035 Tonnen besitzt, mit Sydney und Melbourne, sowie mit den Häfen der Kolonie. Die ehemalige Hauptstadt Auckland, an der Südseite des Waitemata-Hafens, einem westlichen Ausläufer des Hauraki-Golfs, ist weit volkreicher, da sie mit ihren 9 Vorstädten 37 777 Einwohner zählt. Die Stadt hat zahlreiche Kirchen, 9 Banken, ein College und mehrere andere höhere Schulen, eine öffentliche Bibliothek mit 4000 Bänden, Museum, Gas- und Wasserleitung, mehrere industrielle Etablissements: Schiffswerften, Kesselschmieden, Sägemühlen u. a., ein großes Dock und besitzt eine Flotte von 221 Segelschiffen von 13 844 Tonnen und 45 Dampfern von 2354 Tonnen. Regelmäßige Dampferverbindung besteht durch die Pacific Mail Co. mit Sydney, Honolulu und San Francisco, durch kolonielle Linien mit Viti und den eigenen Häfen. Südlich von der Stadt erhebt sich unverkennbar ein alter Vulkan, Mount Eden. Von seinem, jetzt mit europäischem Gras bewachsenen Kraterrande breitet sich ein herrliches Panorama aus. Nordwärts der Haurakigolf mit seinen vielen Inseln und Halbinseln, über die der Rangitoto gebieterisch hervorragt, südwärts die Felsenkulissen des Manukauhafens. In der Mitte der Isthmus mit seinen zahlreichen großen und kleinen isolierten und gruppierten vulkanischen Kegeln und düsteren Lavafeldern, zwischen denen zerstreute Saatäcker sich emporzudrängen beginnen. Über die nur 9 Kilometer breite Landenge führt die Eisenbahn nach Onehunga, an dem großen aber seichten und nur in schmalen Kanälen schiffbaren Manukauhafen. Andere wichtigere Orte auf der Nordinsel sind Grahamstown am Firth of Thames, eine Goldstadt mit 4864 Einw., inmitten der Thames-Goldfelder, die aber, dem Namen nicht entsprechend, in sehr steilen, durch schmale Querschluchten abgeteilten Bergmassen bestehen. Von 1867 bis 1879 ist hier Gold im Werte von über 85 Millionen Mark gewonnen worden. Napier ist die Hauptstadt der früheren Provinz Hawkes-Bai,

hat 5756 Einw., darunter eine Anzahl Maori. Es ist auf einem Sandsteinfelsen erbaut, der isoliert mitten aus niedrigen, marschigen Ufern in die Bai hineinragt und nur durch einen schmalen, teilweise künstlich hergestellten Deich mit dem Hauptland zusammenhängt. Der Hafen ist nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich. Wanganui in der Provinz Wellington mit 4643 Einw., liegt unweit der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Cookstraße und ist durch Eisenbahn mit Wellington und Napier verbunden. In der Nähe eine höhere Schule für Maoris. New-Plymouth in der Provinz Taranaki, malerisch gelegen an der See und am Fuße des im Süden majestätisch emporragenden Mount Egmont mit 3326 Einw., war während der Maorikriege als Garnisonsstadt für mehrere Regimenter von Wichtigkeit; der Mangel eines guten Hafens hat die Stadt aber trotz der fruchtbaren Umgebung, des „Gartens von Neuseeland", nicht emporblühen lassen. Freilich beginnt schon 50 Kilometer landeinwärts das Gebiet der Maori. Eine Eisenbahn führt nach der Cookstraße. Nennenswert ist noch Russel oder Kororareka im höchsten Norden, der erste Sitz der Regierung und Schauplatz vielfacher Kämpfe. In der Nähe bedeutende Kohlenwerke und Export von Kohlen und Kauri; Station für Dampfer und Walfischfänger.

Die bedeutendste Stadt der Südinsel wie Neuseelands überhaupt ist Dunedin an der Südostküste. Es ist eine sehr hübsche Stadt, deren vornehmste Gebäude: die Universität, das Museum mit der Bibliothek, das Stadthaus, Hospital, zwei Theater, sechs Banken, zahlreiche Kirchen aus schönem weißen Stein erbaut sind. Der Botanische Garten ist nebst anderen öffentlichen Plätzen ein beliebter Erholungsort und die Rennbahn der Stadt berühmt. Dunedin verdankt sein außerordentlich schnelles Emporblühen der Entdeckung der reichen Goldfelder, welche zuerst 100 Kilometer landeinwärts aufgefunden wurden. Nach dem Census von 1881 zählt es 21 377, mit 8 Vorstädten 42 802 Einw. Mit letzteren ist die Stadt durch Trambahnen verbunden. Nach

Christchurch im Norden und Invercargill im Süden gehen Eisenbahnen. Der Hafen der Stadt ist Port Chalmers, 15 Kilometer nordöstlich am Otago-Hafen gelegen, mit großem Schiffsdock, Werften u. a.; 4955 Einw. Zum Hafen gehören 80 Segelschiffe von 7692 Tonnen und 26 Dampfer von 5862 Tonnen. Das nördlicher gelegene Timaru mit 3923 Einw. an der Bahn nach Christchurch ist Ausfuhrhafen für das herdenreiche Hinterland. Noch weiter nach Norden ist die zweite Stadt der Südinsel, Christchurch, zwar weit weniger bedeutend als Dunedin, aber immerhin eine ansehnliche, wohlhabende Stadt mit (1881) 15 224, einschließlich der 5 Vorstädte 30 719 Einw. Die Stadt wurde von der anglikanischen Kirche gegründet, daher tragen die meisten Straßen die Namen von englischen Bischöfen. Nennenswerte Gebäude sind außer zahlreichen Kirchen das Museum, ein College, 6 Banken, zwei Theater, ein Hospital und Irrenhaus. Durch den großen beliebten Vergnügungsplatz Hagley-Park fließt der Avon. Der Hafen für Christchurch ist das 15 Kilometer entfernte Lyttelton, wohin eine Eisenbahn führt. Durch Anlage von Hafendämmen, Werften, eines Dock und Leuchtturmes ist derselbe bedeutend verbessert worden und weist jetzt einen ansehnlichen Verkehr auf (1880: 686 531 Tonnen) und besitzt 80 Fahrzeuge von 20 246 Tonnen. Port Lyttelton liegt sehr hübsch in der Tiefe des Port Cooper und rings umwallt von hohen Bergen, durch welche die Eisenbahn geführt werden mußte; 4127 Einw. Andere Orte von Bedeutung sind Invercargill an der Südküste mit 4592 Einw., der Hafen für die hinter ihm liegenden großen Weidedistrikte; Hokitika an der Westküste mit 4884 Einw., ist wie das nördlichere Greymouth der Hafen für einen sehr reichen Golddistrikt; Nelson in der Tiefe der Tasman-Bai mit 6763, einschließlich der Vorstädte 9323 Einw.; eine Eisenbahn führt nach Foxhill, wo ergiebige Kohlenlager erschlossen sind. Leider ist der Hafen allzu klein und die Reede den Ost- und Südostwinden zu sehr ausgesetzt.

Mikroneſien.

Die mikroneſiſchen Inſeln und ihre Bewohner.

Der Name iſt bezeichnend für die Zuſammenſetzung dieſes Gebietes. Es iſt eine Menge kleiner, meiſt auf Korallenriffen lagernder Inſeln, welche dieſe Gruppe bildet: ein Klein-Inſel-Land. Unter der großen Zahl von Inſeln und Inſelchen befinden ſich indes nur wenige von bedeutenderer Ausdehnung und die ganze Abteilung mißt nicht mehr als 3530 Quadratkilometer oder 64,1 Quadratmeilen, ein Areal, das nicht einmal an den Umfang einer der größeren Inſeln unter den benachbarten Hebriden oder Salomonen heranreicht. Es ſind im ganzen vier Gruppen: die Gilbertinſeln, die Marſhallinſeln, die Karolinen und die Marianen, zu denen einige kleinere Komplexe wie die Boninſeln und ein halbes Dutzend Sporaden hinzutreten.

Faſt alle mikroneſiſchen Inſeln ſind niedrige Korallenbildungen und die meiſten von ihnen umſchließen Lagunen. Auf den Riffen liegen verſtreut kleine Landfragmente mit ſpärlicher Tier- und Pflanzenwelt. Selten ſind die Korallenfelſen gehoben worden, wie bei dem einſam gelegenen Paanopa oder Banaba, das man auch Oceaninſel nennt, und der kleinen Karolineninſel Fais, deren ſteile, faſt ſenkrechte Wände von Madreporenkalk ſich bis 30 Meter Höhe erheben, um im Inneren eine fruchtbare Einſenkung einzuſchließen, die Stelle der ehemaligen Lagune.

Vulkaniſchen Urſprungs ſind wenige. Von den Karolinen: Yap, Ruk, Ponape und Kuſaie, dann mehrere der Palauinſeln, ſowie die nördlichſten der Marianen. Auf den ſüdlichſten Inſeln der

letztgenannten Gruppe, wie auf den Palau finden wir den Korallenkalk von vulkanischem Gestein durchbrochen und ersehen daraus die Geschichte ihrer Entstehung.

Dem geologischen Aufbau entspricht die Vegetation. Die hohen Inseln bedeckt üppiger Pflanzenwuchs. In dem zersetzten vulkanischen Boden findet er reiche Nahrung. Ein Gürtel von Rhizophoren umzieht die Meeresufer; neben mehreren Palmenarten erscheinen Farne, auf Ponape auch düstere Koniferen zwischen glänzend belaubten Ficusarten. Mächtige Lianen verweben die kräftigen Stämme zum undurchdringlichen Dickicht, das nur hier und dort von den kleinen Lichtungen der Eingeborenen oder fieberhauchenden Sümpfen unterbrochen wird.

Auf den niedrigen Koralleninseln ist die Vegetation weit spärlicher, ärmlicher. Namentlich auf den Gilbertinseln und den nördlichen Marshallinseln hat sie ein dürres, verkümmertes Aussehen. Die südlicheren Inseln der letzteren Gruppe, welche mehr von den feuchten, aus Westen wehenden Winden getroffen werden, sind weit begünstigter. Überhaupt bessert sich nach Westen zu der Anblick wie die Zusammensetzung der Pflanzenwelt; mehr und mehr mischen sich indische Elemente hinein, wie wir denn schon auf Ponape der Sagopalme begegnen.

Die Hauptrepräsentanten sind indes fast überall die Kokospalme und der Pandanus. Freilich verkümmert auf den nördlichen, sehr trockenen Inseln der erstere, so überaus nützliche Baum; erreicht der Pandanus doch zuweilen eine beträchtliche Höhe; Brotfruchtbaum und Bananen aber gedeihen nur auf den bevorzugtesten Inseln dieses Gebietes.

Weit ärmer noch ist die Tierwelt. Auf den meisten Inseln hat man den Pteropus und die Ratte vorgefunden und diese Geschöpfe sind mit Ausnahme eines den Gilbertinseln und Ponape eigentümlichen Hundes die einzigen Landsäugetiere, welche die ersten Seefahrer entdeckten. Landvögel sind ebenfalls nicht zahlreich; auf den Karolinen, und dort auch nur auf Ponape, giebt es auffallenderweise nur eine Art von Papagei, auf den Marianen

fehlten die Papageien anfangs ganz. Das Haushuhn hat man aber überall angetroffen. Auch sonst ist die Fauna arm; nur an Seetieren ist ein größerer Reichtum. Einige Wale, Fische der verschie-

Fig. 46.



Allee von Kokospalmen.

densten Art, Muscheln und Holothurien sind in Fülle vorhanden und bilden zum Teil eine Quelle ansehnlichen Gewinns.

Die Bewohner dieser Gruppen sind Mischlinge von Polynesiern und Papuanen. An die letzteren schließen sich die west-

lichſten Bewohner Mikroneſiens, die Palauinſulaner, am engſten. Hier findet man öfters das ſchwarze Haar kraus und zu Büſcheln vereint, ſowie die papuaniſchen, gebogenen, faſt jüdiſchen Naſen, denen man vereinzelt freilich auch auf der Marſhall- und Gilbertgruppe begegnen kann. Auf den Palau ſehen wir ausſchließlich Kurzſchädel, aber dieſer Typus verliert ſich oſtwärts mehr und mehr, bis wir auf Ponape reine Schmalſchädel antreffen. Je weiter nach Oſten, deſto mehr polyneſiſch wird das Ausſehen der Bewohner, je mehr nach Weſten, deſto papuaniſcher, und je näher die Wohnſitze dem aſiatiſchen Feſtlande liegen, deſto mehr zeigt ſich auch in der zunehmenden Häufigkeit ſchiefer Augenſtellung der Einfluß des malaiiſchen Elementes.

Aber wenn ſich auch die Mikroneſier in ihrem Außeren den Melaneſiern nähern, ſo gehören ſie doch nach Sprache, Sitten und bürgerlichen Einrichtungen unzweifelhaft zu den Polyneſiern. Meinicke findet die Unterſchiede zwiſchen beiden Stämmen kaum größer als die zwiſchen Deutſchen und Skandinaviern. So gilt die Schilderung, welche wir von den Polyneſiern an anderer Stelle entworfen haben, im großen und ganzen auch für die Bewohner der mikroneſiſchen Archipele.

Die Marianen.

Die Entdeckung dieſer Gruppe verdanken wir dem Portugieſen Magelhaens, welcher im Auftrage Karls V ſeine denkwürdige Weltreiſe machte. Magelhaens, der 6. März 1521 Saypan, Tinian und Agrigan ſah, nannte die Inſeln Islas de las velas latinas wegen der Form der von den Bewohnern gebrauchten Segel und Ladrones wegen der vielfachen, von denſelben verübten Diebereien. Den Miſſionären, die ſich 1668 auf Guam niederließen, verdanken wir weitere Nachrichten. Von ihren Stationen auf Guam und Saypan machten ſie Fahrten nach Anatagan, Sarigan, Alamagan, Pagan und Agrigan. Aſſonſong,

verſtümmelt aus Aſuncion, und Mangs wurden von ihnen aufgefunden. In neuerer Zeit verweilte Anſon auf ſeiner Weltumſegelung 1742 längere Zeit auf Tinian; weitere Nachrichten brachten Byron 1765, Wallis 1767 und Crozet 1772, in dieſem Jahrhundert Freycinet (1829) und Sanchez y Zayas.

Die Marianen, ſo benannt zu Ehren der Witwe Philipps IV, erſtrecken ſich von Nord nach Süd vom 21° bis 13° n. Br., dehnen ſich von Weſt nach Oſt aber nur über einen Grad (145° – 146°) aus. Es ſind im ganzen 15 Inſeln, von denen 5 zu einer nördlichen, 10 zu einer ſüdlichen Gruppe vereint ſind. In der nördlichen ſind nur zwei: Agrigan und Pagan und zwar von 18 Menſchen bewohnt, in der ſüdlichen vier: Guam (514 qkm mit 7000 Einw.), Rota (114 qkm mit 400 Einw.), Tinian (130 qkm mit 400 Einw.) und Saypan (185 qkm mit 433 Einw.). Das Geſamtareal der Gruppe beträgt 750 qkm (13,6 Q.-M.), die Bevölkerung gegen 8200 Seelen.

Sämtliche Inſeln ſind vulkaniſch. Thätige Vulkane giebt es heute nur noch auf Pagan, Alamagan und Uraccas, an der Südſeite der erſteren auch heiße Quellen. Aber überall treten uns die Spuren früherer Ausbrüche in erloſchenen Kratern, Lava und Schlacken entgegen. Auf Guam und Saypan hat vulkaniſches Geſtein den Madreporenkalk durchbrochen, welcher die Hauptmaſſe der ſüdlichen Inſeln ſowie des öden, vegetationsloſen Farallon de Medinilla ganz im Norden ausmacht. Erdbeben ſind im geſamten Gebiet häufig genug. Die ſüdlichen Inſeln ſind mehr oder weniger von Küſtenriffen umgeben, die nördlichen ſind frei davon, alle aber arm an brauchbaren Häfen. Die beſten Ankerplätze bieten die Bai von S. Luis de Apra oder Caldera an der Weſtküſte von Guam und der Hafen von Tanapag auf Saypan. Die Hauptſtadt des Archipels, Agana an der Weſtſeite von Guam hat leider einen nur für kleine Schiffe zugänglichen Hafen, den ein von ſchmalem Kanale durchbrochenes Riff bildet.

Bei fruchtbarem Boden, ziemlich gleichmäßig verteilten, reichlichen Niederſchlägen und einer hohen Mitteltemperatur (in Guam

27° C) muß die Vegetation wohl eine üppige sein. Ihrem Charakter nach schließt sie sich eng der philippinischen an und von den Philippinen ist auch eine oder die andere Nahrungspflanze eingeführt worden. Von Palmen gab es hier ursprünglich nur die Kokos- und die Arekapalme, vom Brotfruchtbaum aber vier wilde Arten, fünf Zuckerrohr-Arten, auch fand man den Reis vor. Wichtige Nährpflanzen sind ferner die Igname, der Taro, der Sagobaum, Gespinstpflanzen die Hanfbanane und die Baumwollstaude, welche auf Tinian ganze Berglehnen überzieht. Auf den Waldbäumen wuchern allerlei Parasiten und um Stämme und Zweige schlingt sich eine Fülle von Lianen, darunter die zähen Ranken des vom Volksmunde so getauften Diebesstricks.

Aber die Tierwelt, wenigstens die auf dem Lande lebende, ist sehr arm. Zu dem einheimischen fliegenden Hund, der Ratte und dem Schwein haben die Spanier Axis aus Luzon und weiße Rinder eingeführt, die sich beide schnell unglaublich vermehrten. Schon Anson sah große Herden dieser Tiere auf Tinian. Von den zahlreichen Vögeln ist ein Drittel mit den karolinischen identisch. Auffallenderweise giebt es aber gar keine Papageien. Dafür haben wir die prachtvoll gefärbte Mähnentaube (Calloenas nicobarica), den Megapodius Lapérouse, den Sassegniat der Eingeborenen, welche ihn früher als Haustier zogen. Von den wenigen Kriechtieren nennen wir den Typhlops braminus, hier so häufig wie auf den indischen Inseln. Die See ist weit reicher ausgestattet. Die merkwürdigsten Fische sind ein kolossaler Rochen (Raja quinque aculeata), der kleine Magnahak (Amphacanthus argenteus), der zwar nur für einige Tage, aber dann in ungeheuren Zügen an der Küste erscheint, und ein dem Hai gleichkommender Räuber, der fast meterlange Alou. Ferner Schildkröten, große Landkrabben, der ostindische Beutelkrebs (Birgus latro), Mollusken ohne Zahl.

Die jetzigen Bewohner der Marianen sind ein Gemisch von philippinischen Tagalen und Spaniern mit den Resten der ehe-

maligen Urbevölkerung, den Chamorro. Auf Saypan haben Karolinier die Kolonie Garapan gegründet, welche 1865 nur 424 Seelen zählte. Die gesamte Bevölkerung beträgt, wie oben angegeben, 8200 Seelen, soll aber bei der Ankunft der ersten Spanier 200 000, vielleicht sogar 600 000 betragen haben. Unter der verderblichen spanischen Gewaltherrschaft schwanden die Eingeborenen so schnell dahin, daß 1741 nur 1816 gezählt wurden. Durch diese Sterblichkeit erschreckt, führte die spanische Regierung Tagalen ein; eine 1856 auftretende Pockenepidemie hat aber diese Bevölkerung wiederum furchtbar dezimiert.

Eine Schilderung der Chamorro ist heute nichts mehr als die Erinnerung an Tote; sie existieren längst nicht mehr. Durch ihre olivenfarbige Haut, ihr schwarzes, schlichtes Haar und den vollen Bart schlossen sich diese großen, schönen und kräftigen Menschen an die Tagalen an; andere Züge, wie die hohen Nasen, verweisen sie aber zu den Polynesiern. Sie standen zwischen beiden in der Mitte.

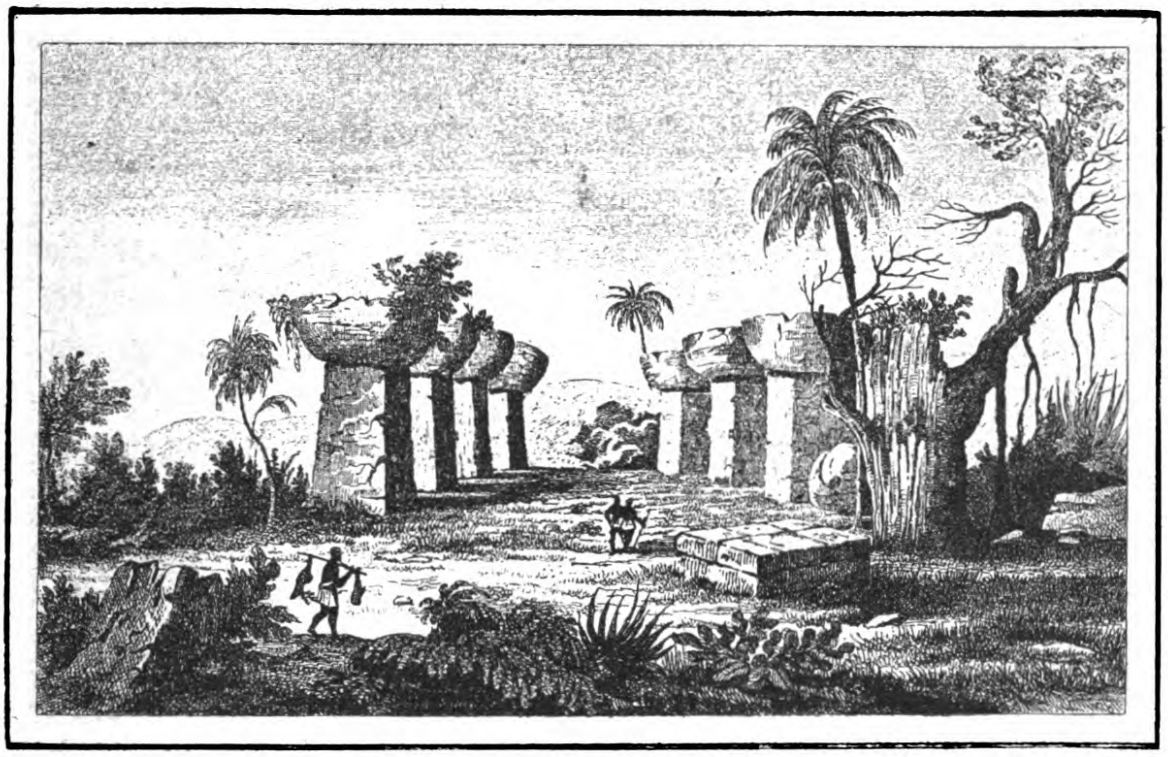
An Polynesien erinnern uns die strenge Teilung des Volkes in Hohe und Niedere, die geschlossenen, den Areoi verwandten Gesellschaften, die Stellung der Frauen, das Tabu. Aber die Marianer unterschieden sich von den Polynesiern und auch von den übrigen Mikronesiern dadurch, daß sie sich niemals tattuierten. Auch war der Kindermord hier niemals Sitte, bis die Spanier die arg Bedrückten zur Verzweiflung trieben und die Mütter ihre Neugeborenen dem Wasser übergaben, um ihnen das verhaßte Joch zu ersparen, das auf ihnen selber lastete.

Welche hohe Stufe die Chamorro ehedem einnahmen und wie tief die jetzige Bevölkerung dagegen heute steht, das zeigt ein Hinblick auf die Bauten von sonst und jetzt. Die auf Tinian überall wie auf den Bergen, so auf den Ebenen teils noch in die Höhe ragenden, teils auf den Boden gestreckten, mächtigen, pyramidalen Steinpfeiler reden eine stumme, aber nicht mißzuverstehende Sprache von der Kultur uud dem Fleiße des Volkes, welches diese Bauten aufführte. Die Häuser waren zu

anſehnlichen Dörfern vereinigt, deren Guam 1668 nicht weniger als 180 zählte; heute befinden ſich außer dem Hauptort Agana dort nur 10 Orte aus ärmlichen und unſauberen Ranchos.

Ein engliſcher Reiſender des ſiebzehnten Jahrhunderts nennt ganz Guam einen einzigen Garten. Und doch beſtanden die Ackergeräte nur in einem Stock aus hartem Holz und einer mit einem Stein bewehrten Hacke. Dieſe primitiven Werkzeuge ſind durch beſſere europäiſche erſetzt worden und der chineſiſche Pflug iſt eingeführt. Zu dem Reis, den einheimiſchen Fruchtbäumen

Fig. 47.



Tempelruinen auf Tinian.

und Knollenpflanzen haben die Spanier neue Kulturen hinzugefügt: Mais, Sago, Tabak, Indigo und Baumwolle. Aber die Männer haben keine Neigung mehr zum Ackerbau, auch mit der eingeführten Viehzucht beſchäftigen ſie ſich nicht; ſie ſind zu einem Jägervolk herabgeſunken. Verwilderte Hirſche, Rinder und Schweine liefern ihnen reichliche Beute.

Die alten Chamorro waren tüchtige Schiffer; ihre fliegenden

Proas erregten mit Recht die Bewunderung der Seefahrer, welche die Gruppe seit Magelhaens besuchten. Das ist vorbei. Die Lust an der See ist verschwunden, man baut nur noch plumpe Garaiden, kleine Einbäume mit Auslegern, und tauscht sich die größeren Boote, wenn man ihrer ja noch bedarf, von den herüberkommenden Karoliniern ein. Und auch die ehemals große Neigung zum Fischfang finden wir nicht mehr.

Verloren ist die ehemalige Kunstfertigkeit, welche sich in der Herstelluug von irdenem Geschirr, von Schmucksachen aus Schildpatt, darunter jenen merkwürdigen, von Chamisso erwähnten, von Zeugen (nicht Tapa) aus Paritiumrinde u. a. bekundete. Schlechte europäische Fabrikate ersetzen dieselben; nur grobe Baumwollzeuge fertigt und färbt man heute noch in einigem Maße.

Vor der Unterwerfung der Chamorro durch die Spanier bestanden hier ebenso schroffe, unvermittelte Gegensätze zwischen Hohen und Niederen, wie in den meisten übrigen Archipelen des Stillen Oceans; die spanische Herrschaft hat diese verwischt, aber sie hat nicht etwa den Tieferstehenden gehoben, sie hat den Höheren degradiert. Der alte Ahnenkultus war allmählich zu einem reinen Schädelkultus ausgeartet. Nicht nur in den Häusern bewahrte man die Schädel der Verstorbenen auf, man nahm sie auch als siegverleihend mit in die Schlachten. Gegen spanische Waffen konnten sie freilich nicht helfen. Der alte Glaube hat einem anderen Platz machen müssen, den man einen christlichen kaum nennen darf, so sehr beschränkt er sich auf äußere Observanzen, und an die Stelle der alten Priester sind katholische Tagalen getreten, welche den vier Kirchspielen vorstehen, in welche die Inseln geteilt sind. Nur die Karolinier auf Saypan sind noch ebenso gute Heiden wie ehedem, wenngleich sie auf Befehl der Regierung getauft wurden.

Mit der Religion ist auch die Sprache eine andere geworden. In ihrer Ursprünglichkeit war sie dem Tagalischen der Philippinen am nächsten verwandt. Heute spricht man auf den

Marianen einen ſtark mit tagaliſchen und ſpaniſchen Wörtern vermiſchten Dialekt, eine Folge der Einwanderung aus den Philippinen und des Unterrichts, welchen die ſpaniſchen Miſſionäre einführten. Leider ſind die Schulen, worunter ſelbſt eine höhere Lehranſtalt, das Collegio de San Juan de Latran, tief verfallen und das Volk jetzt in traurigſter geiſtiger Verkommenheit.

Und doch waren die ehemaligen Bewohner dieſer Gruppe in hohem Grade bildungsfähig, ja ſie hatten, wie wir aus manchem geſehen haben, ſchon eine beachtenswerte Kulturſtufe erreicht. Das lehren uns ihre Sagen und Geſänge, das erſehen wir auch aus den uns überlieferten Proben ihrer Beredſamkeit. Müſſen wir auch von dem, was uns die Franzoſen Freycinet und le Gobin geben, einen nicht unbedeutenden Teil, wenigſtens hinſichtlich der Form, auf Rechnung unſerer Gewährsmänner ſchreiben, ſo bleibt doch immer genug, um uns nicht geringe Achtung vor den Chamorro als Rednern einzuflößen. Wir haben eine Anzahl ſolcher Anſprachen der Häuptlinge Djodo, Hurao, Aguarin u. a., in denen ſie ihre Landsleute zum Kampf gegen die ſpaniſchen Tyrannen zu entflammen verſuchen. „Wir ſind frei geboren“, ruft Aguarin, „laßt uns die Freiheit bewahren, welche die Natur uns ſchenkte und unſere Ahnen uns hinterließen! Was würden die Ahnen ſagen, wenn ſie uns als Sklaven von einer Handvoll Europäer ſähen, welche nur unſere Furcht ſchrecklich macht? Ihr fürchtet vielleicht wegen ihrer Feuerwaffen ſie anzugreifen? Aber iſt nicht ein ruhmvoller Tod einem ſchimpflichen Leben vorzuziehen?“ Die Marianer haben die Wahl getroffen und ſind wie ſo manches Volk, das ein beſſeres Schickſal verdient hätte, vor ihren überlegenen Feinden zu Grunde gegangen. Die Hoffnung des tapferen Djodo hat ſich nicht erfüllt, als er am Schluß einer zündenden Rede ſeinen Landsleuten begeiſtert zurief: „Wir wollen frei leben nach unſerem Willen und unſeren Sitten! Folgt mir und wir ſind berühmt ohne Ende, weil wir unſerem Vaterland in Freiheit zu leben verſchafften!“

Die Karolinen.

In Berührung mit dieſer Gruppe traten zuerſt die Spanier von den Marianen aus. Geſehen waren einige Inſeln freilich ſchon früher, aber da der Weg, welchen die Seefahrer des ſechzehnten Jahrhunderts nahmen, ſtets über die Marianen führte, ſo verfolgte man die bald vergeſſenen Entdeckungen nicht weiter. Bald aber begannen die Jeſuiten auf dem weſtlichſten Teile der Gruppe freilich vergebliche Bekehrungsverſuche zu machen, und ſeit 1788 entſpann ſich auch ein Verkehr mit den Marianen, an welchem die Karolinier noch heute feſthalten. Aber dadurch wurde doch die geographiſche Kenntnis des Archipels wenig gefördert. Wohl unterſuchte Duperrey 1824 die Inſeln etwas ſorgfältiger, eine gründliche Aufnahme machte aber erſt 1828 Lütke, dem wir nebſt ſeinem Begleiter Kittlitz das meiſte verdanken, was überhaupt über die Gruppe bekannt iſt.

Die Karolinen, zu welchen man bisweilen auch die Palau-Gruppe rechnet, beſtehen aus 43 meiſt flachen Laguneninſeln, welche ſich zu 3 Gruppen, einer großen centralen und zwei kleinen, einer öſtlichen und einer weſtlichen, zuſammenſcharen. Sie erſtrecken ſich über einen außerordentlich großen Raum, nahe an 8 Breiten- und 28 Längengrade, und meſſen dennoch nur 1450 qkm oder 26,3 Q.-M., denn die meiſten ſind klein; nur wenige hohe haben einen bedeutenderen Umfang. Dieſe letzteren ſind, mit Ausnahme des ſteil aus den Fluten emporſteigenden Korallenfelſens Fais, ſämtlich vulkaniſchen Urſprungs, aber ohne Anzeichen irgendwelcher Thätigkeit, ja ſelbſt ohne Krater und keine von bedeutender Höhe. Überall aber iſt die Fruchtbarkeit groß. Selbſt die Laguneninſeln ſind reich zu nennen, vergleicht man ſie mit den Korallenbildungen des öſtlichen Stillen Oceans; die hohen Inſeln aber zeigen einen ganz beſonderen Reichtum. Unter die Flora des polyneſiſchen Gebietes miſchen ſich hier die Angehörigen der Molukken und Philippinen und bekleiden in

ihrer Verteilung und Gruppierung die ewig wechſelnden Umriſſe von Berg und Thal mit einem ganz beſonderen Reiz. Breite Gürtel von Rhizophoren faſſen die Ufer ein, dann folgen angebaute Strecken mit ihren Wäldern von Kokospalmen, Pandanen, Brotfruchtbäumen, Arekapalmen; die Berge bedeckt bis zu den höchſten Gipfeln dichter, durch Lianen eng verſchlungener Hochwald mit vorherrſchenden Ficusarten und üppigen Baumfarnen.

Aber die Tierwelt iſt auch hier arm. Von Säugetieren ſind nur eine Ratte und eine fruchtfreſſende Fledermaus (Pteropus Keraudreni) einheimiſch. Jetzt hat man aber einige europäiſche Haustiere eingeführt. Die Vogelwelt iſt etwas beſſer, aber doch immer nur ſchwach vertreten. Wunderbarerweiſe giebt es hier nur eine Art Papagei (Chalcopsitta rubiginosa) und auch dieſer iſt nur auf Ponape zu Hauſe. Sonſt kennt man noch einige Taubenarten, auf den centralen Inſeln einen ſchönen Singvogel und auf Kuſaie die Callocalia esculenta, welche die eßbaren Neſter liefert. Das Haushuhn findet ſich wild überall. Auch an Reptilien und Inſekten iſt die Gruppe arm, dafür iſt die See deſto reicher. Namentlich liefern die Delphine zuweilen eine reiche Beute. Sieht man eine Schar dieſer Tiere dem Ufer zuſchwimmen, ſo ſticht eine Flotte von Booten in See, ſchneidet den Tieren den Rückzug in das offene Meer ab und treibt ſie, wie die Norweger den Grindwal, auf den flachen Strand. Dann folgen große Feſte. Auch der Potwal verkehrt in den umliegenden Meeren und die Suppenſchildkröte wie die Karettſchildkröte ſucht zu Zeiten die ſandigen Ufer auf. Unter den vielen, durch Schönheit und eigentümliche Formen auffallenden Fiſchen zeichnet ſich ein kleiner, amphibiſch lebender Periophthalmus aus und von den überaus häufigen Cruſtaceen ſind wohl die kleinen Pagurus-Arten die merkwürdigſten, welche die ſelbſtgewählten Muſchelſchalen auf die Höhen der Sträucher und Bäume ſchleppen. Holothurien ſind in Fülle vorhanden und für die Einwohner von hoher Bedeutung.

Das Klima der Gruppe iſt zwar warm, dabei auffallend

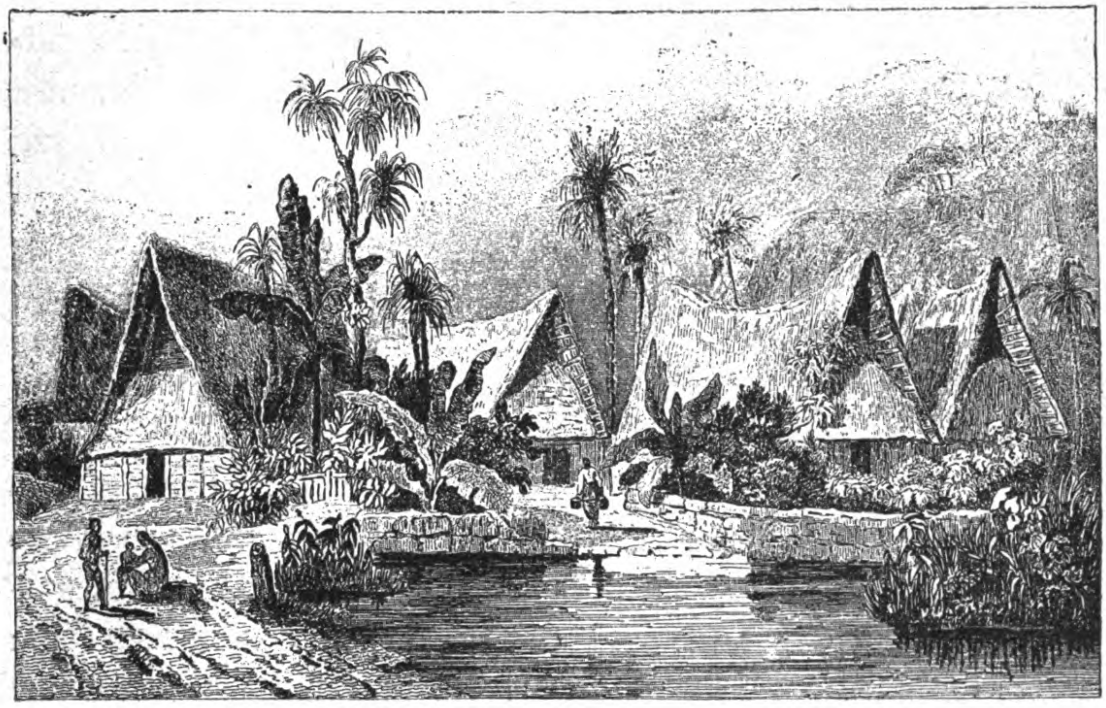
gleichmäßig und feucht, aber auf den flachen Inseln durchweg gesund. Um den Monsunwechsel treten zuweilen furchtbare Orkane auf, welche ganze mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen bewaldete Inseln fortgespült haben und nur ein kahles Riff ließen, wo früher ein schattiger Hain stand.

Die bedeutendsten Inseln der Gruppe sind die vier hohen: Kusaie oder Ualan, Ponape oder Puinipet, Ruk oder Hogolu und Yap, auch Eap und Uap genannt. Diese Inseln werden sämtlich von einem Barrierriff umschlossen, auf welchem einzelne Inselchen aufgelagert sind, und innerhalb des Riffes erheben sich aus dem oft sehr tiefen Wasser der Lagune kleine hohe, basaltische Kuppeln zu ansehnlicher Höhe. Diese Riffe bilden mit dem Hauptlande und den kleinen Binneninseln zahlreiche, oft recht brauchbare Häfen. Sie sind ziemlich stark bewohnt, wenigstens auf dem gelichteten Außenrande. Das 347 qkm große Ponape zählt 2000, das 132 qkm messende Ruk 5000, Ualan (112 qkm) hat 400 und Yap (207 qkm) 2750 Einwohner. Freilich würden diese fruchtbaren Gebiete imstande sein, eine weit größere Zahl zu ernähren, dabei scheint es, daß gerade hier, aber auch auf den niedrigen Laguneninseln die Abnahme der Bevölkerung eine beständige ist.

Die Karolinier sind ein rein mikronesischer Stamm, gut und stark gebaut, von dunkelgelber Hautfarbe, angenehmen Gesichtszügen und mit schwarzem Haarwuchs. Wo sie nicht durch Mißhandlungen aufgereizt wurden, haben sie sich stets sanft, freundlich und zutraulich gegen die Europäer bewiesen. Ihre geistige Begabung ist keine geringe, muß aber früher wohl noch höher gestanden haben. Das beweisen die zahlreichen, zum Teil großartigen Steinbauten, welche sich auf verschiedenen Inseln vorfinden: Hafenanlagen, Wellenbrecher, Grabstätten aus großen, aufeinander gelegten Basaltsäulen. Noch immer aber zeichnen sich ihre Häuser, namentlich die Versammlungsorte der sogenannten Klubs, durch besondere Zierlichkeit aus, auch in der Anlage der oft sauber mit Steinen gepflasterten Straßen und der auf Ualan üblichen Umschließung der Dörfer durch starke Mauern

gewahren wir eine erheblich höhere Bildungsſtufe, als wir ſie bei den Nachbarbevölkerungen finden. Eine beſondere Geſchicklichkeit entwickelten die Karolinier aber im Bau ihrer Boote, die zwar nur aus einem gehöhlten und durch Seitenplanken erhöhten Stamme beſtehen, aber mit Hilfe großer Segel an beweglichen Maſten und der Ruder eine überraſchende Schnelligkeit entwickelten. Dabei waren ſie mit Schnitzereien und Muſcheln geſchmückt und rot und ſchwarz bemalt. In dieſen trotz ihrer Aus-

Fig. 48.



Dorf auf Ualan.

leger doch anſcheinend ſehr unſicheren Fahrzeugen legten die Karolinier erſtaunliche Reiſen zurück. Sie haben den Weg nach den Marianen gefunden und ſie fahren auch jetzt noch mehrere Male im Jahre dorthin. In ihrer Kleidung ſind ſie außerordentlich beſcheiden, die Männer brauchen ſehr oft gar keine oder höchſtens den Maro, über welchem die Vornehmeren ſchöne, mit Muſcheln gezierte Gürtel aus Faſern tragen, die Frauen ſind überall mit einem Blätterſchurz bekleidet. Auf Ponape hat ſich durch das

Beiſpiel der Anſiedler ſchon europäiſche Kleidung eingebürgert. Die Stoffe zu den einheimiſchen Kleidungsſtücken werden aus Bananenfaſer und Hibiscus gewebt. Dazu bedient man ſich in Ponape eines Webſtuhles, eine auffällige Erſcheinung, da man dergleichen in dem ganzen übrigen fünften Weltteil nur noch auf Palau findet.

Fig. 49.



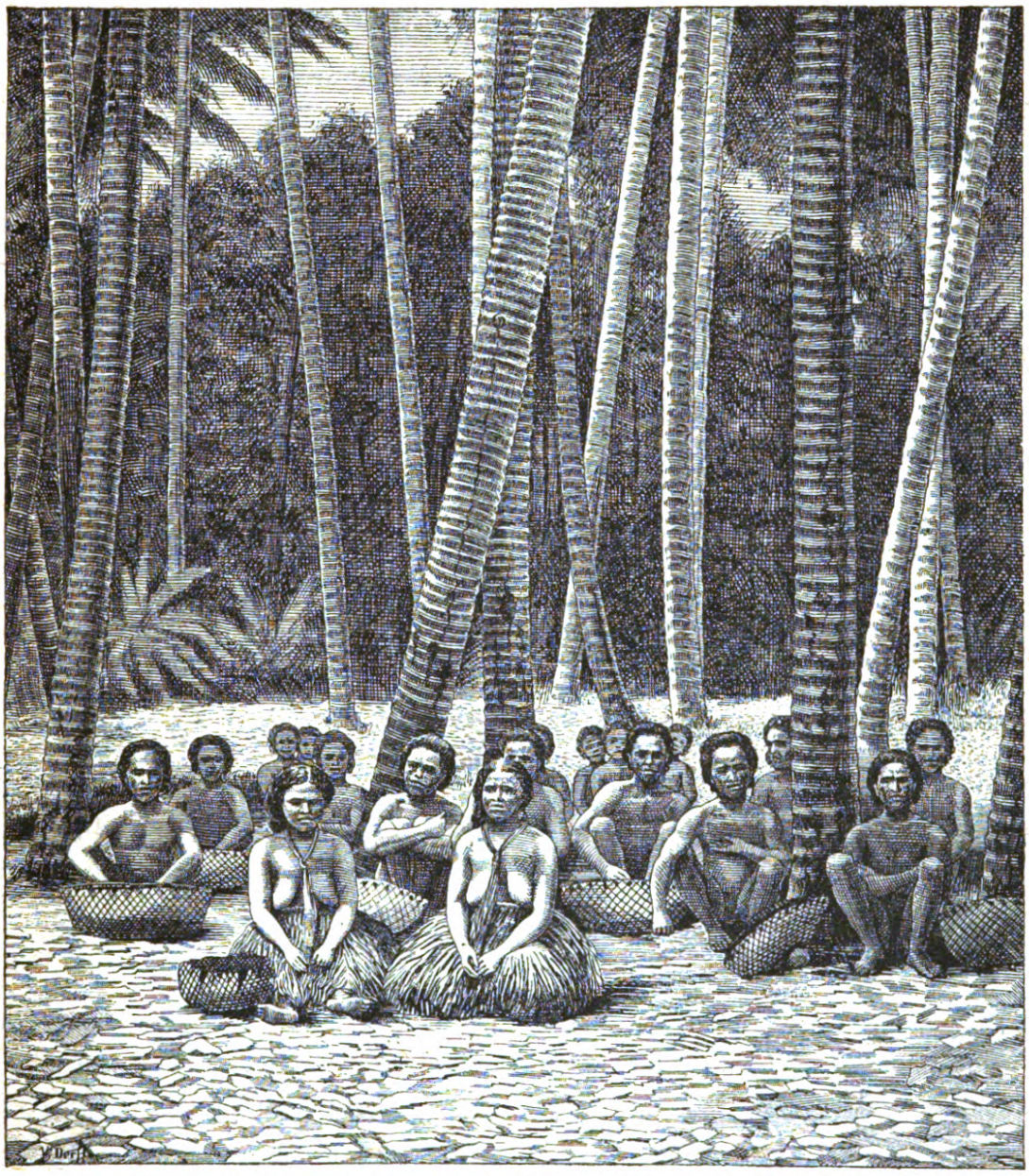
Häuptling von Ponape.

Ackerbau wird nur in geringem Maße betrieben, dennoch aber bildet Pflanzenkoſt die Hauptnahrung. Kokos und Brotfrucht, die letztere mit Bananen zum Zweck der Aufbewahrung in ſaure Gährung verſetzt, werden vorwiegend genoſſen. Süßigkeiten ſind ſehr beliebt, aber Salz kennt man nicht. Zur Bereitung der Speiſen bedient man ſich auch hier der bekannten polyneſiſchen Öfen. Von Genußmitteln kennen die Karolinier allgemein den Palmwein, aus dem man auf den weſtlichen Inſeln eine Art Syrup bereitet, den man mit Waſſer miſcht, auf Yap kaut man Betel und auf Ualan und Ponape bereitet man den Kawatrank, aber nicht, wie in Polyneſien, durch Zerkauen der Wurzel, vielmehr durch Zerſtoßen derſelben auf einem dazu beſonders beſtimmten Steine im Hauſe. Auch hier iſt das Trinken der Kawa mit religiöſen Ceremonieen verbunden.

Was wir von der Religion der Karolinier wiſſen, iſt

dürftig. Augenſcheinlich haben wir es hier mit einem Ahnenkultus zu thun; wir ſehen Prieſter mit bedeutendem Einfluß

Fig. 50.



Gruppe von Eingeborenen der Inſel Yap unter Kokospalmen.

ausgeſtattet und wir finden hier auch das Tapu mit allen ſeinen, Konſequenzen.

Heut iſt ein großer Teil der Bevölkerung zum Chriſtentum

bekehrt; im ganzen Archipel bestehen 24 Gemeinden mit nahe an 1000 Mitgliedern. Sie wurden begründet von der amerikanischen Mission zu Honolulu, welche jetzt Stationen auf Ruk, Kusaie, Ponape, Mokil, ferner auf den Mortlockinseln: Etal, Lukunor und Sotoan, endlich auf den beiden Atolls: Lasap und Namoluk besitzt.

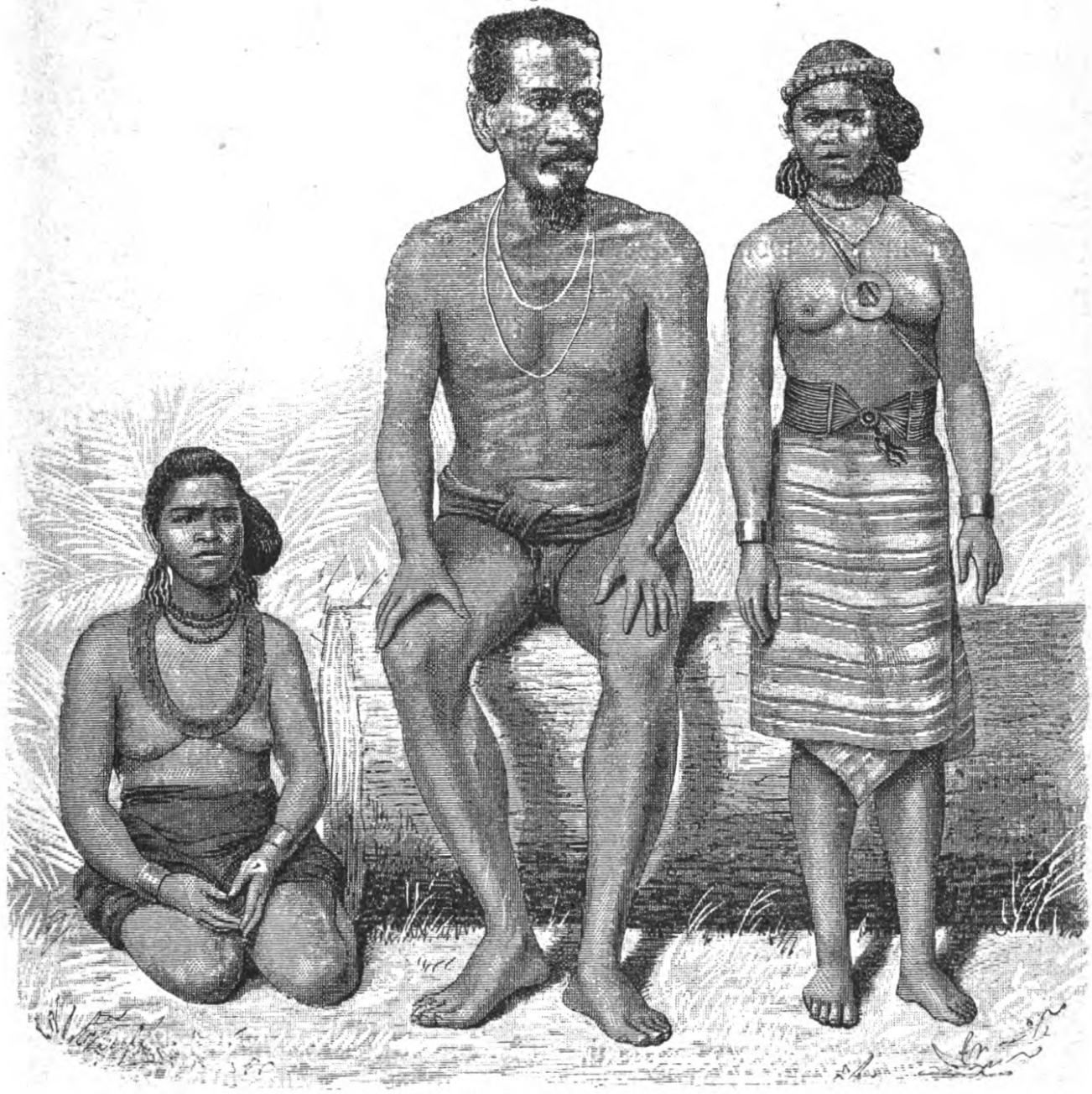
Die politischen und sozialen Verhältnisse sind beide in starkem Verfall begriffen. Es giebt eine außerordentliche Menge kleiner Staaten, welche sich unaufhörlich bekriegen und die durch die Thatkraft eines einzelnen auf kurze Zeit wohl zu größeren Komplexen vereinigt werden. Der König, dem zur Seite ein sogenannter Minister steht, welcher die eigentliche Regierungsgewalt in Händen zu haben scheint, genießt der höchsten Verehrung; in seiner Gegenwart zu stehen, wäre ein Verbrechen, und will der Niedere ihm einen Beweis von Achtung geben, so bestreicht er sein Gesicht mit dem Fuße des Herrschers. Eine ähnliche Stellung nehmen die übrigen Vornehmen den Gemeinen gegenüber ein. Über die eigentümlichen Klubs, welche sich hier wie auch auf den Marshallinseln finden, werden wir ausführlicher später zu sprechen haben.

Die Stellung der Frauen ist hier eine bessere als irgendwo sonst in Oceanien, dennoch aber herrscht Polygamie und die Eheschließung erfolgt ohne irgendwelche Feierlichkeiten, nachdem der Bräutigam die nötigen Geschenke an die Schwiegereltern übergeben hat. Nur die aus Samoa eingewanderten Bewohner der kleinen Lagunеninsel Nukunor üben den Kindermord, der sonst nirgends Sitte ist oder auch jemals war.

Kein anderes Volk Oceaniens hat eine so große Neigung, Handel zu treiben, wie die Karolinier, namentlich wie die von den niedrigen Inseln. Schon ehe Europäer hierher kamen, bestand ein lebhafter Austausch zwischen den einzelnen Inseln der Gruppe. Ulie führte Kanus aus, Yap Kurkuma, Bambus, Schleifsteine, Ruk Matten und Zeuge. Von den hierher kommenden Europäern tauschten sie Eisen und eiserne Werkzeuge, Waffen, Spirituosen und Tabak, Flaschen, Zeuge und vieles andere gegen

Lebensmittel und ihre ſelbſtgefertigten Geräte und Waffen ein. Als ſie 1788 den Weg nach den Marianen entdeckten, entſpann

Fig. 51.



Der Häuptling Narbon mit ſeinen beiden Frauen.

ſich mit dieſer Gruppe ein regelmäßiger, bis heute fortgeſetzter Handelsverkehr, welcher zu einer Niederlaſſung von Karoliniern auf Saypan führte. Später begannen europäiſche Kaufleute hier

Tripang und Kokosöl einzuhandeln, und dies führte zu einer Niederlassung einiger Europäer auf Ponape, das als Erfrischungsort für Walfischfänger und Hauptniederlage für Tripang und Schildpatt Bedeutung hat. Dieser Handel ist noch immer Tauschhandel, obschon die Karolinier besonders nach den Erfolgen der Mission allmählich den Wert des Geldes kennen lernen. Sie selbst besaßen schon immer eine Art Geld: große, runde, in der Mitte durchbohrte Stücke eines krystallinischen Kalkspaths, den die Bewohner von Yap in ihren Kanus von den Palau-Inseln holten und die wohl gerade wegen der Mühseligkeit und Gefahr, welche dieser Transport mit sich brachte, ihren Wert hatten. Auch gab es hier wie in Ponape ein thalergroßes Geld aus demselben Stein und Muschelgeld, das man auf Schnüre zog.

Die Palauinseln

werden sehr häufig zu den Karolinen gerechnet, mit denen sie freilich sowohl hinsichtlich ihrer natürlichen Beschaffenheit als auch ihrer Bewohner aufs nächste verwandt sind. Sie werden aber durch eine breite Meeresstraße von jenen so getrennt und ordnen sich nach ihrer Lage so wohl zu einer selbständigen Gruppe zusammen, daß wir es vorziehen, sie gesondert zu betrachten. Die Palauinseln, die Engländer nennen sie Pelew, bestehen aus einer größeren nördlichen Gruppe und sechs anderen, lauter flachen Koralleninseln, von welchen vier bewohnt sind und eine, Mapia, so weit südlich liegt, daß man sie zu Neuguinea rechnen müßte, wäre sie nicht von Karoliniern bewohnt. Freilich haben Papuapiraten den größten Teil derselben vernichtet oder entführt. Das Gesamtareal des Archipels beträgt 443 qkm oder 8,0 Q.-M., davon entfallen auf die nördlichste Gruppe, die man auch für sich Palauinseln nennt, 443 qkm oder 8 Q.-M. Diesen Teil haben wir, obgleich er schon 1543 entdeckt und nachmals öfters

ſucht wurde, erſt in neueſter Zeit durch Semper und Kubary kennen gelernt.

Es iſt eine Gruppe von 6—7 ganz kleinen und unbedeutenden Inſeln, welche ſich um eine große lagern. Dieſe, Babelthuap oder Baobelthaop genannt, mißt 660 qkm (12 Q.-M.) und hat gegen 8000 Einwohner. Ihr ſüdlicher Teil beſteht aus hoch gehobenem Korallenkalk; im mittleren und nördlichen Teil iſt dieſes Geſtein aber auf weite Striche von Trachyt und baſaltiſcher Lava durchbrochen und verdrängt. Die Vegetation iſt wo das vulkaniſche Geſtein ſich in fruchtbaren Thon aufgelöſt hat, eine üppige und glänzende.

Die Eingeborenen der Palauinſeln ſind von dunklerer Farbe als ihre öſtlicher wohnenden Verwandten; Semper hat daher behauptet, daß ſich hier papuaniſche Einflüſſe erkennen laſſen. Das ſchwarze Haar iſt bald glänzend und dann malayiſch glatt, bald kraus und büſchlig ſich vereinend; die Profile ſind zwar nie rein papuaniſch, aber doch kommen die jüdiſchen Naſen häufig vor und Kurzſchädel ſind allgemein.

Dem Charakter der Palauinſulaner ſpendeten die erſten Entdecker das höchſte Lob. So namentlich Kapitän Wilſon, der hier Schiffbruch litt und Lee Boo, den Sohn des Königs Abba Thulle, nach England brachte, wo derſelbe leider an den Pocken ſtarb. Wenn ſpätere Seefahrer keine ſo gute Meinung hatten, ſo lag die Schuld wohl meiſt an ihnen ſelber.

Die Sitten und Einrichtungen der Palauinſulaner ſind im allgemeinen dieſelben wie die der Karolinier; wie die öſtlichen Nachbarn kauen ſie Betel, ſie haben die Tattuierung, ſie eſſen und bereiten dieſelben Speiſen, aber das Geſchäft des Kochens iſt hier Sache der Männer. Wenn ſchon die alten Bauten auf Ponape uns in gerechtes Staunen verſetzen mußten, ſo werden wir noch viel mehr überraſcht durch die Wälle, Straßen und Treppen von Steinen, durch die Steindämme, welche in das Meer hinausgeführt wurden. Auch jetzt noch ſind die Palauinſulaner geſchickte und geſchmackvolle Baumeiſter. Beſonders zeichnen

ſich die Verſammlungsorte der ſogenannten Klubs durch reiche Schnitzereien, welche die Traditionen des Volkes darſtellen, ſowie durch farbige Verzierungen aus.

Dieſe Klubs, welche im nördlichen Teile Klöbbergöll, im ſüdlichen Kaldebekel genannt wurden, waren Vereinigungen von Männern ſowohl wie von Frauen. Beide haben beſondere Häuſer, welche nicht Eingeweihte niemals betreten dürfen. Die Männer-Klöbbergölls ſtehen unter einer ziemlich ſtraffen Organiſation, welche ſie zwingt, das Makeſang, d. h. eine Anzahl von öffentlichen Arbeiten und Dienſten, im Kriege wie im Frieden, ſowohl für den Klöbbergöll als für den Staat zu verrichten.

Auch die Palauinſulaner beſitzen eine Art Geld: Stückchen von Porzellan oder Glas, zu regelmäßigen Figuren geſchliffen und durchbohrt, dem man einen mythiſchen Urſprung zuſchreibt und das man nicht mehr anzufertigen weiß. Man verſucht es freilich mit dem gewöhnlichen Flaſchenglas. Dies Geld gilt nur bei den Bewohnern ſelber, mit Europäern wird ein ziemlich lebhafter Tauſchhandel getrieben, namentlich mit Trepang, den die Eingeborenen in großen Mengen ſammeln und präparieren.

Die Marſhall-Inſeln.

Die erſte Entdeckung dieſes Archipels wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon 1529 von dem Spanier Saavedra gemacht und ſpätere ſpaniſche Seefahrer nannten die nördlichſten Inſeln der Gruppe Pescadores. Allein damit wußte man doch nur ſehr wenig; man kannte nur ein paar Korallenriffe; von ihrem Zuſammenhang mit anderen hatte man keine Idee und gewann eine ſolche auch nicht durch die Wiederentdeckungen von Byron 1765, von Wallis 1767 oder auch durch die von Marſhall und Gilbert, welche 1788 außer den nördlichſten Gilbertinſeln faſt die ganze Ratackgruppe auffanden. Erſt durch die ſyſtematiſchen Forſchungen von Kotzebue 1816, von Duperrey 1832, von Chromtchenko 1829

und 1833 ist uns eine genaue Kenntnis des Archipels geworden. Die Missionäre haben uns dann wertvolle Berichte geliefert und in neuester Zeit gab der Konsul Hernsheim auf Jaluit einen sehr dankenswerten Beitrag zur Kenntnis dieses immer noch allzuwenig erforschten Gebietes.

Die Marshallinseln ziehen sich in zwei, durch einen breiten Kanal getrennten Reihen von 4° 37′ bis 11° 40′ s. Br. in der Richtung von S.-O. nach N.-W. Die östliche Reihe, die Ratack- oder Radackkette, enthält, die westliche, die Ralickkette, 17 Korallen-inseln, sämtlich Atolle, welche sich nirgends mehr als 3 Meter über die Hochwasserlinie erheben. Die eingeschlossenen Lagunen sind überall von sehr bedeutender Größe im Verhältnis zum Lande, namentlich ist das letztere in den nördlichsten Inseln von so geringer Ausdehnung, daß Dana auf eine allmähliche Senkung des Bodens schließen zu können glaubte.

Eine äußerst dünne, an den günstigsten Stellen kaum 30 Centimeter starke Erdschicht bedeckt den Korallenfels, daher ist hier trotz des nie mangelnden und vom März bis Oktober im Überfluß fallenden Regens die Vegetation eine sehr dürftige. Sie beschränkt sich auf die Kokospalme, den Pandanus, den Brotfruchtbaum, etwas wilden Taro; auf den nördlichen Inseln gedeiht Arrowroot, der Momeapple und die importierte Banane. In importierter Erde zieht man Gurken, Bohnen und anderes Gemüse. Sonst bedeckt Gestrüpp und grobes Schlinggras überall den Boden. Die Tierwelt ist noch dürftiger. Ursprünglich gab es nur wenige Vögel: Tauben, Strandläufer, einige Eidechsen, Krabben und Schmetterlinge; importiert sind Schweine, Hühner, Enten, Hunde, Katzen und Ratten.

Die Marshallinseln haben ein Areal von 400 qkm (7,3 Q.-M.); die größten der Inseln liegen im Ralickarchipel. Am bedeutendsten von allen ist Jaluit, am Südende der Ratackkette, 90 qkm groß und von 1006 Menschen (335 Männern und 398 Frauen) bewohnt. Auf dem unregelmäßig gebildeten Riff liegen gegen 40 kleine und schöne Inseln zerstreut. Hier haben

die Gebrüder Hernsheim aus Mainz eine Niederlaſſung errichtet, um das einzige Produkt dieſer Gruppe, Kopra, aufzukaufen. Die deutſchen Handelsbeziehungen wurden aber in der Folge wichtig genug, um den Kapitän von Werner zum Abſchluß eines Vertrages mit den Häuptlingen von Jaluit zu veranlaſſen, wonach der Hafen von Jaluit an Deutſchland als Kohlenſtation abgetreten wurde, mit der Bedingung, daß keiner anderen Nation die gleichen oder ähnlichen Rechte zugeſtanden werden ſollten. Zu gleicher Zeit erhielt Jaluit eine ſchwarz, weiß und rot fünffach geſtreifte Flagge.

Südweſtlich liegt die kleine, nur 5 qkm umfaſſende Gruppe Ebon oder Boſton, die aber für den reichſten und am ſtärkſten bewohnten Teil von Ralick gilt. Sie zählt 790 Einwohner. Der ganze Archipel hat nach neueſten Angaben 10 700 Einwohner, alſo eine Bevölkerung, wie ſie in Mikroneſien dichter nur noch auf den Gilbertinſeln vorgefunden wird.

Die Marſhallinſulaner ſind reine Mikroneſier. Sie ſind, mit Ausnahme der oberſten Häuptlinge, ſchmächtige, kleine, ſchwache und früh alternde Menſchen von gelber bis ſchwarzbrauner Farbe, mit grobem ſchwarzen Haar und ſpärlichem Bartwuchs. Die Ohrlappen werden aufgeſchlitzt und bis auf die Schultern ausgedehnt. Wie in einer Schlinge hängt darin eine Pfeife, Tabak oder wohlriechende Blätter. Beide Geſchlechter tattuieren ſich; die Männer aber mehr als die Weiber. Um dieſe Operation an ſich vollziehen zu laſſen, bedarf man aber der Erlaubnis des Königs. Die Kleidung iſt eine ſehr einfache; ſie beſteht aus geflochtenen Gürteln und Matten, wo nicht europäiſche Tracht durch die Miſſionäre eingeführt wurde. Früher wurde das Haar ganz allgemein zu einem Knoten auf dem Wirbel des Kopfes geſchlungen; die Bekehrten ſchneiden es jetzt kurz, dazu tragen die Männer Hemd und Strohhut, die Weiber eine Jacke und Überwurf.

Ihre Wohnungen ſind außerordentlich ärmlich, ebenſo ihre Nahrung, welche ſie zumeiſt in den bekannten polyneſiſchen Öfen

kochen. Aber eine überraſchende Geſchicklichkeit beweiſen ſie im Bau ihrer Boote mit Auslegern und Segeln, in denen ſie häufig Fahrten nach den anderen Inſeln der Gruppe machten, wobei ſie ſich einer eigenen, aus Stöcken und Steinchen verfertigten Karte bedienten. Jetzt ziehen ſie es aber vor, gegen Bezahlung auf europäiſchen Schiffen zu reiſen.

Man unterſcheidet vier Stände: die Armidwon oder Kajur, beſitzloſe Leute, die Leadagedag, die Beſitzenden, die Budag, Brüder und Söhne des Königs; über allen ſteht der König, der Irod, dem bei ſeinem Tode nicht ſein Sohn, ſondern ſein jüngerer Bruder folgt. Der neue König muß zugleich ſämtliche Frauen des verſtorbenen heiraten. Den Vornehmeren iſt es geſtattet, mehrere Frauen zu nehmen; der Kajur darf nur eine haben. Heiratet er eine Vornehmere als er ſelbſt, ſo tritt er in ihren Stand über. Dem Irod beweiſen die Gemeinen die größte Ehrfurcht, dennoch artete ſein auch hier unbeſchränkter Einfluß nicht, wie bei den Polyneſiern, in Despotie aus.

Eine andere ſehr einflußreiche Klaſſe ſind die Prieſter, die Drikanan. Sie ſind eigentlich nur Weisſager, auch zu Kranken ruft man ſie nur, um den Ausgang des Übels zu erfahren.

Der Charakter der Marſhallinſulaner iſt uns von Chamiſſo in der anziehendſten Weiſe geſchildert worden. An Freundlichkeit und Gutartigkeit übertreffen dieſe Menſchen noch die Polyneſier und ſie ſind frei von der groben Sittenloſigkeit, welche jene befleckt. Freilich darf man nur mit dem Maßſtabe ihrer Nachbarn meſſen. Wie die Polyneſier zeigten auch die Marſhallinſulaner große Neigung zum Wandern; das beweiſt das Beiſpiel Kadus, welcher mit ſeinem Freunde Chamiſſo bis zu dem eiſigen und unwirtlichen Strande Sibiriens reiſte. Leider hat der in den letzten Jahren bedeutend geſtiegene Verkehr europäiſcher Schiffe die ſittlichen Zuſtände keineswegs gebeſſert. Diebſtahl und Trunkenheit ſind in Zunahme und mit dem Verfall manches Alten und der Annahme vieles Schlechten ſteht auch die Ab-

nahme der Einwohnerzahl in engem Zuſammenhang, obſchon ſich eine ſolche freilich nur für einige wenige Gebiete konſtatieren läßt. Über die anderen beſitzen ſelbſt die Eingeborenen nur die allerdürftigſten Kenntniſſe. Ein kleiner Teil der Marſhallinſulaner (316 Mitglieder in 5 Gemeinden) bekennt ſich zum Chriſtentum, das von Hawaii hierhergetragen wurde. Dieſe Gemeinden befinden ſich auf Namerik, Jaluit, Mulgrave, Majuro, Arnho, Maloelab und Aurh.

Die Gilbertinſeln.

In derſelben Richtung wie die Marſhallinſeln, wie auch die ſich ſüdlich anſchließende Ellice-Gruppe, zieht ſich der Archipel hin, welchen man nach dem einen ihrer eigentlichen Entdecker Gilbert-Inſeln, nach dem Vorgange der Amerikaner auch Kingsmill-Inſeln zu nennen pflegt. Es ſind im ganzen 18 kleine Inſeln, von denen 16 auf einer von NNW. nach SSO. ſtreichenden Linie gelagert ſind, zwei: Banaba oder Ocean und Nawodo oder Pleaſant Island aber iſoliert weſtwärts zu liegen. Sämtliche Inſeln unſerer Gruppe ſind niedrige Korallenriffe, welche Lagunen einſchließen, etwas höher freilich und im Verhältnis zur Lagune umfangreicher als ihre nördlichen Nachbarn, die Marſhallinſeln, aber doch hebt ſich die höchſte kaum mehr als ſieben Meter über den Waſſerſpiegel. Eine dünne Schicht von mäßig fruchtbarer Erde bedeckt inſelartig die kleinen Riffe, ſodaß die bewohnbaren Stellen des geſamten Areals (430 qkm = 7,8 Q.-M.) knapp genug bemeſſen ſind, und dennoch beträgt die Bevölkerung 36 850 Seelen, alſo mehr als in dem etwas größeren Schaumburg-Lippe. Mit rühmenswerter Sorgfalt haben aber die Einwohner ihre ärmliche Heimat zu verbeſſern geſucht, und wenn die weſtliche Strömung kleine Stücken von Bimſtein ans Land treibt, ſo ſind die Frauen emſig beſchäftigt, das geſchätzte Düngemittel zu ſammeln, zu zerſtoßen und um die Wurzeln der Kokospalmen

zu ſtreuen. Denn dieſe liefern nebſt dem Pandanus in großen Wäldern die hauptſächlichſte Nahrung; hier und dort geſtattet auch das Vorkommen von reichlichem, wenngleich nicht ganz ſüßem Waſſer, die Kultur einer Art Taro (Arum cordifolium). Sonſt bieten die Inſeln wenig, daher treten zu Zeiten von Mißwachs zuweilen bedrohliche Zuſtände ein und dieſe ſind es, welche die Gilbertinſulaner geneigt machten, ihre Heimat zu verlaſſen und in den Dienſt von Pflanzern, ſei es in Queensland, Viti, Tahiti, ſei es in Samoa, zu treten; auf den deutſchen Pflanzungen bilden ſie das Gros der Arbeiter.

Die Gilbertinſulaner ſind keine reinen Mikroneſier; ſie ſind vielmehr hervorgegangen aus einer Miſchung von Mikroneſiern und Polyneſiern, die wohl annähernd zur ſelben Zeit auf die Gruppe einwanderten. Darauf deutet die Tradition hin, welche einesteils Amoa, wohl Samoa, andernteils Banaba (Ponape) als Stammland bezeichnet. Die Einwanderer aus Amoa ſollen den Brotfruchtbaum mit herübergebracht haben, die von Banaba den Taro. Und da die Brotfurcht dieſelbe Spielart wie auf Samoa iſt, ſo gewinnt dieſe Überlieferung einen um ſo feſteren Boden. Die Angehörigen der beiden Raſſen, der helleren und der dunkleren, lebten mehrere Generationen hindurch friedlich nebeneinander, dann entſtand ein Zwiſt, in welchem die Männer von Amoa getötet wurden. Ihre Weiber gingen in den Beſitz der ſiegreichen Partei über. So iſt denn die Sprache der Gilbertinſulaner mit polyneſiſchen Elementen gemiſcht und auch in Sitten und Gebräuchen zeigen ſich manche wichtige Abweichungen.

Die hawaiiſche Miſſion machte hier ſchon 1852 Bekehrungsverſuche. Aber erſt viel ſpäter hatte ſie Erfolge aufzuweiſen. Zur erſten Station wurde Apaiang auserſehen; kurz darauf wurde auf dem nahen Tarawa, der größten der Gilbertgruppe, gleichfalls eine Miſſionsſtation errichtet. Dasſelbe geſchah auf Butariri und Tapituea. Zwar waren die vielfachen Kämpfe, wobei noch 1878 Kannibalenfeſte gefeiert wurden, der Ausbreitung chriſtlicher Religion ſehr hinderlich, aber ſchließlich trat

Ruhe ein und auch die kleinen Lagunenінseln Maiana, Agamama, Maraki und Nonouti konnten mit Missionären besetzt werden. Jetzt bestehen auf den Gilbertinseln 7 Gemeinden mit 511 Mitgliedern. Die meisten Missionäre hier, wie auf den vorbenannten Gruppen, sind Hawaiier.

Neben dieser hawaiischen Mission ist auf den Gilbertinseln auch die Londoner Missionsgesellschaft thätig gewesen. Sie begründete seit 1870 Stationen auf Arorai, Tamana, Onotoa, Paru und Nukunau, sodaß jetzt nur Kuria und Aranuka, sowie die westlich gelegenen Paanopa und Navodo von keiner der beiden Missionsgesellschaften besetzt sind.

Register.

Adams, John 80.
Agana, Stadt 242.
Agrigan, Insel 242.
Ahoarangi 170.
Anaa, Insel 71.
Anthropophagie auf den Gambierinseln 74.
— auf den Markesas 85.
— auf Neuseeland 196.
— auf den Tuamotu 73.
— auf Viti 119.
Aorai, Berg 15.
Arbeiterfrage, die auf Viti 149.
Armidwon 261.
Arreoy, Gesellschaft der 40.
Arrowsmith, Berg 171.
Aspiring, Berg 171.
Auckland, Stadt 235.
— inseln 157.
Babelthuap 257.
Banaba, Insel 262.
Bankshalbinsel 160.
Babelthaop s. Babelthuap.
Baß s. Marotiri.
Baumwollkultur auf Tahiti 9.
Baumwolle auf Viti 102.
Bevölkerung von Moorea 28.
— von Neuseeland 233.
— von Tahiti 24.
— von Viti 149.
Bligh 4.
Borabora, Insel 68.
Boston s. Ebon.
Bountybai 79.
Budag 261.
Buller, Fluß 172.
Caldera, Bai von 242.
Campbellinsel 157.
Canterbury Bucht 160.
— Gründung von 225.
Caret, Missionär 59.
Challenger, Besuch des 32.
Chamorro 244.
Chathaminseln 157.
Christchurch, Stadt 237.
Christen auf den Marshallinseln 262.
Christenthum, das, auf den Gambierinseln 76.
Clark, Insel 81.
Cloudy Bai 158.
Clutha s. Molyneux.
Cookstraße 158.
Dammara australis s. Kaurifichte.
Deutsche in Neuseeland 233.
Drikanan 261.
Ducie, Korallenriff 78.
Dunedin, Stadt 236.
D'Urville 60.
Eap s. Yap.
Earnslaw, Berg 171.
Ebon, Insel 260.
Ebrill, Korallenriff 74.
Eisenbahnen in Neuseeland 234.
Ellis 4.
Fais, Insel 238.
Fakarawa, Insel 71.
Farallon de Medinilla 242.
Farauti, Spitze 22.
Farne in Neuseeland 173.
Fatuhiva, Insel 81. 86.
Fetohougo, Insel 81.
Fetu-Huhu, Insel 81.
Finanzen Neuseelands 234.
Flora von Viti 99.

Forbes, Berg 171.
Foveauxſtraße 160.
Garapan, karoliniſche Kolonie 244.
Geld von Tahiti 24.
Getreide in Neuſeeland 232.
Golden Bai ſ. Maſſacrebai.
Gold in Neuſeeland 232.
Grahamstown, Ort 235.
Grey, Fluß 172.
— Sir George 229.
Guam, Inſel 242.
Haaſtpaß 171.
Handel der Karolinen 254.
— Neuſeelands 234.
— von Tahiti 22. 66.
Hao, Inſel 71.
Haurakigolf 158.
Haustiere auf Tahiti 10.
Hawkebai 158.
Heiße Quellen auf Viti 97.
Heke 227.
Henderſon, Korallenriff 78.
Hernsheim, Gebrüder 260.
Hiahu, Inſel 81.
Hiva-Oa, Inſel 81. 86.
Hobſon, Kapitän 225.
Hogolu ſ. Ruk.
Hokianga Bai 160.
Hokitika, Stadt 237.
Hollyford, Fluß 172.
Holzimport nach Viti 101.
Holzexport Neuſeelands 177.
Hongi 222.
Hotel de l'Isthme 16.
Huahine, Inſel 66.
Humboldt, Berg 171.
Hull, Inſel 68.
Hutt, Fluß 168.
Inſelbai, die 158.
Invercargill, Stadt 237.
Jaluit, Inſel 259.
Irod 261.
Kadu 261.
Kaffeekultur auf Viti 103.
Kaimanawakette 160. 166.
Kaingaroa 162.
Kaipara Harbor 160.
Kaiwhiwhiti Ebene 164.
Kajur ſ. Armidwon.
Kaldebekel 258.
Kandawu, Inſel 110.
Kaninchen in Neuſeeland 180.
Kaurifichte 176.
Kauriharz 178.
Kawatrinken auf Viti 123.
— auf den Karolinen 252.
Kawhia Harbor 160.
Kindermord auf den Karolinen 254.
— auf den Marianen 244.
King Country, die 233.
King, William 229.
Kiwi 181.
Klima Neuſeelands 172.
Klöbbergöll 258.
Kopra, Export aus Viti 191.
Koro, Inſel 111.
Kororeka 227.
Kuſaie, Inſel 250.
Ladrones, Inſeln 241.
Lakemba, Inſel 11.
Laval, Miſſionär 59.
Leadagedag 261.
Lee Boo 257.
Levuka, Ort 111.
Lichtnüſſe, Export aus Viti 101.
Loma Loma, Hafen 111.
Lord Howe, Inſel ſ. Mopiha.
Lord Howes Inſel 158.
Lyttelton, Stadt 237.
Mac-Kerrow See 172.
Maitea 26.
Makemo-Marutea, Inſel 71.
Makotea, Inſel 69.
Manuhangi-Papakena, Inſel 71.
Manukau Harbor 160.
Macquarieinſel 157.
Markeſas, Bevölkerung des 86.
Martinsbai 172.
Maſſacre Bai 160.
Mataura, Fluß 172.
Matia ſ. Maitea.
Matuku, Inſel 111.
Maupiti, Inſel 60.
Mbua Bai ſ. Sandelholzbai.
Mbuke Levu, Bey 96.
Mere 192.
Milford Sund 160.
Miſſion, die auf den Karolinen 252.
— die auf den Markeſas 89.
— die auf Rapanui 92.
Moa 182.
Moala, Inſel 111.

Moenga, Inſel 111.
Moerenhout, Konſul 60.
Molyneux, Fluß 172.
Moorea 26.
Mopiha, Inſel 68.
Morotiri, Inſel 68.
Motane, Inſel 81.
Motuiti, Inſel 81.
Metutaïko, Inſel 162.
Mount Cook 170.
Mount Egmont ſ. Taranaki.
Mount Waikari 161.
Nairai, Inſel 111.
Napier, Stadt 235.
Narua, Inſel 11.
Narurota ſ. Hull.
Nateva Bai 108.
Nationalflagge, neuſeeländiſche 228.
Navua, Fluß 98.
Nawodo, Inſel 262.
Nelſon, Gründung von 225.
— Stadt 238.
New Plymouth, Gründung von 225.
— — Stadt 236.
New Zealand Land Company 224.
Ngaloa Harbor 110.
Ngawha 164.
Niu, Berg 15.
Noatau, Dorf 151.
Norfolkinſel 158.
Nouvelle Cythère 4.
Nukahiva, Inſel 81. 88.
Nukunor, Inſel 254.
Oceaninſel ſ. Paanopa.
Oeno, Korallenriff 78.
Oparo, Inſel 69.
Orakau Pah, Einnahme des 230.
Orohena, Berg 15.
Otago, Gründung von 225.
Otukapuarangi 166.
Ovalau, Inſel 111.
Paanopa, Inſel 238.
Pagan, Inſel 242.
Palliſſerbai 158.
Papeiti 17.
Papetoai 28.
Paterſon Inlet 160.
Patetere 162.
Paumotu, Bedeutung des Wortes 70.
Pegaſus Bai 160.
Perlfiſcherei 13.
Pfeiffer, Ida, Reiſende 31.
Phormium Tenax 178.
Pitcairn, Bewohner von 81.
Pleaſant Island ſ. Nawodo.
Plentybay 158.
Point Venus 15.
Polynesian Company 142.
Pomare, Königin 31.
Pomare I, König 57.
Pomare V, ſeine Abdankung 65.
Ponape, Inſel 250.
Port Chalmers, Stadt 237.
Port Nicholſon 158.
Port Pegaſus 160.
Potatau te Wherowhero, erſter Maorikönig 228.
Poutu, Fluß 161.
Povertybai 158.
Pritchard, Miſſionär 62.
Puea 162.
Puinipet ſ. Ponape.
Radackkette ſ. Ratackkette.
Raiatea, Inſel 66.
Raiwawai, Inſel 69.
Rakiura, Inſel 160.
Ralickkette 259.
Rangiroa, Inſel 71.
Rangitoto, Berg 161.
Rapa ſ. Oparo.
Rapanui, Inſel 89.
Ratackkette 259.
Rewa, Dorf 107.
— Fluß 98. 107.
Rimitara, Inſel 68.
Rota, Inſel 242.
Rotoaira, See 161.
Rotomahana, See 164.
Rotumah, Inſel 151.
Rotorua See 164.
Ruahinekette 166.
Ruapahu, Berg 161.
Ruk, Inſel 250.
Ruku Ruku Bai 109.
Rurutu, Inſel 68.
Ruſſel, Ort 236.
Sagittaria 4.
Sala y Gomez, Inſel 92.
Sandelholzbai 109.
San Luis de Apra, Bai 242.
Savu Savu Bai 96. 97. 109.
Saypan, Inſel 242.

Schiffsverbindung mit Tahiti 24.
Scilly, Inſel 68.
Seftonpik, Berg 171.
Singa Toka, Fluß 98. 108.
Société Commerciale de l'Océanie 23.
Somo Somo, Ort 109.
— Somoſtraße 109.
Stewartinſel ſ. Rakiura.
Südliche Alpen 171.
Suva Harbour 96.
— Ort 108.
Taahaku, Bai von 89.
Taiohaë, Ort 88.
Tanapan, Hafen 242.
Taou-ata, Inſel 81. 86.
Taranaki 166.
Tararuaberge 166.
Taravao, Landenge 16.
Tarawera See 164.
Tasman, Bay 171.
Tasmangletſcher 170.
Taupoſee 162.
Taviuni, Inſel 109.
Tawhiao, Maorikönig 229.
Te Anau, See 171.
Tekapo, See 171.
Te Kooti 231.
Telegraphen in Neuſeeland 234.
Tetarata 166.
Thakombau 141.
Thames ſ. Waiho.
Thierry, Baron von 224.
Thouars, Dupetit 60.
Timaru, Stadt 237.
Timoe, Korallenriff 74.
Tinian, Inſel 242.
Töpferei auf Viti 117.
Tohaa, Inſel 68.
Tohinoa, Berg 26.
Tongariro, Berg 161.
Totoya, Inſel 111.
Tuamotu, Areal der 70.
— Bedeutung des Wortes 70.
— Bevölkerung des 71.
Tubuai, Inſel 69.
Tubai manu, Inſel 68.
Turbo, Export von — nach Deutſchland 13.
Tyndall, Berg 171.
Ualan ſ. Kuſaie.
Uap ſ. Yap.
Vanille auf Tahiti 10.
Vanua Mbalavu, Inſel 111.
— Levu, Inſel 108.
Viehzucht in Neuſeeland 233.
— auf Viti 104.
Viti, adminiſtrative Einteilung 145.
— Beſteuerung 147.
— Bevölkerung von 114. 139. 149.
— Ceſſion an England 143.
— Einkünfte 147.
Viti, Handel 148.
— kirchliche Zuſtände 150.
— Schiffsverkehr 149.
— Viehzucht 104.
— -Levu, Inſel 106.
Voma, Berg 96.
Vulkaniſche Thätigkeit auf den Marianen 242.
Uapou, Inſel 81. 86.
Uauka, Inſel 81. 86.
Unterwerfung der Tahitier 64.
Waiariki 164.
Waiho, Fluß 168.
Waikato, Fluß 161. 166.
Wai Levu, Fluß 106.
Wai Levu, Ort 109.
Wai Ndina, Fluß 98.
Waitaki, Fluß 172.
Waitangi, Vertrag von 226.
Waiu, Fluß 172.
Wakatipu, See 171.
Wakefield, E. G. 224.
Wanaku, See 171.
Wanganui, Fluß 168.
— Stadt 236.
Wavitao, Inſel 69.
Wellington, Gründung von 225.
— Stadt 234.
White Island 161.
Wilſon 4.
Wollproduction in Neuſeeland 233.
Wulanga, Inſel 110.
Yap, Inſel 250.
Yarambali, Iſthmus 110.
Zuckerrohrbau in Tahiti 10.
Zuckerkultur auf Viti 102.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Im folgenden geben wir die Grundzüge der Einteilung und die Aufstellung der Themata nach einem vorläufigen Plane, der indes auf wohlmotivierten Wunsch der Autoren, sowie für den Fall, daß das Interesse des Publikums eine weiter gehende Detaillierung erwünscht erscheinen läßt, noch mannigfache Veränderungen, Erweiterungen und Ausfüllungen erfahren kann.

Naturwissenschaften.

Astronomie: Erde u. Mond. — Die Sonne, Planeten, Satelliten. — Kometen, Sternschnuppen, Meteorschwärme, Feuerkugeln ꝛc. — Astrognosie und die Fixstern-Astronomie.

Geologie, Geognosie u. Bergwesen: Die Erde als Weltkörper, das Relief der Erde, ihr Inneres, ihre Entstehung. — Die Niveauveränderungen der Erde. — Die Gebirge, ihr Bau und ihre Entstehung. — Die Erdbeben u. der Vulkanismus der Erde. — Die an der Veränderung der Erdoberfläche thätigen Kräfte (Quellen, Flüsse, Eisströme ꝛc.), Ablagerung der Zerstörungsprodukte, Mitwirkung tierischen u. pflanzlichen Lebens. — Die Versteinerungen. „Leitfossilien". — Die verschiedenen sedimentären Formationen. — Geologie von Österreich-Ungarn, Deutschland, England, Frankreich, Amerika. — Die Geologie und ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften. — Die Geschichte der Geologie. — Der Ozean u. die Binnenmeere. — Die nutzbaren Mineralien u. ihre Gewinnung (Übersicht des Bergbaues). — Die fossilen Brennstoffe (Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthracit u. Kohlenbergbau).

Physik, Chemie u. Meteorologie: Das Wesen der Körper (Gase, Flüssigkeiten, feste Körper, Krystalle u. die Gesetze der Bewegung, Massenanziehung, Bewegung). — Die Welt der Atome (Bau u. Wesen des Stoffs, Kohäsion, Adhäsion, chemische Anziehung). — Die Luft (Natur u. Eigenschaften der Luft, die Atmosphäre, Luftdruck, Windströmungen, Principien der Ventilation, Luftschiffahrt), die Luft im Dienste der Technik (pneumatische Apparate, Luftpumpen, atmosphärische Eisenbahnen). — Das Wasser (Eigenschaften, Quellen, Bäche, Flüsse, Nebel, Thau, Regen, Schnee, Hagel, Gletscher, künstliches Eis). — Beleuchtungsstoffe. — Das Eisen (Eisenerze, Geschichte der Gewinnung des Eisens, Eisenhüttenwesen, Verarbeitung des Eisens, Stahl). — Die edlen Metalle (Quecksilber, Silber, Gold, Platin u. a., Gewinnung u. Verwendung). — Die unedlen Metalle (Kupfer, Wismut, Kadmium, Blei, Zinn, Zink, Antimon, Arsen, Kobalt, Nickel, Mangan, Aluminium ꝛc.). — Das Glas (Geschichte, Eigenschaften, Fabrikation, Verwendung, Hartglas, optische Gläser, künstliche Edelsteine). — Thon u. Porzellan (das Ganze der Keramik). — Die Nichtmetalle (Schwefel, Phosphor, Selen, Tellur, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kiesel, Kohlenstoff). — Salze u. Säuren (Inbegriff der chemischen Fabrikation, Salinenwesen, Soda, Schwefelsäure ꝛc.). — Die natürlichen und künstlichen Farbstoffe (Pflanzenfarbstoffe, tierische Farbstoffe, Mineralfarben, Teerfarben und Überblick über das Wesen der Färberei). — Die Produkte der Gährung (Wein, Bier, Branntwein, Essig, dann Fäulnis und Verwesung). — Die Chemie des täglichen Lebens (Chemie der Ernährung, Nahrungsmittel, ihre Wahl u. Zubereitung). — Pflanzen u. Tierstoffe im Dienste des Kulturlebens (Faserstoffe, Gewebe, Zeuge und ihre Verarbeitung, tierische Häute, Leder, Fette u. Öle und ihre Verwertung). — Elektrizität u. Magnetismus im Dienste des Verkehrs (Telegraphie, Telephonie, elektrische Eisenbahnen). — Das elektrische Licht. — Wärme u. Licht (das Theoretische über Licht u. Wärme als Bewegungserscheinungen u. ihre praktische Bedeutung). — Photographie u. Lichtdruck (das Gesamte über die chemischen Wirkungen des Lichtes). — Das Reich der Töne (der Schall u. seine Gesetze, musikalische Instrumente). — Die Witterungskunde.

Zoologie. Systematik. Reich der Protisten, Protoplasma, Schwämme, Protozoen. — Quallen. Radiata. — Arthropoda: Krustazea, Arachnida, Insekten. — Mollusken. — Fische. — Amphibien. — Vögel. — Mamalia. — Fauna von Deutschland. — Wichtigste Tiere der Polarländer. — Wichtigste Tiere der tropischen Länder. — Entstehung der Varietäten ꝛc. — Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Entwicklungs-Geschichte, Funktionen der körperlichen Organe mit Rücksicht auf den Menschen, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, natürliches Ende. — Bedeutung der einzelnen Organe, Homologie, Generationswechsel, Ammenzustände, Waffen und Schutzmittel. — Allgemeines: Tiere der Vorwelt. — Entwicklung der jetzigen Fauna aus der früheren. — Tiergeographie. — Tierkunde der Alten und Entwicklung bis zur neuesten Zeit. — Wohnungen, Lebensweise der Tiere. — Das Tierreich im Verhältnis zum Menschen u. den andern Naturreichen. — Der Mensch.

Botanik. Systematik: Grenzen der Tier- u. Pflanzenwelt, Reich der Protisten, Pilze, Algen, Flechten, Moose; Beschreibung und Vorkommen der wichtigsten. — Gefäßpflanzen, systematische Beschreibung, Vorkommen der wichtigsten Pflanzen. — Nutzpflanzen der gemäßigten, kalten u. heißen Zone. — Flora von Deutschland u. Deutschösterreich. — Entstehung der Varietäten, Akkomodation neuer Eigenschaften, Ausbildung der Varietäten, Anpassen der morphol. Verhältnisse an die Lebensbedingungen, Varietät, Rasse, Art, Gattung, Familie, Klasse, Ordnung, Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Erste Zustände organisierter Gebilde. Pflanzennahrung u. Aufnahme derselben, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, Schutzmittel, Alter, Feinde, natürliches Ende. — Wie wächst die Pflanze. — Wie bildet die Pflanze Blüte, Frucht, Blätter ꝛc. — Vermehrung, Fortpflanzung, Sporenpflanzen, Samenpflanzen, Generationswechsel. — Allgemeines: Pflanzen der Vorwelt. — Entwicklung unserer jetzigen Flora. — Pflanzengeographie. — Pflanzenkunde der ältesten Zeit in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. — Das Pflanzenreich im Verhältnis zum Menschen u. zu den andern Naturreichen

Medizin. Gesundheitslehre. — Anatomie und Physiologie (Grundzüge).

Historische Wissenschaften.

Geschichte. Ägypten. — Assyrien. Medien. — Persien. — Griechenland. — Rom. — Alexander d. Gr. — Cäsar. — Mittelalter: Oströmisches (Byzantinisches) Reich. — Deutschland bis zur Reformation. — Frankreich. — England. — Kreuzzüge. — Kämpfe der Christen u. Muhamedaner. — Italien. — Neuzeit: Portugal u. Spanien (rückgreifend). — Frankreich. — England. — Holland. — Deutschland. — Polen. — Rußland. — Skandinavien. — Osmanisches Reich. — Dreißigjähriger Krieg. — Siebenjähriger Krieg. — Luther. — Gustav Adolf. — Waldstein. — Friedrich d. Gr. — Kaiser Josef. — Napoleon. — Cromwell u. m. A. — Französische Revolution. — Gegenwart (XIX. Jahrh.): Preußen. — Deutschland. — Frankreich. — Rußland. — England. — Schweiz (rückgreifend). — Skandinavien. — Italien. — Vereinigte Staaten (rückgreifend). — Balkan-Halbinsel (christlich). — Ostindien. — Süd- u. Mittel-Amerika. — Osmanisches Reich. — Persien, Afghanistan u. Turan. — Spanien u. Portugal. — Österreich.

Länder- u. Völkerkunde. Europa: Portugal mit den Azoren. — Spanien. — Frankreich (Norden). — Frankreich (Süden). — England u. Schottland. — Irland. — Belgien. — Holland. — Schweiz. — Italien (Norden). — Italien (Süden). — Deutschland: Der Rhein von Worms an. Elsaß und Lothringen. Baden u. Württemberg. Baiern. Thüringen u. Hessen. Westfalen. Hannover, Oldenburg, Braunschweig. Sachsen. Brandenburg und Provinz

Sachsen. Schlesien. Ost- u. West-Preußen. Posen. Pommern u. Mecklenburg. Schleswig u. Holstein. — Skandinavien: Norwegen u. Dänemark. Schweden. u. Finnland. — Österreich: Alpenländer. Niederösterreich. Böhmen. Mähren u. Schlesien. Galizien u. Bukowina. Istrien u. Dalmatien. Ungarn u. Kroatien. — Balkan-Halbinsel. — Rußland. — Polen. — Asien: Sibirien. — Russisches u. Inner-Asien. — Persien. — Klein-Asien. — Syrien, Arabien. — Afghanistan, Beludschistan. — Ost-Indien. — Hinter-Indien. — Archipel. — China mit Thibet. — Japan. — Australien: Der Australkontinent u. Tasmanien. — Die ozeanische Inselwelt. — Afrika: Marocco. — Algier u. Tunis. — Tripolis u. Inner-Afrika mit dem Tschadsee. — Abyssinien, Galla, Somali, Madagaskar. — Senegal u. Westküste. — Südafrika. — Amerika: Englisch-Nordamerika u. die Vereinigten Staaten (a. Kanada u. die östlichen Staaten, b. die südlichen Staaten, c. der Westen u. Kalifornien). — Mexiko u. Mittelamerika. — Südamerika (Guiana u. Venezuela. Bolivia u. Peru. Chili. Argentinien. Brasilien). — Polarländer.

Kulturgeschichte: Ägypten. — Assyrien, Medien, Persien. — Indien. — Griechenland. — Rom. — China. — Japan. — Völkerwanderung. — Byzantinisches Reich. — Zeit Karl d. Gr. — Das Papsttum. — Entstehung u. Entwickelung der deutschen Städte. — Deutschland zur Zeit der Reformation. — Amerika (Urzustand, Kolonisation, Verfassung, Industrie, Sitten, Gebräuche). — Geschichte der Universitäten. — Frankreich unter Ludwig XIV. — England unter Elisabet. — Spanien unter arabischer Herrschaft. — Blüte der Wissenschaften unter den Kalifen. — Entwicklung des deutschen u. nordischen Mythus. — Die Juden seit ihrer Zerstreuung. — Geschichte der Religionen. — Das XVIII. Jahrhundert. — Das XIX. Jahrhundert. — Die Welt der Slaven. — Geschichte der Erfindungen. — Der Welthandel. — Geschichte der Gewerbe. — Geschichte der Medizin. — Geschichte der Mathematik. — Geschichte des Socialismus. — Geschichte der Heeresbildung u. Kriegführung. — Geschichte des Zeitungswesens. — Die Geschichte des Verkehrs. — Geschichte der Entdeckungen.

Philologie: Die Familie der Sprachen. — Geschichte der Schrift. — Die deutsche Sprache. — Die deutschen Mundarten. — Die germanischen Sprachen. — Die romanischen Sprachen. — Die slavischen Sprachen.

Jurisprudenz: Geschichte des Rechts. — Die wichtigsten strafrechtlichen Fragen unserer Zeit. — Geschichte der Verfassungen. — Der moderne Staat.

Nationalökonomie: Grundbegriffe. — Geschichte.

Philosophie: Geschichte. (Griechische Philosophie. Die Systematiker bis Kant. Neuere Philosophie.) — Geschichte des Materialismus. — Grundzüge der Psychologie. — Grundzüge der Logik. — Entwicklung der Moral. — Geschichte der Pädagogik. (Für die weitere Folge sind Monographien über die hervorragendsten Philosophen in Aussicht genommen.)

Kunstgeschichte: Die Kunst u. die Künste. (Übersichtlich in der Entwicklung ihrer ästhetischen u. technischen Seite beleuchtet.) — Geschichte der Architektur. — Geschichte der Skulptur. — (Der Orient u. die Antike. Wiedergeburt. Michel Angelo. Neuzeit. Ausgrabungen.) — Geschichte der Malerei. (Einleitung. Altertum. Vorklassische Zeit. Klassische Zeit. Italien. Deutschland. Niederlande. Die Gegenwart.) — Geschichte der vervielfältigenden Künste. — Geschichte des Kunstgewerbes. — Geschichte der Musik. — Geschichte der lyrischen und epischen Poesie. (Altertum. Mittelalter u. neuere Zeit. Gegenwart.) — Geschichte des Dramas. — Geschichte des Romans. — Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst. — Geschichte der Oper. (Auch auf diesem Gebiete sind M[illegible] hervorragendsten Erscheinungen des gesamten [illegible]teratur in Aussicht genommen.)